

# Salzburgs hochdeutsche Literatur von 1850—1917

im Rahmen der deutschen Literaturentwicklung.

Von **Martin Feichtlbauer.**

## Zum Geleit.

Im März 1914 kam aus Wien das Ersuchen, für Nagler-Zeidlers Österreichische Literaturgeschichte den Teil: Salzburg zu übernehmen. Da jene Männer Salzburgs, die für eine solche Arbeit in erster Linie in Betracht gekommen wären, gerade mit anderen Studien beschäftigt waren und daher die Übernahme ablehnten, kam die Sache schließlich auf meine Person und so begann ich denn alsogleich mit den nötigen Vorarbeiten. Den ersten Teil 1850—1870 konnte ich nach Pfingsten 1914 abliefern, die Ausarbeitung des zweiten Teiles aber erforderte ungleich mehr Zeit, zumal der Krieg störend dazwischen trat.

Weil für Wien nur das Allerwichtigste in Betracht kommt, entschloß ich mich, eine Übersicht über Salzburgs schöngeistiges Schaffen selbständig und in erweiterter Form drucken zu lassen. Dieser Entschluß wurde noch gestärkt durch die gemachte Erfahrung, daß über Salzburgs Literatur der neuesten Zeit verhältnismäßig wenig geschrieben und eine zusammenhängende Darstellung noch nicht vorhanden ist.

Die Dialektliteratur mußte, weil bei Nagler-Zeidler und von H. F. Wagner schon behandelt, im allgemeinen wegfallen und darum kann auch meine Arbeit nicht den Anspruch auf den Namen einer Literaturgeschichte erheben. Sie bringt vielmehr nur Bausteine zu einem solchen, einer späteren Zeit und einer anderen Hand vorbehaltenen Unternehmen. Aber zuvor wird auch mancher dieser Bausteine noch einer Glättung und Rundung durch den kritischen Hammer bedürfen.

Als Einteilungsgrund ist von 1880 weg die Verschiedenheit der poetischen Gattungen gewählt, obwohl ich weiß, daß diese Einteilung gegenwärtig nicht mehr beliebt ist. Aber für eine erste Bearbeitung schien sie mir doch am geeignetsten. Denn fürs erste ermöglicht sie eine leichtere

Übersicht über das Gesamtschaffen und fürs zweite kann gerade bei den Salzburgern eine Scheidung in Dichtungsgattungen umso leichter durchgeführt werden, als deren Bedeutung fast ausschließlich nur in einer einzigen Gattung zur Geltung kommt und daher störende Wiederholungen vermieden werden können.

Unter „Salzburger Dichtern“ glaubte ich auch jene verstehen zu dürfen, die hier zwar nicht geboren, wohl aber durch langen Aufenthalt in Salzburg eine Art Heimat erworben und ihre Werke hier geschrieben haben. Andere schienen deshalb erwähnenswert, weil sie von Einfluß für die literarische Entwicklung oder durch ihr Schaffen so allgemein bekannt waren, daß sie selbst in der Presse als „Salzburger Dichter“ aufschienen.

Aufnahme fanden ferner nur jene, die selbständige Werke haben erscheinen lassen, während solche Schriftsteller und Dichter, die nur in Zeitungen und Zeitschriften mitarbeiten, nicht berücksichtigt sind. Nur bei einigen sehr bekannten Dichtern wurde eine Ausnahme gemacht.

Vom Herzen danke ich allen, die mich bei der dreijährigen Arbeit irgendwie gefördert und unterstützt haben, besonders den Herren Beamten der k. k. Studienbibliothek und des Städtischen Museums, sowie Herrn Fachlehrer Karl Adrian, Herrn Regierungsrat Ritter von Strele-Bärwangen und meinen liebwerten Kollegen, den Herren Professoren Dr. Franz Forstner, Dr. Alois Außerer, der hauptsächlich den Beitrag über das Theater besorgte, und Dr. Josef Ferner, für die mühevollen und zeitraubende Durchsicht des Manuskriptes und der Druckbogen.

Auch jenen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die mir brieflich ihren Lebenslauf erzählten, und allen, die mich über ihre Angehörigen unterrichteten, sei bestens gedankt.

Möge die Arbeit ihren Zweck, ein kleiner Beitrag zur Heimatkunde unseres schönen Landes zu werden, erreichen. Das gebe Gott.

**Martin Feichtlbauer**

Professor am f.-e. Collegium Borromäum.

## I. Periode.

1850—1880.

Ein Blick auf die hochdeutsche Literatur in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zeigt uns einen mächtigen Aufschwung. Jene Dichter nämlich, die wir gewöhnlich *Realisten* nennen, leisteten so Tüchtiges auf den verschiedenen Gebieten, daß man mit Recht von einem silbernen Zeitalter in der deutschen Literatur reden darf. Allerdings beherrschten nicht diese allein das literarische Feld, denn neben dem Realismus erlebt die Romantik eine kräftige und vielfach gesündere Nachblüte und übt der Klassizismus, mit etwas Romantik vermischt, eine mächtige Wirkung aus. Aber auch politische und soziale Ideen weisen manch hervorragenden Vertreter auf, wie etwa Freytag und Spielhagen, deren Werke so recht der Ausdruck ihrer Zeit sind. Endlich dürfen wir jener Männer nicht vergessen, die auf eine Verschmelzung von Poesie und Geschichte hinarbeiteten und im Geschichtsroman eine beliebte Gattung schufen. Darunter sind Meister wie Konrad Ferdinand Meyer und auch kleinere Geister, eigentlich mehr literarische Spekulanten, wie Dahn und Ebers.

Aber so Tüchtiges auch geschaffen wird, so hervorragende Werke auf dem literarischen Markte erscheinen: es gibt daneben auch viel wertlose Reimerei, einen Sing-Sang und Kling-Klang und ganz schwächlichen Feuilletonismus, süßliche Romantik und jene oberflächliche theatralische Scheinkunst, welche zwar die Sinne blendet und daher die Massen gefangen nimmt, aber alles Geistige leugnet und den Sinn für bleibende Ideale verloren hat. Was Wunder, wenn dann schließlich ein müder Pessimismus aus verschiedenen Dichtwerken spricht und das Krankhafte am Menschheitskörper langsam die Oberhand gewinnt?

Betrübend ist nur die eine Tatsache, daß die gesunden Strömungen in der deutschen Literatur zunächst wirklich von den ungesunden überflutet wurden. So ist es gekommen, daß auch bei uns in Österreich gerade die trefflichsten Talente erst viel später gewürdigt wurden, und nur so ist es auch zu erklä-

ren, daß sich die „Moderne“ rühmte, die echte Poesie gleichsam neu entdeckt zu haben, während doch, was Gutes drunter ist, in den Werken der Realisten und gesunden Romantiker längst vorbereitet lag.

Lenken wir nun unser Augenmerk vom „Reiche draußen“ und vom deutsch sprechenden Österreich auf unser kleines Salzburg, so ist von einer Durchkreuzung eben genannter Richtungen so gut wie nichts zu spüren. Ja, wir haben in diesem Zeitraum überhaupt keine einzige Dichtung, die sich nur halbwegs mit den Werken anderer Länder deutscher Zunge vergleichen ließe. Wohl treffen wir Männer und Frauen, die einiges poetisches Können haben, aber auch bei diesen ist die literarische Betätigung nur Nebensache und mehr angenehmer Zeitvertreib als innerer Schaffensdrang. Allzusehr braucht uns das nicht zu verwundern, denn Gründe für diese Erscheinung gibt es mehrere.

Es sei unter anderm nur auf das wechselvolle Schicksal, das unserm Kronland in geschichtlicher Beziehung beschieden war, hingewiesen. Dieser oftmalige Wechsel der Regierung, die stete Veränderung der politischen Selbständigkeit und alles, was damit zusammenhängt, konnten nicht günstig wirken auf die poetische Betätigung. Und als später ruhigere Zeiten kamen und Salzburg endlich dauernd ein selbständiges Kronland wurde, da galt es, den alten Glanz einer Hauptstadt eines weit und breit berühmten Fürstentums zu ersetzen durch den Ruhm einer internationalen Fremdenstadt und darum sehen wir jetzt eine fieberhafte Tätigkeit, um das alte Stadtbild zu verändern, das Hemmende, Trennende und Einengende wie Wälle, Mauern, Tore zu entfernen, und durch neue Anlagen, durch moderne, oft mehr bestimmten Zwecken als der Kunst dienende Bauten und endlich durch festliche Veranstaltungen mancherlei Art den Fremdenstrom langsam in die liebliche Alpenstadt zu leiten. Also wieder lebhaftere äußere Tätigkeit und zwar im einzigen Mittelpunkt für geistiges Streben, da ja unser Kronland außer der Hauptstadt keine größere Stadt besitzt, die in dieser Beziehung in Betracht käme.

Was aber in diesem Mittelpunkt an geistigen Kräften tätig war, das widmete sich in erster Linie der Musik und der Wissenschaft. Beide besitzen in Salzburg von Alters her das Heimatrecht und zogen gerade die tüchtigsten und

besten Köpfe in ihren Bann. Darum auch die Erscheinung, daß fast alle folgenden Dichter zugleich Männer der Wissenschaft sind und als solche zunächst bekannt waren und ihr poetisches Schaffen vielfach den Stempel der romantischen Oper aufgeprägt trägt.

Dazu kommt endlich der Mangel eines poetischen Vorbildes, eines gewaltig lodernden Brandes auf dem Herde der Dichtkunst, an dem sich ein anderes Talent hätte entzünden können. Wir wissen aus der Geschichte, wie selbst die größten Talente zuerst durch andere sind angeregt worden und in deren Nachahmung dann selbständig den Weg zur Höhe gefunden haben. An solchen Vorbildern fehlte es in Salzburg, soweit einheimische Dichter in Betracht kommen. Zwar war das Interesse an der Literatur sozusagen traditionell, wie uns verschiedene Vereine und ein Blick in die Zeitungen schon aus früherer Zeit klar beweisen, aber für die poetische Betätigung selbst fehlte jede Tradition. So wäre selbst ein wirkliches poetisches Talent, wenn ein solches schon aufgestanden wäre, auf ausländische Muster angewiesen gewesen. Denn wer sollte hier als besonders anregend in Betracht kommen? Ladislaus Pfest ist bereits 1816 gestorben. Johanna Sedelmayer (geb. 1811, gest. 1853 zu Salzburg) war zwar eine gut veranlagte Poetennatur und selbst König Ludwig von Bayern, Lenau, Feuchtersleben zollten ihr Anerkennung. Aber die demütig bescheidene Dichterin, welche überhaupt nur auf Zureden anderer zur Herausgabe ihrer Gedichte (1832) gebracht werden konnte, war von zu großer Unterschätzung ihrer Leistungen erfüllt und führte ein zu zurückgezogenes Dasein, um auf weitere Kreise zu wirken oder junge Dichter mit sich fortzureißen. Der einzige Dichter, der dies etwa vermocht hätte, wäre Ferdinand Sauter (geb. 1804 in Werfen, gest. 1854) gewesen. Aber gerade er war als Dichter nie in Salzburg, sondern zuerst in Wels und von 1825 an in Wien. Und dann ließ sein ungezügelter Lebenslauf, seine zwiespältige Natur, welche keine Brücke fand vom Müssen zum Wollen, seine Neigung zu gereimten Derbheiten sein wirklich schönes Talent nicht ausreifen, sondern ihm zerrann, weil er sich nicht zu zügeln wußte, sein Leben und sein Dichten. Hat er sich doch nicht einmal aufgegriffen, seine Gedichte selbst zu sammeln, sondern erst Julius v. d. Traun hat dies, zum Teil wenigstens, 1854 getan. Also,

richtunggebendes Vorbild konnte, so wie die Dinge nun einmal lagen, auch der Freund Lenaus, Ferdinand Sauter, nicht sein.

Wir finden daher in diesem Zeitraum wenig selbständige Erzeugnisse größeren Umfanges auf Salzburger Boden, soweit es sich um Erscheinungen in Buchform handelt, und die wenigen haben geringen literarischen Wert. Wer indes glauben möchte, die Freude am Singen und Sagen sei überhaupt geschwunden, wäre doch wieder irrig dran.

Wozu gab es denn Zeitungen? Viel mehr als dies heute der Fall ist, waren diese damals die Zufluchtsstätten sangeslustiger Menschen. Und daher treffen wir denn auch in den Zeitungen zahlreiche Gedichte. Es gab in diesem Zeitraum bei dreißig Zeitungen neben- und nacheinander. Manche tauchten wie Pilze auf und verschwanden ebenso rasch wieder. Dann öffneten auch der „Reichenhaller Grenzbote“, der „Ischler Fremdensalon“, die „Warte am Inn“ u. a. gerne ihre Spalten. Einige Gedichte sind auch auf Flugblättern erschienen, also Raum genug für herbergsuchende Musenkinder. Einen beträchtlichen Teil unter all diesen nehmen die Gelegenheitsgedichte im engsten Sinn des Wortes ein. An solchen Gelegenheiten fehlte es wahrlich nicht.

So rief schon das Jahr 1848 auch in Salzburg mehrere Gedichte hervor. War doch auch hier etwas vom neuen Geiste zu spüren und dieser zeigte sich in gewaltiger Redelust, in bald schärferem, bald harmloserem Zeitungsgeplänkel, in freierer Aussprache seiner politischen Meinung, wie uns u. a. die „Fragmente aus den Märztagen in Wien“ (Rundschau 1848, Nr. 7) oder die ständige Rubrik: „Zensurfreie Gedanken“ beweisen.<sup>1)</sup> Aber auch in der Poesie ward die neue Freiheit gepriesen und bald lauter, bald leiser greift der eine oder andere in die Saiten, um beim Sturm politischer Lyrik, wie er damals den deutschen Dichterwald durchbrauste, auch ein wenig mitzuharfen. So singt ein Ungenannter in der Juvavia 1848, Nr. 62, ein grimmiges Lied, wo er den Frühling als Demagogen schildert, weil er die Bächlein von Eisesfesseln befreit hat und die Vögel wieder singen heißt. Und jede Strophe schließt er:

<sup>1)</sup> Vgl. auch: Julius Waldt, Salzburg in den Märztagen 1848. Salzburger Volksblatt 1908, Nr. 62.

Schleppt den Frühling in den Kerker,  
Denn er ist ein Demagog,  
Weil er der gewohnten Herrschaft  
Seines Vaters uns entzog,  
Uns um unsre lange Nächte  
Und den schönen Schlaf betrog.  
Schleppt den Frühling in den Kerker,  
Denn er ist ein Demagog.

Und Adolf Steinhäuser ruft seinem Heimatlande die Mahnung zu:

Auch du, Juvavia, sollst dich erheben,  
Wach auf, wach auf, wir haben ausgeschlafen;  
Nun fordere zurück, was man dir nahm.  
Du stehst verwaist in Österreichs Völkerbunde,  
Hast keine Stimme noch in seinem Rat.

Juvavia, 1848, Seite 13.

Harmlos, aber witzig bringt in einem Flugblatt G. Pelrich<sup>2)</sup> seinen „Jubel und Dank an die Erkämpfer der jüngsten Errungenschaften“ zum Ausdruck. Er freut sich, daß künftig nicht jedes Glas Bier im Beisein lästiger Zeugen zubereitet und getrunken wird und künftig das Salz, die so unentbehrliche Würze, nicht mehr allein um Gold zu haben sein wird. Wertlos, aber gut gemeint, ist auch die patriotische Blumenspende des Heinrich Egalis, die unter dem Titel „Schwarzgelb“ 1866 erschienen ist.

Einen anderen Anlaß zum Dichten boten die zahlreichen, oft mit großer Pracht gefeierten Festlichkeiten. Fast jedes Jahr war irgend eine große, rauschende Festlichkeit und da brauchte man denn auch jedesmal zur Begrüßung und Verherrlichung entsprechende Festgedichte.

Weiter herrschte eine rege Vereinsgründung, sei es zu politischen, sei es zu charitativen, wissenschaftlichen oder auch rein geselligen Zwecken, und da gab es wieder Gelegenheit, zu gewissen Zeiten den Pegasus zu besteigen.

Reichste Anregung boten dann Namenstage, Gedenkfeiern, Jubiläen und Todesfälle für gewisse Personen, von welchen Mozart und P. Haspinger, der zuletzt in Salzburg

---

<sup>2)</sup> Unter diesem Namen verbirgt sich G. Abdon Pichler. Dieser liebte Decknamen ganz besonders und schrieb noch unter folgenden: G. Abdon; G. A. Aradek; G. Parin; Arn; Lois von der Leithen. Schließlich ist auch sein Vorname G. Abdon willkürlich, denn eigentlich hieß er Johann Georg.

wohnte, weitaus am öftesten poetisch verherrlicht werden. Wie bestimmte Personen, so reizten auch gewisse Orte, ganz besonders Gastein, immer wieder zu dichterischer Betätigung.

Endlich gaben einzelne Ereignisse trauriger Natur Anlaß, in die Saiten zu greifen, und wurden auch manchmal der nächste Anstoß zu selbständigen Veröffentlichungen in Buchform, wo dann nicht nur Gelegenheitsgedichte, sondern auch andere, darunter manch schönes Blümlein, zu finden sind. So z. B. ließ ein X. Y. Z. (= Ludwig D i e r n a c h e r) 1857 ein Bändchen Gedichte: „Zwischen den Dornen“ erscheinen aus Anlaß des großen Brandes in Straßwalchen. Allerdings ist der poetische Samen „zwischen den Dornen“ vollständig erstickt worden und daher nicht aufgegangen. Viel wertvoller ist das „Skizzenbuch aus Salzburg“ (1865). Die Einäscherung Radstadts durch ein Großfeuer war die nächste Veranlassung zur Herausgabe. Hier treffen wir Salzburger und Ausländer als Mitarbeiter und in Poesie und Prosa ist manche wertvolle Gabe zu finden. Hier nennt sich der bekannte Dialektdichter Radnitzky zum erstenmal „Finke“ und als „Fink von Mattsee“ ward er denn auch in der Folgezeit bekannt und genannt. Von einzelnen Dichtern wird im folgenden noch die Rede sein.

Fragen wir uns nun nach den Dichtern selbst, welche für diesen Zeitraum hauptsächlich von Bedeutung sind, so kommen verhältnismäßig wenig Namen in Betracht und von diesen wenigen sind nicht alle geborene Salzburger.

Wiederholt begegnen uns die Namen: Alexander A b f a l t e r, unter dessen mehr zur Reflexion neigenden Gedichten nur die treffliche Ballade: „Der Harfner auf dem Felbertauern“ (Salzburger Post 1851, Seite 1033) und das stimmungsvolle Gedicht: „Das vergessene Grab“ (Salzburger Landeszeitung, 1853, Seite 995) hervorgehoben seien, weiter P. Aemilian K o e k, der in seinen „Märzblüten“ (Salzburger Volksblätter) die neue Bewegung der Geister dichterisch behandelt.

Ganz besonders sind um diese Zeit hervorragende Botaniker dichterisch tätig und strömen die Begeisterung, welche sie im vertrauten Umgang mit der Natur empfangen haben, in zahlreichen Gedichten aus.

Genannt seien Ignaz Z w a n z i g e r, geb. 1822 zu Margarethen am Moos, N.-Ö. Zwar war er nur kurz in Salzburg

(1851—53), aber die Nachrufe, welche dem bescheidenen, charaktervollen Mann bei seinem frühen Tode gewidmet wurden, sagen uns deutlich, wieviel er in Salzburg gegolten hat. In seinem „Salzburger Ehrenblumenkranz“ hat er die meisten Blumen dieses Landes besungen und trug sich auch mit dem Gedanken, ein Bändchen „naturhistorischer“ Gedichte zu veröffentlichen. In mehr als zwanzig Zeitungen hat er ferner Erzählungen, Gedichte und Skizzen geschrieben. Seine Gedichte, öfter von baldiger Todesahnung durchzittert, zeigen ihn als warmen Naturfreund, doch mag es ihm manchmal nicht leicht gewesen sein, den naturhistorischen Stoff in poetische Form zu zwängen. Botaniker und Poet zugleich war auch \*Rudolf Hinterhuber.<sup>3)</sup> 1802 ist er als Sohn des Apothekers und Botanikers Georg Hinterhuber zu Krems, N.-Ö., geboren. Aber Salzburg wurde seine wirkliche Heimat, an der er mit rührender Begeisterung hing. Hinterhuber ist das leuchtende Beispiel eines deutschen Mannes, der sich mit Frömmigkeit und Strebsamkeit sein Lebensschicksal schmiedet und auch dann nicht verzagt, wenn Sturm und Ungewitter ihn hart umtosen. Er selbst hat 1885 seine Lebensschicksale mit zitternder Hand noch niedergeschrieben.<sup>4)</sup> Aber er war auch als Dichter sehr bekannt. Besonders stand er dem Salzburger Theater nahe, schrieb Prologe, Epiloge, Lustspiele und Theaterstücke mehr opernartigen Charakters. Offenbar beeinflußt von der romantischen Oper jener Zeit, enthalten seine Stücke zu viel Romantisches, um ernsteren Ansprüchen genügen zu können, arbeiten zu sehr mit veralteten Motiven, um auch jetzt noch vor der Kritik bestehen zu können. Aber sie sind in mancher Beziehung nicht uninteressant, ragen in sittlicher Beziehung turmhoch über unsere nach französischem Muster verfertigten Operetten etc. hinweg und haben an allen Orten (z. B. Salzburg, Hallein, Ischl), wo sie aufgeführt wurden, freundlichen Beifall gefunden. Ein Beweis, daß sie dem Geschmacke der damaligen Zeit entsprachen. Das Stück „Die weiße Rose“, schon im Titel romantisch und von

<sup>3)</sup> Ein Sternchen vor dem Namen bedeutet, daß die Lebensdaten von den nächsten Verwandten des Dichters stammen. Zwei Sternchen, daß sie vom Dichter selbst gegeben sind.

<sup>4)</sup> Herrn Oberbergrat Otto Hinterhuber sei für Überlassung der Manuskripte seines Vaters an dieser Stelle der beste Dank gesagt.

Taux in Musik gesetzt, wurde auch in Linz und Brünn aufgeführt. Als echtster Vertreter der Romantik auf der Bühne mit ihrer sprunghaften Handlung, vielfach psychologisch unmotivierten Szenen, wo einsame Hütten, Glockenläuten, Wiedererkennungen und ahnungsreiche Personen eine Hauptrolle spielen, ist Hinterhuber für Salzburg gewiß eine eigenartige Erscheinung.

Viel bedeutender aber als hier und in seinen Gedichten ist er als lebendiger Schilderer der heimatlichen Fluren und Berge. In seinem Büchlein „Aus den Bergen“ bringt er die Naturschönheiten Salzburgs auf ebenso einfache wie anschauliche Weise zur Darstellung und seine Märchen und Sagen sind nicht nur frisch und warmblütig, sondern auch in glänzendem Stil geschrieben. Dabei sind ihm auch spannende Darstellung und farbensatte Zeichnung der Landschaft in hohem Grade eigen. 1834 eröffnete er in Mondsee eine selbständige Apotheke und dieser Ort blieb von jetzt an die Stätte seines Wirkens. „Mir war mein Häuschen mein Himmel“ schreibt er. Es war ein geradezu vorbildliches Leben, das er an der Seite seiner Frau, die ihm am 26. Mai 1834 durch den Prälaten von St. Peter Albert Nagenzaun in Maria Plain angetraut worden war, und in Mitte seiner Kinderschar führte. Und kamen auch harte Tage, sein Gottvertrauen verließ ihn nie. „Gottvertrauen war es, ja lacht nur, Gottvertrauen trotz aller gelehrten Einsprüche, trotz der Weisheit der Gottesleugner, Gottvertrauen ließ mich nie, nie sinken.“ Neben seinem Berufe war er noch ein eifriger Botaniker und hat zehn Diplome gelehrter Gesellschaften erhalten. Aber auch im Kreise seiner Mitbürger genoß er großes Ansehen und Vertrauen und nahm nach und nach alle bürgerlichen Ehrenstellen ein. 1892 ist er hochbetagt gestorben.

Noch einen Botaniker müssen wir erwähnen, der für Salzburgs Literatur Bedeutung hat, nämlich: Franz S t o r c h, geb. zu Gastein 1812, gest. 1897 zu Salzburg. Arzt und Botaniker zugleich, war er in seinem Vaterland ein sehr geachteter Mann, entfaltete aber auch als Schriftsteller eine rege Tätigkeit. Lebensbeschreibungen und zahlreiche andere Aufsätze stammen aus seiner Feder, für Salzburg aber kommt er hauptsächlich in Betracht durch seine S a g e n s a m m l u n g, 9 Bändchen 1853—58. Es sind durchwegs Sagen in gebundener Rede und die Sammlung umfaßt das ganze Land an der Salzach und

Saale. Unter den Dichtern sind auch solche, welche zwar sonst mit Salzburg nichts zu tun haben, wohl aber unter ihren Gedichten Bearbeitungen von Salzburger Sagen aufweisen. Die reichhaltige Sammlung läßt in ihrer Auswahl besonders drei Gesichtspunkte hervortreten: eine lebendige Vorstellung von einer sittlichen Weltordnung, sinnige Betrachtung und kindliche Freude am Leben der gesamten Natur und endlich bürgerlichen Sinn und Achtung der anderen Stände. Ohne Zweifel wurzeln die Züge, wie sie hier in den Sagen hervortreten, im Volke, wo die Sagen erzählt werden. Storch hat weiter auch noch die Sagen und Legenden des Gasteinertales gesammelt.

Aber noch ist die Reihe dichtender Naturforscher und Mediziner nicht erschöpft. Hat doch gerade der Naturforscher und Arzt Gelegenheit, Natur und Menschenleben gründlich kennen zu lernen. Daher glänzen gerade in der neueren und neuesten Literatur die Namen vieler Ärzte zugleich am Dichtershimmel und auch in Salzburg selbst werden uns später noch dichtende Ärzte begegnen.

Hier handelt es sich zunächst um Wallmann und Gotter.

Heinrich Wallmann<sup>5)</sup> ist 1827 in Mattsee geboren. Wie Hinterhuber hat er sich aus bescheidenen Verhältnissen zu einer sehr geachteten Stellung emporgearbeitet, was allein schon auf seinen trefflichen Charakter schließen läßt. Tüchtig und arbeitsfreudig als Militärarzt, fand er doch auch noch Zeit, schriftstellerisch tätig zu sein. Zunächst auf seinem Fachgebiete, dann besonders in Alpinistik und Touristik, und er darf auch als Begründer der Jahrbücher des Österreichischen Touristenklubs angesehen werden. Doch auch als Dichter brach er manch bunte Blume, wie uns zahlreiche Gedichte in der Beilage des Salzburger Volksblattes, im Braunauer Kalender, bes. 1865—71, und in der Warte am Inn beweisen. Als Dichter nennt er sich gern Heinrich von der Mattig. Manche Lieder sind etwas schwerflüssig, andere wieder leichtbeschwingt, enthalten schöne Gedanken und besonders warme Begeisterung, wenn er vom schönen Heimatlande singt. Salzburg ist ihm seine „Liebste“ und mit lauten Worten preist er deren Vorzüge. Lieder wie: „Schwebt nach Westen, Sehnsuchtstöne,“ das durch die treffliche Melodie in weite Kreise gedrunken ist, und seine Salzburger

<sup>5)</sup> Vgl. Landeskunde 1864 und 1866. Bes. 1899.

Hymne atmen warme Heimatliebe. Auch als Dialektdichter und Dramatiker ist er hervorgetreten, doch ist von seinen Stücken keines in die Öffentlichkeit gedrungen. Es sind meist kleine Einakter, die hauptsächlich in den Jahren 1856—70 entstanden sind. Einfluß der damaligen Opern- und Operetten-Dichtung ist erkennbar in seinem Text zu einer Operette: „Zankapfel“, wo Offenbach dem Verfasser über die Schultern guckt. Wallmann ist als Oberstabsarzt 1898 in Wien gestorben, liegt aber in Mattsee begraben.

Während alle bisherigen Vertreter Neigung zur Romantik zeigen, kommt bei \*Joh. Gotter klassischer Einfluß zum Ausdruck. Schon seine Vorliebe für Balladen-Dichtung nach Art Schillers kennzeichnet seine Vorbilder, unverkennbar aber ist die Nachahmung, wenn wir seine Balladen mit denen Schillers in bezug auf Stil und Wortschatz vergleichen. Meist wählt er Sagen oder Stoffe aus dem Bauernkrieg für seine romanzenartigen Balladen und entwickelt dabei wie sein Vorbild rhetorisches Pathos durch glanzvolle, markige Sprache, prächtige Bilder und zahlreiche Beiwörter.

Gotter war ein viel belesener und weitgereister Mann, wie uns seine Tochter in einem Faszikel, der im städt. Museum verwahrt liegt, ausführlich erzählt. Er ist 1806 im Johannes-schlößchen auf dem Mönchsberg geboren. Dann kam er nach Hofgastein, wo sein Vater Pflegegerichtsdienener war. Später wandte er sich dem Studium zu und wirkte bis 1861 als Medizinalchirurg in Hofgastein. 1848 wurde er Hauptmann der Gasteiner Nationalgarde, als welcher er das Marschlied: „Schützen ziehen aus“ .. dichtete, das im Gasteinertale fast zum Volkslied geworden ist. 1861 wurde er in den Landtag gewählt und wurde auch Mitglied des Landesausschusses. 1865 ging er zur ewigen Ruhe ein. Als ausgezeichnete Sprachenkenner stellte er verschiedene „Blumenlesen“ zusammen und schrieb auch seine Reiseeindrücke in Norddeutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz sorgfältig nieder. Besonders aber war er ein großer Verehrer alter und neuer Klassiker. 1851 ließ er ein Bändchen Gedichte: „Gastuna“ erscheinen. Als Beispiel für seine Nachahmung Schillers sei die Ballade: „Der Lindwurm“ erwähnt.

Schon die Anlage erinnert an Schillers Taucher. Wie dort der König seine Ritter, so versammelt hier Weitmoser seine Berg-

knappen, um ein Ungetüm zu bekämpfen, das in einem See haust, also ein Motiv, wie es Schiller im Kampf mit dem Drachen behandelt:

. . . Und ein Jüngling tritt aus der Knappen Kreis . . .  
 Abwerfend das Obergewand,  
 Schlägt Renzo ein Kreuz und stürzt sich hinab.

Da wird aber Weitmosers Gefühl wach, weil er den Jüngling in Lebensgefahr sieht, und er fragt:

Wer wagt den Versuch, den Renzo zu retten?  
 Er nehme zum Lohn diese goldene Ketten.“  
 Doch sieh! Kein Retter will kommen.  
 Sie schweigen beklommen . . . . .  
 Es rauschet und schäumt die Flut,  
 Bald strebet ein blendender Nacken hervor,  
 Da schallet unendlicher Jubel empor:  
 „Ihn bringet der Himmlischen Gnade  
 Gesund ans Gestade.“  
 Und der Jüngling schwimmt und entsteigt den Wogen..  
 Drückt die Hand an die Wange  
 Tief atmend und lange . . . usw.

In bunter Wahl treffen wir dann schmückende Beiwörter, welche uns augenblicklich an das eine oder andere Gedicht Schillers erinnern, doch auch Anklänge an Goethe, Gleim, Ebert finden sich vereinzelt in Motiven oder Versformen.

Freund der Naturwissenschaften, Pharmazeut und Dichter ist endlich auch Heinrich Reitzenbeck.<sup>6)</sup> 1812 zu Wels, O.-Ö., als Sohn eines Kaufmannes geboren, wandte er sich nach der gewöhnlichen Schulzeit der Pharmazie zu und verbrachte seine Lehrzeit in Gastein. Dann bezog er die Universität Wien und studierte Naturwissenschaften. Nachdem er sich das Diplom eines Magisters erworben, kam er zuerst nach Bozen und Meran, hierauf nach Linz, wo er mit Stifter verkehrte, und zuletzt als Professor an die eben errichtete Realschule in Salzburg. (1851.) Hier blieb er bis zu seinem Tode 1893. Sein Hauptwerk: Glimmer, 4 Bde. (1846) fällt vor seinen Salzburger Aufenthalt und enthält verschiedene Gedichte, darunter sehr frische Dialektgedichte; weiter ein handlungsarmes Volksstück: Der reiche Bettler; dann kurze Geschichten und Novellen, wo der Einfluß Jean Pauls erkennbar ist. Ansätze zu guter Charakteristik scheinen auf, vor allem aber

<sup>6)</sup> Brümmer V, Seite 431. Salzburger Volksblatt 1893, 6. Februar.

fällt der Gebrauch kurzer, einzelne Handlungen vorführender Sätze auf, so daß man öfter den Eindruck des ganz modernen Telegramm- oder Sekundenstils erhält. Z. B. Am Theatereingang . . . Stax ist entzückt. Man schellt. Dieser liest. Er öffnet die Schranke. Die Damen eilen zu Schiff. Diener mit Gepäck folgen nach. (IV. Seite 119 und 127.) Auch die Romantik ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen, doch macht sich bei ihm ein stark lehrhafter Zug bemerkbar, der ja auch Stifters spätere Werke beherrscht. Hier in Salzburg gab er sich denn auch mit großem Eifer pädagogischer Schriftstellerei hin, gründete die „Blätter aus Salzburg“ und schrieb Kindergeschichten. Von wissenschaftlichen Arbeiten seien erwähnt seine Programmarbeiten, besonders die vom Jahre 1862 und 1872. 1876 trat der tüchtige und religiös gesinnte Schulmann in den Ruhestand und lebte fortan ganz seinen literarischen Studien.

Stellte schon Reitzenbeck seine Feder in den Dienst der Jugend, so ist dies ausschließlich der Fall bei P. Heinrich Schwarz<sup>7)</sup>, O. S. B. Er hat sich den Namen eines Christoph v. Schmid Salzburgs verdient und in der Tat: in Reinheit der Gesinnung, edlem Streben nach Bildung des jugendlichen Herzens und aufrichtiger Liebe zur Jugend darf er dem bekannten Jugendschriftsteller wohl an die Seite gestellt werden. Freilich teilt er auch dessen Fehler: Allzu aufdringliche Lehrhaftigkeit. Er selbst war ein begeisterter Verehrer Schmidts und dessen Bild hing ständig in seinem Zimmer. Um auf weitere Kreise wirken zu können, rief er 1850 die „Christliche Kinderzeitung“ ins Leben, die erste Jugendzeitschrift Österreichs, die aber aus äußeren ungünstigen Verhältnissen bald wieder einging und erst 1881 unter dem Titel: „Der Jugendfreund“ neu erschien. Er arbeitete aber auch an anderen pädagogischen Zeitschriften fleißig mit und gründete eine „Jugendbibliothek“. Ganz besonders aber war er unermüdlich tätig, durch kleine Erzählungen, Fabeln, Kindergespräche und Lebensbilder unmittelbar aufs Kinderherz zu wirken. Treuherzig und schlicht abgefaßt, steuern sie geradelinig auf den Zweck

---

<sup>7)</sup> F. J. Müllermeister, Die Jugend- und Volksschriften-Literatur, 2. Jahrg. 1887, Nr. 2—5, Salz. Chronik 1893, Nr. 214; Scriptorum O. S. B., qui 1750—1880 fuerunt. Vieles erzählt P. Schwarz selbst unter dem Titel: Aus meinem Leben.

los, den jedes Stück zu erfüllen hat. Oft ist die Moral in Form eines Denkverses ausgesprochen, um so im Gedächtnis leichter zu haften. Er war weit über die Grenzen Salzburgs hinaus bekannt und seine „Erholungsstunden“, drei Folgen, sind ins Französische und Ungarische übersetzt worden. Von seinen zahlreichen Werken seien weiter noch genannt: Kleine Lebensbilder, Kurze Fabeln für die liebe Jugend, Schlüsselblumen, Schauspiele und Gespräche, Vergißmeinnicht und Franz Traugott. Dagegen ist Stefan Türri, der ihm merkwürdigerweise auch in der neuesten Auflage von Brümmers Lexikon noch zugeschrieben wird, nicht von ihm. Die „Leipziger Blätter für Unterhaltung“ haben diesen Irrtum zuerst eingeführt. Schwarz hatte ein Recht, auf dem Gebiete der Jugenderziehung ein Wort mitzureden, war er doch durch fünfzig lange Jahre Präfekt der Klosterschule in Michaelbeuern und hatte so Gelegenheit genug, einen tiefen Blick ins jugendliche Herz zu tun. 1819 erblickte er in Saalfelden das Licht der Welt, 1840 wurde er im genannten Stifte eingekleidet und 1844 feierte er seine Primiz. Schon 1845 wurde ihm das Amt eines Präfekten übertragen und in diesem Wirkungskreis fand er das ganze Glück seines Lebens. Gestorben ist er 1894. Bei Lehrerkonferenzen war er ein gern gesehener Gast und auch in wissenschaftlicher Beziehung hat er sich als katechetischer Schriftsteller verdient gemacht. Man ist heutzutage mit der Art, wie Schmid, Schwarz und andere für die Jugend geschrieben haben, nicht mehr einverstanden. Gut. Aber diese Männer deshalb zu verhöhnen, ist ungerecht. Man vergißt, daß zu jener Zeit, wo die Volks- und Jugendliteratur stofflich noch vielfach in der Romantik, der belehrenden Absicht nach im Aufklärungszeitalter und der nicht selten zu aufdringlichen Frömmigkeit nach im Pietismus wurzelte und als eigene Gattung eben erst im Entstehen war, künstlerische Gesichtspunkte eben nicht lebendig waren, sondern lediglich erzieherische nach dem Grundsatz: Worte bewegen, Beispiele ziehen an. Um solche „Beispiele“ in Form von Geschichten war es jenen Volks- und Jugendschriftstellern in erster Linie zu tun, und will man einen solchen Standpunkt auch nicht loben, so soll man ihn wenigstens verstehen lernen. Übrigens haben diese alten Pädagogen praktisch gewiß ebensoviel, wenn nicht mehr zum Wohle der Jugend geleistet als manch moderner, der über sie die Nase rümpft.

Kindererzählungen schrieb auch der bedenklich fruchtbare Gebäudeverwaltungsanzlist Josef M a r e k (1830—1859), aber er begnügt sich nicht mit angehängter Moral, sondern setzt sie auch zu Beginn der Erzählung. Seine zahlreichen Theaterstücke („Der Sieg des Glaubens“, hist. rom. Drama in 1 Akt 1855; „Lorbeerkranz“, gewunden um das Haupt Mozarts 1856; „Theodor Körner“, Lebensbild 1856; „Die Kaffeeschwester“, Lustspiel 1857; „Der Komet“ 1857; „Die Marketenderin von Sebastopol“ 1857) sind gänzlich belanglos und nur als neuer Beweis für die romantischen Einflüsse auf dramatischem Gebiete, wie wir solche in viel besserer Weise schon bei Hinterhuber feststellen konnten, interessant. Erwähnung verdient noch der allerdings sehr bescheiden ausgefallene Versuch, eine Dorfgeschichte: „Ein Mütterchen“ zu schreiben.

Einen besseren Versuch, ein historisches Drama zu schreiben, hat \*Friedrich V o l d e r a u e r gemacht. Er ist als Sohn eines Kaufmannes 1844 in Salzburg geboren, besuchte später die Realschule und trat nach vorübergehendem Aufenthalt in Wien, wo er chemischen Studien oblag, in das Geschäft seines Vaters. Zur weiteren Ausbildung machte er dann weite Reisen, ließ sich aber während des Krieges 1870/71 dauernd in seiner Vaterstadt nieder, wo jetzt auch seine dichterische Neigung zum Durchbruch kam. In Buchform liegt jedoch nur wenig vor. Sein Revolutions-Drama: „Eulogius Schneider“ (1880) ist zwar dem Aufbau nach mehr Novelle, birgt aber einzelne lebendig gestaltete Szenen und der gut gezeichnete Hauptcharakter vermag trotz seines blutbefleckten Lebens zum Schlusse unser Mitgefühl zu gewinnen. Das Drama ist halb (2 Akte) in Prosa, halb in fünf Fußigen Jamben geschrieben. Ohne jede Bedeutung hingegen ist der matte Studentenuk in Versen: „Die kranken Bären“. (1877.) Unter seinen G e d i c h t e n (1877) gelingen ihm epische Motive besser als lyrische. In diesen ist er mehr beschreibend als gestaltend und auch seine Naturgedichte sind mehr gedacht als geschaut. Er selbst vergleicht sich mit einem Holzknecht, der Scheiter schichtet, „während er Gedanken schiebt.“ Wiederholt kommt er auf bittere Lebenserfahrungen zurück und hier erfreut uns dann oft ein warmer Ton, wie etwa im Gedichte: „Armes Herz“ (32) mit dem Schlusse:

Ja, ich glaub' von Erdenlasten  
 Kam auf mich ein größ'rer Teil,  
 Als wohl hundert andre faßten.  
 Mög' es sein zu meinem Heil!

Rührend gibt er seiner Liebe zum Mütterlein Ausdruck in den schlichten Versen:

Fallet einst ein Blatt vom Lorbeer  
 Auf mein schwaches Tun,  
 Soll es nicht auf meinem Haupte,  
 Nur auf deinem ruhn. (An meine Mutter 103.)

Grammatikfehler und sprachliche Härten zugunsten von Vers und Reim, wie hier „fallet“ kommen öfter vor. Sehr scharf sind manche satyrische Gedichte, mit welchen er sich gegen seine persönlichen Widersacher wendet:

Die mit Mist und Jauche dungen,  
 Nützen Blüt' und Früchten,  
 Ihr mit eu'ren bösen Zungen  
 Brachtet mich zum Dichten.

Eu're Fäulnis ward der Grund  
 Für mein geist'ges Streben,  
 Doch zerrissen ist der Bund  
 Zwischen uns fürs Leben. (Böse Zungen 67.)

Frisch und lebendig sind manche seiner epischen Gedichte, z. B. Der schaurige „Sturm“ (82) oder die in glatten Versen geschriebene Sage vom Untersberg, die inhaltlich an den Mönch von Heisterbach erinnert. Mit den genannten Dichtern ist die Reihe in Salzburg geborener oder durch lange Jahre hier wirkender Schriftsteller abgeschlossen. Um aber das Bild zu vervollständigen, sei auch noch einiger Männer und Frauen gedacht, die hier längere Zeit lebten oder in unserer Stadt ihren Lebensabend beschlossen. Besonders die Zeit von 1870—80 wird von Ausländern beherrscht.

Ein in Salzburg gutbekannter und viel gefeierter Mann war Dr. Märzroth, wie sich der bekannte österreichische Dichter Moritz Barach nannte. Er ist 1818 zu Wien geboren, weilte seit 1870 ständig in unserer Stadt und starb hier 1888. Er verbrachte auch seinen Lebensabend noch in reger literarischer Tätigkeit und die Feier seines vierzigjährigen Schrift-

stellerjubiläums<sup>8)</sup> beweist uns die allgemeine Hochschätzung, deren er sich gerade hier erfreute. In zahlreichen Artikeln behandelte er Salzburgs Leben und Treiben (Salzburger Bergputzer, Salzburger Typen, Federzeichnungen aus den Salzburger Alpen) und hat sich auch auf erzählendem Gebiet noch vielfach betätigt. In seinem „Neu-Decameron“ (1887) liebt er es, nach Art von Volksschriftstellern mit dem Leser in Verbindung zu treten und sagt von sich selbst einmal: Da ich nicht zu jenen herzlosen Erzählern gehöre, welche es lieben, die Leser aus Honorarrücksichten oder auch nach den Gesetzen spannender Novellistik in die Folterjacke der Neugierde zu spannen, so will ich . . . . (Wie Aschenbrödel erlöst wurde, Neu-Decameron, S. 271). Nicht unerwähnt möge bleiben, daß er einige recht liebe Kunstmärchen geschaffen hat, weiter in seinen hier geschaffenen Gedichten wiederholt gegen die gleichzeitige Literatur anrennt und sich überhaupt in knapper satyrischer Spruchdichtung mit seiner Zeit auseinandersetzt. Wir treffen solche *Z e i t d i c h t u n g* auch in der Folgezeit noch und vielleicht ist diese Tatsache, sowie der spätere Kampf gegen die moderne Literatur auf Märzroth zurückzuführen. Sein Büchlein: *Bitt gar schö — singa lass'n, Gedichte in Salzburger Mundart*, (1878) zeigt, daß er den Dialekt zu wenig beherrscht, ganz abgesehen davon, daß es einen durchwegs einheitlichen Dialekt im Lande nicht gibt. Die Gedichte sind meist heiteren Inhaltes und auch manch kräftiger Spruch ist drunter:

Hast dein Vadan net recht g'ehrt,  
 Hast bald mit eam aufbegehr.  
 Awa d'Zeit kimmt, da wirst sag'n:  
 „Kunnt i nur mein Vadan frag'n.“ (73)

Sehr scharf wird er in seinen *Kleinen Wahrheiten* (1880).

Die Form bestimmt. Auf Inhalt  
 Beliebt man zu verzichten.  
 Das gilt von allen Dingen  
 Sogar auch von — Gedichten! (15)

oder:

Nennst du m i c h den Besten,  
 Nenn' ich d i c h den Meister.  
 Das ist jetzt der Schacher  
 Für moderne Geister. (Alter und neuer Stil 34.)

<sup>8)</sup> Siehe Engl, Salzb. Zeitung 1875, S. 1: Ein Schriftstellerjubiläum. Weiter zahlreiche Notizen in Salzburger Blättern. Vgl. auch Brümmer I, Seite 116. Wurzbach, Biogr. Lexikon u. Nagler-Zeider, Öst. Ltrg.

In anderen seiner Dichtungen ist, vom sittlich-religiösen Standpunkt aus, manch unzarte Stelle und er selbst ist seinem schönen Spruch:

„Um des Lebens Licht und Schatten, ohne Täuschung zu erblicken,  
Mußt du mit dem Volke leben, Mußt dich in sein Wesen schicken,“

nicht allwegs treu geblieben, indem er das Gemütsleben unseres Alpenvolkes nicht vollständig erfaßt hat. In seinem Büchlein „Weltlust“ (1883) bringt er als lustiger Vagant Schwänke und Lieder, von welchen jene bedeutend mehr ansprechen als diese.

Eine leidenschaftliche Kampfnatur auf politischem Gebiet war Franz X. Schmid (Deckname: Tertullian Faber), geb. 1819 im kleinen Dorfe Schwarzenberg, O.-Ö., weshalb er sich zum großen Verdrusse des Kardinals Schwarzenberg auch Schmid-Schwarzenberg nannte. Er studierte in Kremsmünster und Salzburg, wurde Priester und war besonders als Prediger und Volksaufklärer tätig. Dem radikalen Verein „Juvavia“ stellte er seine gemäßigte „Volksgesellschaft“ entgegen, redigierte auch durch mehrere Jahre die „Volksblätter aus Salzburg“, wo er scharf und schneidig für die Rechte des Volkes eintrat. Später verließ er Salzburg (1848), ging nach Wien, dann nach Ungarn, erwarb sich 1850 die phil. Doktorwürde in Freiburg i. B. und erhielt 1862 eine außerordentliche Professur in Erlangen, nachdem er zuvor zum Protestantismus übergetreten war. 1883 schied er infolge eines Gehirnschlages in München aus dem Leben. Seine Dichtungen (Des Lebens Licht und Schatten, 1856) haben belehrenden Charakter, aber glatte Form. In den episch-lyrischen Fragmenten „Der neue Faust“ (1851), später genannt: „Studien zu einem neuen Faust“ (1856) ist in Anlage und Inhalt stark romantischer Einschlag zu bemerken und wohl viel vom stürmischen Ringen in der eigenen Brust hineingearbeitet. Fabers Wunsch ist es, daß Goethe einen zweiten Faust geschrieben und gezeigt hätte, wie die höhere erlösende Macht dem Kämpfenden beisteht und über Natur und Teufel siegt. Diesem Vorwurf soll wohl sein „Faust“ dienen, doch fehlt jede psychologische Entwicklung.

Bekannte literarische Persönlichkeiten waren in jenen Tagen auch drei Beamte, die einige Jahre in Stadt und Land

Salzburg wirkten. Aus ihnen haben Ludwig Mertens<sup>9)</sup>, geb. 1826 in Ottakring und Alois Sohn<sup>10)</sup>, geb. 1817 in Iglau, das in Salzburg wenig bestellte Feld der Vers-Epik bebaut. Doch behandelt jener nur Stoffe aus der Wiener Lokalgeschichte, fand aber, besonders mit den Schöpfungen „Das belagerte Wien“ (1861), „Das Idyll auf dem Kahlenberge“ (1865) und „Die moderne Gesellschaft“ (1870), drei größeren epischen Gedichten, lebhaftes Interesse in Salzburg, von wo er 1865 als Postbeamter nach Wien versetzt wurde.

Sohn, Polizeibeamter hier von 1857—1864, schöpfte zu einer seiner Dichtungen den Stoff aus Salzburgs Vergangenheit. So entstand die episch-romantische Verserzählung: „Hohen-Salzburg“, wo er den Bauernkrieg (1506—25) behandelt, aus dem schon Gotter einzelne Szenen prachtvoll gestaltet hat. Sohn gelingen zwar auch einige gut geschauten Bilder, das Ganze aber zerfällt in lose Romanzen und die romantische Beimischung, die sich besonders in der Liebe zum heimischen Sagenschatz und in der Verwertung von Spukgeschichten kundgibt, ist nicht organisch mit der Haupthandlung verbunden. Sprache und Vers sind holperig und manche Versflicke muß diese neue Nibelungenstrophe bauen helfen. Man höre:

Die Liebesgötter selber, ei, ist das auch kein Traum? . . (S. 14)  
oder:

Die ganze Tauernkette, ward da mit einemmal  
Ein Flammenkreis; die Älpler beleuchten kolossal. (157)

desgleichen:

Der auf Glanegg gebietet, Feldhauptmann Markus Späth,  
War einst von mir gezogen, nun wie's im Leben geht,  
Weithin in ferne Lande . . . . (S. 18)

Und ist nicht der selige Kaspar Lohenstein mit seinem Schwulst wieder gleichsam auferstanden in Versen wie folgenden:

Ein Kind war sie der Berge, mit Flechten, lang und schlicht,  
Ein Rosenbusch die Wange, das Auge ein Gedicht,

<sup>9)</sup> Siehe Salzburger Zeitung 1864: Nr. 34, 90, Nr. 195; 1865: Nr. 144, 1870: Nr. 157 und 173; Brümer, IV, 435.

<sup>10)</sup> Siehe Salzburger Zeitung 1864: Nr. 198; 1865: Nr. 263; Brümer, VI, 452.

Schnellfüßig gleich dem Rehe, stieg sie zum Bergeskamm  
Und leicht wie die Forelle im Königsee sie schwamm. (S. 22)

So wird Elsbeth gezeichnet, die Liebesgötter und Huldinnen  
aber folgendermaßen:

Ihr Aug sind Enziane, so blau und hell zumal,  
Sie blühn am Berg nicht größer, auch schöner nicht im Tal  
Und Schulter, Brust und Nacken ist reiner Gletscherschnee,  
Wie er beim Abendleuchten erglühet auf der Höh'.  
Des Busens sanfte Wellen entfesselt wogen und  
Zwei Alpenröslein schaukeln auf ihrem Bogenrund. (S. 15)

Aber freilich! Nicht Lohenstein ist hier Vorbild gewesen,  
sondern vielmehr A. Prun mit seinem ungeheuren Vorrat an  
Gleichnissen und seiner Häufung von Bildern dürfte auf den  
Dichter gewirkt haben.

Der dritte Beamte endlich geht ähnlich wie Gotter auf  
klassischen Spuren. Es ist Moritz Schleifer<sup>11)</sup>, geb. 1817  
in Sierning, O.-Ö., als Sohn des Dichters Mathias Leopold  
Schleifer, dessen Gedichte sein Schwiegersohn Karl Adam  
Kaltenbrunner 1847 herausgegeben hat. Moritz war hier in  
Salzburg Beamter in Werfen, St. Michael im Lungau, Zell am  
See und Hallein. Zuletzt amtierte er als Bezirksvorsteher in  
Haag, O.-Ö., zog sich aber nach Versetzung in den Ruhestand  
wieder nach Salzburg zurück und ist hier 1877 entschlafen.

Seine Dichtungen sind von keinem Geringeren als dem  
bekannten Tirolerdichter Adolf Pichler 1879 veröffentlicht  
worden, ein Zeichen, daß sie immerhin etwas wert sein müssen.  
Der Vater des Dichters wurzelt ganz in der vorklassischen  
Periode und hatte Klopstock in der Ode, Bürger in der Ballade,  
die Göttinger im Liede zum Vorbild. Kein Wunder daher,  
wenn auch die poetischen Vorbilder des Sohnes in frühere  
Zeiten zurückreichen, was sowohl der Stoff als auch das streng  
gehandhabte Versmaß beweisen. Infolge dieser Vorbilder und  
des Studiums antikklassischer Dichter, finden wir bei ihm viel  
Mythologisches und zahlreiche Stoffe aus dem klassischen  
Altertum. Im einzelnen zu breit und zu reflektierend, gelingen  
ihm manche Erzählungen (Hierofant von Elis, Hamilkar und  
sein Sohn u. a.) prächtig.

<sup>11)</sup> Einleitung von A. Pichler.

Mit Vorliebe baut er Sonette und einen stachlichten Kranz solcher Gedichte widmet er dem „Lungau“. Der gute Mann hat sich nämlich in St. Michael die Gicht geholt und ist daher auf dieses Fleckchen Erde nicht gut zu sprechen.

Jedes der 7 Sonette beginnt mit den klassischen Worten: „Kennst du das Land?“

Zuerst wendet er sich an den Leser und fragt:

Kennst du das Land, des Winters starres Reich?  
Du deutscher Gau, sprich selbst: Wem bist du gleich?  
„Ich gleiche Grönlands und Kamtschatkas Küste,  
Ich gleiche Islands starrer Eiseswüste  
Und Tamsweg darf mit edlem Stolz es wagen,  
Sich Irkutsk als Genossin anzutragen.“

Ja, in seiner Verbitterung geht er so weit, daß er den Bewohnern jedes Gefühl für Freude und Geselligkeit abspricht und behauptet, die alten Römer würden, zögen sie wieder die Alpenstraße, noch alles finden wie zu ihrer Zeit, denn „selbst die Hütten sind noch so geblieben, Wie sie ... schon Tacitus beschrieben.“

Geborene Lungauer und solche, welche diesen Gau genau kennen, werden über den Zorn des Dichters nur lächeln. Schleifer hat sich auch im Drama versucht, doch ist sein Schauspiel: „Die Herrin von Wallsee“ (1862) verunglückt, wenn auch seine Absicht, die deutsche Frau zu verherrlichen, sehr löblich war. Und prophetisch ernst, als schaute er in die Zukunft, klingen die Schlußverse:

Ich bin ja nichts als eine deutsche Frau,  
Schlicht und bescheiden in des Hauses Umkreis,  
Die dann nur stolz ist, wenn des Mannes Aug'  
Mit stillem Wohlgefallen auf ihr ruht.  
Sie wirkt im Innern gern, strebt nicht nach außen,  
Das Lob der Menge reizt nicht ihren Sinn.  
Ob es wohl stets so sein wird? Sieh, es werden  
. . . . . andre Menschen kommen,  
Mit feinern und gebildetern Manieren.  
Ob auch mit größern Tugenden, weiß Gott.  
Das eine aber merkt euch, liebe Schwestern:  
So lang ihr echte deutsche Frauen bleibt,  
Deutsch an Gemüt, an Treu und frommer Sitte,  
So lang wird es dem teuern Vaterland  
Auch nicht an echten, deutschen Männern fehlen.

Einen glücklichen Griff machte er mit dem sprachlich schönen und bilderreichen Einakter: „Flucht und Rückkehr“.

Schleifer hatte nicht nur einen Dichter zum Vater, sondern auch eine Dichterin zur Gemahlin. Seine Frau Emilie, mit der er sich 1841 vermählt hatte, hat mehrere Novellen geschrieben und das vieraktige Schauspiel: „Ein Opfer der Liebe“. Es weist flotten Dialog auf, aber als Drama befriedigt es nicht.

Weiter treffen wir in Salzburgs Zeitungen wiederholt Dora (Deckname: Makarius) und Betty Schleifer, von welchen jene besonders schöne und formvollendete religiöse Gedichte geschrieben, diese sich mehr als Dialektdichterin hervorgetan hat.

Schließlich mögen noch drei Frauen genannt werden, die vor allem als Erzählerinnen bekannt sind, nämlich Josefine Naumann<sup>12)</sup>, Johanna Leitenberger und Gabriele Weichs. Die erste ist im benachbarten Reichenhall 1832 geboren, hat in Salzburg ihre Ausbildung genossen und ist dann als Reisebegleiterin einer verwandten Familie weit in verschiedenen Ländern herumgekommen. Nach ihrer Verheiratung mit einem Staatsbeamten wechselte sie mit diesem wiederholt den Aufenthaltsort, kehrte aber nach dessen Übertritt in den Ruhestand nach Salzburg zurück und segnete hier 1907 das Zeitliche. Sie ist so recht die Vertreterin der Romantik nach ihrer krankhaften Seite hin. In ihrem Hauptwerk: „Der Beschützer aus dem Untersberg“ (1862) ist schon die Idee sonderbar und abgenützt: Zwei Geschwister, die sich nicht erkennen, fühlen sich in Liebe zu einander hingezogen, werden aber durch einen Geist aus dem Untersberg, einer ruhelosen Seele, vor leiblichen und moralischen Gefahren geschützt. Und erst die Motive für die Handlung! Die sind aus der Rüstkammer ältester Romantechnik geholt: Aushorchen von Personen, heimliches Lesen von Schriftstücken, wiederholte, aber stets vergebliche Vergiftungsversuche, Notlügen, Scheintod, Fieber und Gehirnerschütterung u. dgl. Nicht so wüst, aber noch deutlich genug kommt dieses Zubehör auch in ihren Erzählungen: „Alpenblumen“ (1876) vor und ebenso zeigt sich in sittlich-religiösen Fragen die Verschwommenheit der Frühromantik. Harmlos und gesund, in der Technik gleichfalls veraltet, ist ihre Familiengeschichte: „Zwei Weihnachtsabende“ (1873).

<sup>12)</sup> Brümmer V, 106.

Da gefällt uns die zweite Schriftstellerin schon besser. Sie ist nach langer Irrfahrt durch Europas Lande in unserer Alpenstadt gelandet und hat hier ihre irdische Laufbahn 1893 beschlossen. Ihre Wiege stand in Prag, wo sie 1818 zur Welt kam. Leitenberger, nach ihrer Vermählung mit dem Postbeamten Wolf, gewöhnlich Wolf-Leitenberger (Deckname: Lita-horsky), war schriftstellerisch sehr tätig, leitete auch einige Zeit die in Graz erscheinenden und für Frauenbildung bestimmten „Frauenblätter“, doch kommt für Salzburg, wo sie 1874 dauernden Aufenthalt nahm, nur mehr wenig in Betracht. So ihre Novellen: „Lichtstrahlen“ (1877) und die religiösen Dichtungen: „Schneeglöckchen“ (1882). In ihren Erzählungen, die technisch auch in vergangenen Jahrzehnten wurzeln, behandelt sie gern Personen, die aus eigener oder fremder Schuld nicht zusammenkommen, sich aber in Liebe zu einander sehnen und schließlich unglücklich heiraten. Kunst und Poesie aber treten als Tröster den verwundeten Herzen zur Seite. Es haftet daher ihren Erzählungen etwas Tränenseliges und Müdes an und auch in religiöser Beziehung hat sie nicht durchwegs klare Begriffe. Das mag mit dem Umstande zusammenhängen, daß ihr Vater, ein Schüler Fichtes, auf die Erziehung des Mädchens großen Einfluß genommen hat, dann aber plötzlich weggestorben ist. Viel klarer hingegen spricht sie sich aus in ihrer kleinen Gedichtsammlung „Schneeglöckchen“. Ein von barmherziger Liebe überwallendes Frauenherz hat diese schlichten Töne gefunden und immer wieder wird die barmherzige Liebe, durch die ja Johanna auch in der Stadt allgemein bekannt war, gepriesen. Hier steht sie ganz auf dem Boden katholischer Wahrheit und echt christlicher Lebensauffassung.

Einen sehr persönlichen Stil schreibt Baronin Gabriele Weichs, oder wie sie nach ihrer Vermählung hieß, Gabriele v. Pott (geb. 1854, gest. 1884). Ihre Skizzen „Irrlichter“, 1873, sind in blütenreicher Sprache geschrieben und ihre Bilder aus dem Menschenleben: „Lose Blätter“ (1874) in so kecker Weise entworfen, daß man immer wieder die Jahrzahl 1874 anschauen muß, um nicht Erzeugnisse moderner Erzählerkunst zu vermuten. Leise Wehmut durchzittert alle. „Die Ruhe, die dich ewig flieht, Sie ist dir erst im Grab beschieden.“

Als Schlußstein setzen wir noch den Namen eines Salzburger her, der sich nicht zum Dichter aufwarf und doch in

einer glücklichen Stunde ein Liedchen schuf, das auf den Flügeln einer ebenso einfachen wie herzwinnenden Melodie die Welt durchflog: *Stille Nacht, Heilige Nacht*. Der Mann, der es geschaffen, heißt *Josef Mohr*, geb. 1792 in Salzburg, gest. als Vikar von Wagrain (1848). Der Komponist aber ist *Franz Gruber*, geb. 1787 zu Hochberg, O.-Ö., gest. 1863 als Chorregent in Hallein. Als Mohr Kooperator in Oberndorf a. d. S. und Gruber Lehrer in Arnsdorf war, ist das weltberühmte Weihnachtslied entstanden und in der Pfarrkirche zu Oberndorf a. d. S. zum erstenmal erklingen. (Vgl. Franz Peterlechner: *Stille Nacht, Hl. Nacht. Geschichte eines Volksliedes*.)

Überblicken wir die bisherige Entwicklung der schönen Literatur Salzburgs in dieser Periode, so finden wir, daß von allen poetischen Gattungen am meisten die Lyrik gepflegt wird, während Epos und Drama fast gar nicht, die Erzählung in Prosa spärlich vertreten sind.

Unter den literarischen Strömungen überflutet die Romantik alles und zwar mehr nach ihrer krankhaften Seite hin als nach ihrer gesunden und tüchtigen. Vom ethischen und religiösen Standpunkt aus aber steht das poetische Schaffen hoch und diesbezüglich kommt das echte Salzburger Volkstum mit seinem tiefen Gemüt, seiner Achtung vor der Heiligkeit der Ehe, seiner Arbeitsfreudigkeit und religiösen Gesinnung besser zum Ausdruck als vielfach im folgenden Zeitraum, wo ein Großteil der poetischen Werke ganz im Banne der Großstadt steht und die bedeutenderen Salzburger Dichter mit den Jung-Tirolern und Jung-Wienern, gesellschaftlich vereint, den Dichterwald durchschreiten.

Wir haben bereits davon gesprochen, daß regstes wissenschaftliches Streben das poetische etwas beeinträchtigt haben mag. Von den Vereinigungen, die um diese Zeit besonders für wissenschaftliches Forschen gegründet worden sind, sei die „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ genannt (1860).

Sie machte sich die Erforschung unseres Salzburgerlandes zur Aufgabe und wollte die Kenntnis in Geschichte und Sage, Volksleben und Volkssitten, aber auch die Kenntnis des Landes selbst in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht in weitesten Kreisen fördern.

Selbstverständlich sollte auch der Literatur des Landes ein besonderes Augenmerk geschenkt werden, wie sie in Volksliedern, Dialektdichtungen und Volksschauspielen zum Ausdruck kam. Und sie wurde in der Tat das Herz aller wissenschaftlichen Forschung in Salzburg.

Auch im *Z e i t u n g s w e s e n* herrschte lebhaftige Tätigkeit. Zahlreiche Blätter erschienen, aber viele verschwanden wieder rasch. Andere, wie z. B. die Salzburger Zeitung, wechselten wiederholt den Namen. Auch in den Zeitungen treffen wir zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen aus Geschichte und Geographie, Aufsätze über Volks- und Sittenkunde, Armenpflege, Forst- und Jagdwesen, aber auch aus der deutschen Literatur, wie z. B. in Juvavia 1848, Nr. 64 über Klopstock, Goethe, Schiller, Heine. In der Folgezeit ist die Zahl der Zeitungen zurückgegangen, dafür erschienen aber jetzt auch in *e i n z e l n e n* Gauen verschiedene Blätter. Von jetzt noch lebenden politischen Zeitungen wurden in diesem Zeitraum gegründet: Salzburger Chronik 1865 und Salzburger Volksblatt 1871. Dabei steigert sich auch die Freude am „Druckenlassen“, denn während im Jahre 1853 nur 52 Druckschriften erschienen, schnellte deren Zahl 1854 bereits auf 269 hinauf.

Von Männern, welche auf journalistischem Gebiete für Salzburg Bedeutung haben, verdienen um diese Zeit besonders Julius Schilling und Ludwig Mielichhofer Erwähnung. Schilling (geb. 1800 in Posen, gest. 1870 in Salzburg) hat in Salzburg eine zweite Heimat gefunden und hing aus Dankbarkeit dafür mit größter Begeisterung an unserer Hauptstadt. Er ist der eigentliche Anreger zum Mozartdenkmal. Bei seinen dichterischen Versuchen ist der poetische Schwung nicht groß, obwohl ihm eine gewandte Verstechnik nicht abzusprechen ist.

Mielichhofer L. (geb. 1814 zu Salzburg, gest. 1892 daselbst), war für die damalige Zeit eine Art Zentrum für das geistige Leben Salzburgs. Seine Arbeiten als Kammersekretär und besonders die zahlreichen Artikel in der Salzburger Zeitung, die er von 1848—72 leitete, geben Zeugnis von der Vielseitigkeit seines Geistes. Kunst und Kunstkritik erfreuten sich seiner besonderen Zuneigung, aber auch Gedichte, Novellen und literarische Beiträge im engeren Sinne flossen aus seiner Feder. Wie weiland Vater Gleim wurde er gern von Künstlern,

Schriftstellern und Dichtern, welche nach Salzburg kamen, besucht und bildete viele Jahre hindurch den gesellschaftlichen Mittelpunkt im Sommerleben Salzburgs.

Nicht dürfen wir diesen Zeitraum abschließen, ohne noch eines für Salzburg hochverdienten Mannes zu gedenken. Wir meinen den arbeitslustigen verstorbenen Direktor des städt. Museums: Maria Vinzenz Süß. Er ist 1802 zu Weißenbach bei Strobl geboren und hat sich als Förderer des Museums für immer der Dank der Kunstfreunde und Forscher, aber auch Salzburgs überhaupt verdient, denn durch ihn ist das Museum zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges geworden, indem eifrige Direktoren und Kustoden das weitergeführt haben, wozu Vinzenz M. Süß den Grund gelegt hat.

Speziell auf germanistischem Gebiet hat er Bedeutung durch seine Herausgabe der „Salzburger Volkslieder mit ihren Singweisen“ (1865). Schon wenige Jahre später (1868) ist er gestorben.

Bereits 1849 war der „Rupertiverein“ gegründet und zur Wiege anderer kath. Vereine geworden. So 1870 des Kath.-politischen Preßvereines, der sich durch Austeilung von „Vereinsgaben“ die Verbreitung volkstümlicher Lektüre zur Aufgabe machte. Auch der Rupertiverein hatte einen „Leseverein“ und eine Bibliothek ins Leben gerufen. Die Ziele des Preßvereines übernahm 1875 der „Kath. Bücher-Verein“, weshalb sich der Preß-Verein 1880 freiwillig auflöste.

Eine literarisch wohltätige Stiftung war auch die Gründung eines Zweigvereines der Schillerstiftung (1869).

Von Dichtern, die Salzburg nahe standen, sei genannt: Alexander Julius Schindler (Julius von der Traun), geb. 1818 zu Wien, gest. daselbst 1885. Er liegt aber in Aigen begraben. Von 1870 an war er im Sommer immer auf seinem Besitze Leopoldskron bei Salzburg.

Weiter noch Karl Ziegler (Carlopagio), geb. 1812 zu St. Martin, O.-Ö., gest. 1877 in Wien, dessen Gedichte: „Vom Kothurn der Lyrik“ (1869) auf Salzburger Boden erstanden sind und dessen Tochter an den Salzburger Buchhändler Taube verheiratet war.

An dritter Stelle erwähnen wir den besonders in den dreißiger Jahren ungemein fruchtbaren Roman- und Novellendichter Emanuel Straube. Seit 1868 war er in Salzburg und ist hier 1872 gestorben. Zwei Werke: „Beethoven-Feier“ und „Requiem“ sind Manuskripte geblieben.

## II. Periode.

1880—1917.

Werfen wir, bevor wir auf Salzburgs literarische Entwicklung weiter eingehen, wieder einen Blick auf die deutsche Literatur überhaupt.

1884 erschienen die „Modernen Dichtercharaktere“ und verkündeten den Anbruch der „Geniezeit“! Wie einst ihre Vorgänger vor etwas mehr als hundert Jahren, wollten sie wieder einmal aufräumen mit all dem poetischen Plunder vergangener Jahrzehnte, „mit den losen, leichten, leichtsinnigen Schelmenliedern und unwahren Spielmannsweisen“. Im Prophetenton verkündeten sie: „Dann wird wieder jener selig-unselige, menschlich-göttliche, gewaltige faustische Drang über uns kommen, der all den nichtigen Plunder vergessen läßt, der das lustige Faschingskleid vom Leib reißt und dafür den Flügelmantel der Poeten, des wahren und großen, des allsehenden und allmächtigen Künstlers um die Glieder schmiegt, den Mantel, der aufwärts trägt auf Bergeszinnen, wo das Licht und die Freiheit wohnen, und hinab in die Abgründe, wo die Armen und Heimatlosen kargend und duldend hoffen, um sie zu trösten und Balsam auf ihre bluttriefenden Wunden zu legen.“ Vor allem galt nun der entfachte Kampf der *L y r i k*. Denn „die bisherige Lyrik hat nichts Großes, mit wenigen Ausnahmen nichts Großes, Hinreißendes, Imposantes, Majestätisches, nichts Göttliches . . . . nichts Titanenhaftes, nichts Geniales.“ Man sieht, an Worten wurde nicht gespart, um die neuen Ideale zu verkünden. Es kam auch wirklich ein faustischer Drang über die jungen Dichter, aber im allgemeinen ein mehr unseliger, als seliger und zwar deshalb, weil sie auf das Göttliche im Menschen und im Leben vergaßen und im Irdischen stecken blieben. Und wenn sie verkündeten, daß sie das lustige Faschingskleid vom Leibe reißen werden, so klingt es wie seltsame Ironie, wenn sich Nietzsche später schämt, noch immer Dichter sein zu müssen, zu hinken und zu stammeln wie sie, und bekennt:

Nur Buntes redend,  
Aus Narrenlarven bunt herausschreiend,  
Herumsteigend auf lügnerischen Wortbrücken,  
Auf bunten Regenbogen,  
Zwischen falschen Himmeln,

Auf falschen Erden,  
Herumschweifend, herumschwebend —  
Nur Narr! Nur Dichter!

Ja, so kam es! Von der Programmlyrik der Anfänger, wo der Inhalt alles bedeutete und selbst der häßlichste Stoff und die krankhafteste Natur als Stimmungs-Erreger willkommen war, ging man ins lyrische Dämmerreich nach französischem Muster, bis endlich die Neuromantiker und Artisten mit ihrer Freude an der Form es soweit gebracht haben, daß wir sie überhaupt nicht mehr verstehen. Zuerst die Welt der Dinge, dann die Welt der Seele und im Gefolge der Kult des Wortes! Der Gehörseindruck, den die Wörter machen, ist oft wichtiger als die durch das Wort erzeugte Vorstellung und Empfindung. Wie der Maler die feinsten Schattierungen durch Farben andeutet, so diese Dichter die feinsten Schwingungen der Seele, Gefühlsatome, durch Wortklänge und Laute. Dadurch haben die besten aus ihnen allerdings oft überwältigende Stimmungen zustande gebracht, aber bei vielen anderen lesen wir: Stumpfsinn in Versform! Morgenstern, einige Zeit selbst ein modekranker Dichter, verspottet die im Grunde prosaische Offenbarungslyrik mit folgenden Gedenkversen:

Ein Wiesel  
saß auf einem Kiesel  
inmitten Bachgeriesel.  
Wißt ihr  
weshalb?  
Das Mondkalb  
verriet es mir  
im Stillen:  
Das raffinier-  
te Tier  
tat's um des  
Reimes willen.

Man beachte die vorherrschenden Laute a, i, die Abteilung der Verszeilen! Man lasse die Abteilung weg und man hat Prosa!

Inhaltlich treffen wir in der modernsten Poesie auch oft ein ewig müdes Suchen nach Gott, aber nicht nach dem real existierenden, sondern nach einem der subjektiven Verfassung passenden.

Philosophie und Religion sind eng beisammen, aber eine Blinde führt eine Blinde! Man hat im Grunde doch wieder Angst, den wirklichen Gott, den strengen Prüfer der Herzen und Wäger unserer Taten, zu finden, und kehrt darum lieber auf halbem Wege um, einer Rakete gleich, die in dunkler Nacht den Himmel stürmt, dann aber, aufgelöst in zahlreiche Lichtstrahlen, zur Erde strebt und verlöscht.

Zwischen all dieser neuromantischen Verschwommenheit, dieser Offenbarungslyrik und Phantasterei liegt dann freilich auch e c h t e s Gold lyrischer Poesie, wo das vielgestaltige moderne Leben durch die neuen Ausdrucksmittel dargestellt ist, noch größere Wirkungen aber dort erzielt werden, wo z e i t l o s e Gefühle in melodisch schönen Versen festgehalten werden, oder wo die Dichter wieder Bahnen beschreiten, die schon Goethe, Mörike, Eichendorff beschritten haben. Betrachten wir die steten Veränderungen unserer Lyrik nach Form und Inhalt in den letzten Jahrzehnten, so müssen wir froh sein, daß gleich beim Beginn der Revolution Männer wie Liliencron standen. Denn gerade an ihm haben sich so hervorragende Lyriker wie Busse, Falke, Kröger emporgerankt und er ist trotz mancher Fehler immerhin ein Dichter mit tiefer Anschauung und großer Sprachbegabung, an dem alles Natur schien, Sprache sowohl wie Motivwahl, ein Gelegenheitsdichter im schönsten Sinn, wo nur Selbsterlebtes in Verse gebracht wird, aber jugendlich frisch und keck und mit feinem Gehör für die musikalische Wirkung der Sprache. Dazu ist er „Impressionist“ von künstlerischer Art, der den Gesamteindruck in seine Teile auflöst, diese mit der Geschwindigkeit eines Kinematographen an uns vorüberführt und so den Gesamteindruck viel stärker erzielt, als wäre er gleich zuerst dargestellt worden.

Man hat der modernen Lyrik auch manches Gute zugeschrieben, wie vertieftes Schauen, Erweiterung des Motivenkreises, Durchbildung der Sprache zur Musik u. a. Mit Recht! Nur darf man nicht vergessen, daß vieles von dem schon längst früher da war, z. B. bei Droste und Eichendorff, und anderes, wie neue Motive, mit der Veränderung der sozialen Lage wohl von selbst kommen mußte. Man hätte also doch klüger getan, schön fein an ältere deutsche Lyriker anzuknüpfen und ihre Kunst den Zeitverhältnissen entsprechend weiterzubilden,

statt über alle bisherige Sangeskunst einfach den Stab zu brechen oder fremde Muster nachzuahmen.

Das gleiche gilt vom Roman. Auch hier hätte man sich an Dichter früherer Zeit, die wir gewöhnlich Realisten nennen, gut anlehnen können. Deshalb wäre ein Sturmlauf gegen süßliche Gesellschaftsromane oder altertümelnde Professoren-Romane, wo oft mehr Gelehrsamkeit als Poesie verzapft wurde, immer noch möglich gewesen. Allein man glaubte auch hier, ganz neue Bahnen einschlagen zu müssen. Hoffte man ja doch zugleich, gerade durch den Roman den neuen Anschauungen auf den verschiedenen Gebieten des Lebens Eingang in die breiten Massen zu verschaffen, wobei es freilich geschah, daß dieser moderne Inhalt schon geboten wurde, ehe noch die neue Form gefunden war. Indes standen an der Spitze der literarischen Revolution doch zu wenig tonangebende Persönlichkeiten und wirklich große Geister, um neuschaffend eine große Literatur ins Leben zu rufen. Und das umso weniger, als nach Preisgabe des Christentums bei vielen dieser Poeten eine sichere Grundlage für Schaffung eines Kunstwerkes nicht mehr da war, weil sich ihr Interesse nach allen Richtungen zersplitterte. Die einen, wie Kretzer, schaffen in Nachahmung Zolas soziale Romane, sozial und naturalistisch mehr dem Stoff als der Form nach. Andere schildern das Treiben der Großstadt, aber nur nach einem Ausschnitt, etwa eine Dachstube, ein Kaffeehaus und schaffen dazu als Form ein krauses, alle möglichen modernen Fragen in ihren Bereich ziehendes Geplauder. Eine dritte Gruppe gefällt sich im psychologischen Roman und diese zerfasern die Menschenseele einer meist krankhaft veranlagten Natur und schreiben einen wilden Sturm- und Drang-Stil. Stilistisch sehr vorbildlich für andere war endlich die Art, wie Holz und Schlaf ihre Romane schrieben, nämlich mit naturechtem Dialog und lyrischen Stimmungswerten und einem Stil, der jeden Eindruck, alle Nachlässigkeiten der Umgangssprache, jedes, auch das unscheinbarste Seh- oder hörbare Geschehen wiedergibt. Inhaltlich wird der Roman so mannigfaltig wie das Leben selbst. Dabei geht der Sinn für das Feine, Zarte vielfach verloren, das Wilde, Freche tritt in den Vordergrund. Manche, wie H. H. Ewers, stellen nur Grauenhaftes dar. Was aber am schlimmsten war, das ist der Umstand, daß jetzt eine Menge beschäftigungsloser Männer und

Frauen schriftstellerten und den Mangel ihres Talentes durch eine vielfach ekelhafte Liebesschriftstellerei zu verdecken suchten, da diese am leichtesten zu handhaben ist und am meisten einträgt. (Vgl. Pflugk-Hartung, Beilage zur Allg. Zeitung 1905, Seite 371.) In der Folgezeit machte auch der Roman verschiedene Wandlungen durch, doch ist es von 1900 an wohl nicht mehr möglich, all diese Richtungen mit bestimmten Schlagwörtern zu charakterisieren, sondern man könnte eher sagen, es gibt so viele Richtungen, als kraftvolle Persönlichkeiten hinter den einzelnen Werken stehen. Gerade dadurch sind ja endlich auch die früheren Realisten zu Ehren gekommen. Hervorgehoben sei nur noch, daß mit der sog. Heimatkunst, die ihren Nährboden in den gesunden Kräften des jeweiligen Heimatlandes sucht, auch vielfach wieder eine gesunde Romantik mit warmer Gottes- und Menschenliebe, Sinn für Natur und lachenden Humor erblüht ist und auch der in Mißkredit gekommene Geschichtsroman eine neue Auferstehung gefeiert hat. Die Irrtümer der Moderne sind in Lyrik und Prosaepik teilweise überwunden, viele fruchtbare Anregungen aber sind geblieben.

Noch rücksichtsloser und wirkungsvoller als im Roman kann eine neue Idee im Drama vorgetragen werden. Drum haben sich die jüngst deutschen Dichter ganz besonders der Bühne bemächtigt. Muster waren auch hier wieder Ausländer, besonders Ibsen mit seiner herben Gesellschaftskritik. Dazu kam Nietzsche mit seinem Übermenschentum und seiner glutvollen Sprache und nichts schien jetzt leichter, als solche Kraftmenschen, solche Herrennaturen, die sich über alle bisherigen Schranken in Sitte, Herkommen und Religion hinwegsetzen, „das Recht zu sündigen“ für sich in Anspruch nehmen und die „Moral der freien Mannesart“ predigen, auf die Bühne zu bringen. Dabei übersah man alle Schwächen der Vorbilder und besonders Nietzsches.<sup>13)</sup> Und weil weise Männer gegen solche dramatische Helden doch Einsprache erhoben, so breitete man über diese Werke überhitzter Phantasie und verschwommenster Weltanschauung den „keuschen Mantel der Kunst“, d. h. man schrie sie für Kunstwerke aus. So stopfte man lästigen Moral-

<sup>13)</sup> Vgl. Otto Ernst, Nietzsche, Der falsche Prophet. Staakmann, Leipzig 1914.

predigern den Mund und machte selbst den ärgsten Schmutz hofbühnenfähig.

Es dauerte nicht lange und jeder halbwegs gesunde Untergrund für die dramatische Kunst war verloren! Für die Kunst? Wußte und weiß man denn überhaupt noch, was Kunst ist? Das ist gerade der Hauptgrund der literarischen Verwilderung, daß der richtige Begriff von Kunst verloren zu sein scheint, daß sich unterschobene Bettelkinder heimisch niedergelassen haben in unseren Kunsttempeln, während das echte Königskind elend und verkannt durch die Lande wandert! Wenn sich viele Dichter echter Kunst bewußt wären, könnte denn dann ein solcher Wechsel von literarischen M o d e n stattfinden, wie dies wirklich der Fall ist? Strömungen nebeneinander, nacheinander, durcheinander: Naturalismus, Symbolismus, Mystizismus, Klassizismus, Impressionismus, Neuromantik, Neuklassiker! Und noch mehr! Selbst ein und derselbe Dichter wechselt die Mode! Als ob man echte Kunst wie einen Frack ablegen und gelegentlich wieder hervorholen könnte! Freilich bei einer Dichtung, wo die Wahrheit der Weltanschauung Nebensache ist, sind auch solche Sprünge von „Kunststandpunkt zu Kunststandpunkt“ möglich und in einer Zeit, wo sich so mancher Dichter als vollständig selbstherrliche Persönlichkeit fühlt mit dem Recht der „Eigenregie“ für Tun und Lassen, kann er mit dem Brustton der verletzten Eitelkeit jedem zuzurufen: Wenn i c h gegenwärtig auf d i e s e m Standpunkt stehe, was kümmert es d i c h?

Bei solcher Verwirrung konnte es nicht ausbleiben, daß die deutsche Bühne immer tiefer sank, daß aus Kunsttempeln oft Lasterhöhlen wurden, wo das Laster nicht nur verherrlicht, sondern auch gelehrt wurde! Das ist in letzter Zeit wiederholt deutlich genug ausgesprochen worden, aber es hat noch immer nicht den Anschein, als ob der Blutstrom, der durch Europa rauscht, seinen Weg auch über diese Bühnen und in gewisse Buchhändlerläden nähme, um wenigstens den ärgsten Wust dramatischer „Kunst“ hinwegzuschwemmen! Daß es soweit gekommen, ist nebst der verbrecherisch unlauteren Reklame geldsüchtiger Schreiberseelen und Verleger auch die leidige Gewohnheit deutscher Dichter schuld, sich immer an f r e m d e n, dem deutschen Wesen widersprechenden Mustern zu schulen, statt das schöne literarische Erbe des e i g e n e n

Volk es zu übernehmen und den Zeitverhältnissen entsprechend auszugestalten oder das Fremdländische wenigstens mit dem deutschen Wesen so zu durchsättigen, daß das neue Werk doch wieder deutsch ist, wie dies z. B. bei den Dichtern des Mittelalters der Fall war.

Von der dramatischen Kunstschusterei, wie sie sich in der neuesten Operette breit macht, brauchen wir weiter nicht zu reden. Da helfen gewöhnlich drei zusammen. Zwei machen den Stiefel, ein Dritter verhilft ihm durch die Melodie zum Glanz!

Aus dieser Unsumme von dramatischen Produkten (jedes Jahr ungefähr 600!!) das wirklich Gute, Dauernde, künstlerisch Wertvolle auszulesen, ist unmöglich und bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Zweifelsohne ist solches wirklich da, sowohl im allgemeinen, als auch bei einzelnen Dichtern im besonderen, ganz abgesehen davon, daß es jetzt noch Dichter gibt, die sich, besonders im Anschluß an frühere deutsche Dramatiker, wirklicher Kunst befleißigen.

Halten wir nach diesem in großen Sprüngen gemachten Weg durch die moderne Literatur Rückschau, so ergeben sich folgende Erscheinungen als sicher: Vor allem herrscht auf allen literarischen Gebieten starker Wechsel, weshalb man gut tun wird, sich immer das Schaffen der einzelnen Persönlichkeit genau anzusehen, um auf kein Schlagwort hereinzufallen. Dann ist trotz vielen theoretischen Kunstgewäschers der Begriff „Kunst“ sehr verschwommen und der Betrachter eines modernen Produktes wird sich erinnern müssen, was denn unsere großen und maßgebenden Dichter und Denker als wesentliche Bestandteile echter Kunst in den verschiedenen poetischen Gattungen gefordert haben. Weiter ist klar, daß viele, wenn nicht die meisten modernen Dichter, unmöglich als Wegführer und Ärzte und Priester der Menschheit gelten können, was sie doch werden wollten!

Daran hindern sie besonders zwei Umstände: der vielfach fremde Ursprung ihrer Kunst, wodurch von selbst eine Kluft zwischen ihren Werken und dem deutschen Wesen entsteht, und die Unklarheit in religiöser Beziehung. Zwar ist das Reden über Religion und die Erörterung religiöser Fragen häufiger als je und es gibt kaum einen modernen Dichter, der nicht

solches täte, aber an der geoffenbarten, dogmatisch sicheren christlichen Wahrheit drücken sie sich scheu vorbei.

Nach dieser Umschau im Lande literarischer Kunst im allgemeinen wird es nicht schwer sein, die poetischen Erzeugnisse, wie sie im kleinen Salzburger Lande gewachsen sind, im einzelnen richtig zu betrachten, zu beurteilen, inwieweit jener Weg auch durch unser Land führt und inwieweit unsere Dichter Sonderpfade wandeln oder in den Spuren früherer Dichter einherschreiten.

Im Salzburger Volksblatt (1894, Nr. 108) meint ein Rezensent: „Man wird nachgerade darangehen müssen, eine Literaturgeschichte von Salzburg in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Säkulum zu schreiben. Bereits fangen die Ereignisse sich zu drängen an, kaum ein Jahr vergeht, ohne daß der Frühling oder die Weihnachtszeit mit einem neuen Werke eines Salzburger Dichters unsere poetische Bücherei bereichert.“

Das stimmt! Seit 1880 beginnt auch hier ein ungleich regeres Leben als früher. Und zwar treten jetzt die eigenen Landeskinder oder solche, die wir mit vollem Recht zu den „unserigen“ zählen können, auf den Plan. Von dem Sturm, der eben zu dieser Zeit durch den übrigen deutschen Dichtewald braust, merken wir hier so gut wie gar nichts. Im Gegenteil! Durchwegs friedliche Töne erklingen, die an die Spätromantiker im volkstümlichen Gewande und an die heiteren Spielmannsweisen eines Wolff und Baumbach und die fidele Sangesweise Scheffels erinnern. Um aber den Werdegang möglichst übersichtlich verfolgen zu können, wollen wir den verschiedenen poetischen Gattungen unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

### **Epische Dichtung.**

Gering ist die Zahl der Vers-Epiker. Von einigen Dichtern, die ihrer Bedeutung nach an anderer Stelle zur Sprache kommen, abgesehen, kommt fast nur ein einziger Dichter in Betracht: Anton Breitner<sup>14)</sup>. Er ist kein gebürtiger Salzburger, denn seine Wiege stand in Wien, wo er

<sup>14)</sup> Vergl. Salz. Zeitung 1898, Nr. 279; Salz. Tagblatt, 1908, Nr. 65; Salz. Volksblatt, 1908, Nr. 64.

1858 geboren wurde. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien in Krems studierte er Bodenkultur, oblag aber nebenbei fleißig schöngestigen Interessen. Günstige materielle Verhältnisse gestatteten ihm, ganz seinen Neigungen zu leben, ohne an einen bestimmten Beruf gebunden zu sein. Er verheiratete sich früh, machte mit seiner jungen Frau eine Reise nach Italien und ließ sich dann in Graz nieder. Aber schon 1885 wählte er das liebliche, hügelumkränzte Mattsee in Salzburg zum ständigen Aufenthalt, baute sich ein herrliches Tuskulum und entwickelte in der Folgezeit eine rege literarische Tätigkeit, war aber auch als Mandatar des städtischen Museums Carolino-Augusteum sehr tätig. Als D i c h t e r steht Breitner ganz im Banne Scheffels. Sein Heim in Mattsee birgt auch ein „Scheffel-Museum“, das seines künstlerischen und literarischen Wertes halber eine Sehenswürdigkeit von Mattsee bildet. Auch ist er der Begründer des Scheffelbundes in Österreich und ein begeisterter Lobredner des Karlsruher Dichters. Sein Erstlingswerk „Der Mönch von Mattsee“, ein lyrischer Sang, ist denn auch in jeder Beziehung eine Nachahmung Scheffels. Eigenartiger ist schon die Versnovelle „Vindobonas Rose“ (1888), obwohl auch sie ihren Zusammenhang mit den episch-lyrischen Gesängen früherer Tage nicht leugnen kann. Aber der Dichter hat sich von seinem Vorbild insofern losgemacht, als er seinen Sang mit stark subjektiven Betrachtungen und historisch volkstümlichen oder altertümelnden Motiven mischt und als stimmungsvollen Unterbau fürs Ganze seinen engeren Heimatboden, sei es das Donaulal, sei es Mattsee, nimmt. Die epische Handlung selbst ist wiederholt durchbrochen durch zarte, schöne Lieder, die teilweise auch an Webers Dreizehnlinden erinnern. In der Liebeshandlung aber, in den traumhaft gewobenen Landschaftsbildern und besonders im reichvertretenen Humor gleicht er dem unsterblichen „Trompeter“. Ganz auf Heimatboden gewachsen ist seine kulturhistorische Erzählung in Prosa: „Diemut“ (1894), ein wunderschönes, blütenüberschneites Gemälde aus Mattsees Vergangenheit. Als einheitliches Kunstwerk freilich befriedigt es nicht, denn es ist vielfach zu subjektiv gehalten und die für sich schönen heimischen Sagen sind nicht durchwegs organisch mit dem Ganzen verbunden. Ebenso ist die poetische Gestaltung der Liebeshandlung nicht einwandfrei und mancher unzarte Witz, dann Anspielungen auf die Gegenwart

fallen besonders auf. Was aber wieder versöhnt, das ist, nebst den herrlichen Landschaftsbildern, der leuchtende Charakter der Frau Diemut, der Herrin auf Mattsee. Ihre Schicksale, vor allem aber ihre umsichtige Leitung der Verteidigung Mattsees gegen räuberische Überfälle, bilden den aus Chroniken geschöpften Inhalt. Geistiger Urheber und teilweiser Verfasser ist Breitner auch beim Werke „Die Odyssee der Kaiserin“ (1896). Aber nur einige Gedichte der schmerzdurchtränkten Dichtung stammen von ihm, die anderen von Müller v. Waldeck und Valerian Treu. Besonders erwähnenswert ist noch die äußere Ausstattung, in welcher der Dichter seine Werke erscheinen ließ. So gab er Vindobonas Rose in Form einer antiken Capsa heraus, welche die einzelnen Gesänge wie die Bücherrollen der Alten enthielt. Diemut ist in Pergament gebunden und mit Eckbeschlügen wie ein altes Meßbuch versehen. Schließlich hatte er noch den Einfall, seine und seiner Anhänger Urteile über die Neuerer in der deutschen Literatur auf Scherben drucken zu lassen und alle diese ostraka in einer aus Papierstoff gefertigten Urne als „Literarisches Scherbengericht“ zu sammeln und so zu veröffentlichen. (1896.)

Mit diesem Werke stehen wir aber schon beim **K r i t i k e r** und **L i t e r a r h i s t o r i k e r** Breitner. Als solcher ist er ein erbitterter Feind von „Jung-Berlin“, von der „Münchner Jugend“ und den „grünen Jungen von Wien.“ Nur der Trost, meint er, sei dem Literaten geblieben, „daß diese moderne Literatur in den meisten Fällen auf Kosten der Au-Toren in Druckerschwärze umgewandelt worden sei. Aber das grüne Deutschland fange bereits zu verwelken an, denn die Reklam-schnauze habe sich abgewetzt und die Herren müßten einsehen, daß es mit talentloser Nachahmung nicht weiter gehen könne.“ Solche und ähnliche scharfe Urteile sind niedergelegt in seinen verdienstvollen Veröffentlichungen über Literaturgeschichte, und zwar zuerst unter dem Titel: „Literaturbilder fin de siècle“, dann aber als: „Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte“. (1896—1906.) Es finden sich da Beiträge verschiedener Schriftsteller über bedeutende deutsche Dichter, wie Martin Greif, Hamerling, Adolf Pichler, Ebers, Scheffel, Lauff u. a. Die Arbeiten selbst sind in wissenschaftlicher Hinsicht nicht gleichwertig und Vorsicht ist geboten, doch haben wir es durchwegs mit ernstesten Studien zu tun. Für Salzburg im be-

sonderen sind die lichtvollen und trefflichen Abhandlungen Hans Widmanns: „Die Moderne in Salzburg“ und „Moderne Salzburger Dichter“ (Bändchen V u. X), von Bedeutung. Breitner selbst gibt dann anhangsweise geistvolle, aber oft sehr bissige Anmerkungen zur zeitgenössischen Literatur und wendet in seiner „Belletristischen Archäologie“ sein Augenmerk besonders dem historischen Roman zu, mit dem er etwas einseitig, aber scharf ins Gericht geht. Seine Ausführungen leiden manchmal an einer scherzhaften Ungründlichkeit und die Art, wie er gegen seine Gegner losrennt, erinnert ab und zu an den Schmied von Kochl. Daher ist das Recht nicht immer auf seiner Seite, seine Ansichten nicht immer richtig und die Wahl der „schmückenden Beiwörter“ und der Tätigkeitswörter nicht gerade sorgfältig, aber man kann ihm trotzdem nicht böse sein, denn abgesehen davon, daß er auch viel Richtiges hat und manchen österreichischen Dichter überhaupt als erster zu Ehren gebracht hat, spricht aus seinen Darlegungen so viel ehrliche Überzeugung, so viel Begeisterung für eine große deutsche Literatur, so viel gerechter Abscheu gegen ungesunde Auswüchse im Literaturleben, daß wir unsere helle Freude haben. Sein Streben, die Fahne des Idealismus gegen einen verderblichen Materialismus hochzuhalten, sein Sinn für das Echte und Gute in Kunst und Literatur, verdient Lob und Anerkennung. Übrigens hat die Literaturentwicklung dem Autor in vielem Recht gegeben, denn von der Moderne hat die wahre deutsche Literatur wirklich vielfach wenig Nutzen gehabt und nur „die Fabriken für Papier und Druckerschwärze haben geerntet“.

Eine weitere Quelle für Breitners literarisches Schaffen war seine Begeisterung für Scheffel. Mehrere Abhandlungen, z. B. „Viktor von Scheffel und seine Literatur“ (1910) geben davon Zeugnis, besonders aber zählt sein „Scheffelgedenkbuch“ zu den schönsten Jahrbüchern nicht moderner Dichter.

Endlich ergriff der Mattseer Dichter auch im Dienste der Altertumsforschung einige Male die Feder. War er ja doch Jahre hindurch ein eifriger Forscher auf volkstümlichem Gebiet, in Pergamenten und historischen Jahrbüchern und leitete auch 1885—1888 die von ihm aufgedeckten Ausgrabungen in Mattsee, worüber er ausführlich in seiner Schrift: „Juvaviae Rudera“ (1898) berichtet.

Von anderen Versepicern ist nicht viel zu berichten. Genannt seien noch: Baldur v. Wallen („Liebeskampf“) und Tony Blum („Ein Sang vom Untersberg“).

So sehen wir also, daß im Vers-Epos durchwegs jene Richtung herrscht, wie sie von Kinkel angebahnt, von andern aber eifrigst fortgesetzt wurde und unter dem Namen Versnovelle bekannt ist. Romantischer Einschlag und Einlagen von Liedern, bald in die Handlung verflochten, bald als besondere Gruppe zusammengestellt, sind ihre Hauptkennzeichen. Schon Märzroth hatte ja bekanntlich mit seinen „Liedern eines Vagabunden“ an diese Zeit erinnert. Besonders stark hat auf die Dichter Salzburgs „Dreizehnlinden“ gewirkt.

Von außen her sind zwei hochberühmte epische Dichter auf mehrere Jahre nach Salzburg gekommen: Fr. W. Helle (geb. 1834 zu Bockenforde in Westfalen, gest. 1901 in München) und Josef Seiber (geb. 1856 zu Bruneck), dzt. in Enns, O.-Ö. Jener war (1887—1890) als Redakteur hier, dieser war längere Zeit als Militärseelsorger. Von ihren großen Hauptwerken ist zwar keines hier erschienen, doch haben sie durch andere Beiträge poetischer und kritischer Art ins Literaturleben Salzburgs eingegriffen.

So klein das Brännlein epischer Dichtungen, im engsten Sinne des Wortes, in Salzburgs Dichterwald fließt, so groß und breit durchrauscht ihn der Fluß der Prosa dichtung.

Zunächst sind es hier wohnhafte Ausländer, welche uns auf dem Gebiete der Novelle und des Romanes entgentreten.

So schrieb Franziska Fritsch (Deckname: Fr. Staufen) ihren zu ihrer Zeit viel gelesenen Roman: „Eine Heimstätte“ (1887), 2. Aufl. 1890 und behandelt darin das Geschick des unehelichen Kindes. Die Durchführung ist einem Unterhaltungsroman entsprechend, die Mittel veraltet, aber der freudige Optimismus, die sittlich hochstehende Idee und die Güte der Personen lassen die große Verbreitung immerhin verstehen. Auch klingen schon leise jene sozialen Töne an, die einige Jahre später zu solch gewaltiger Melodie angewachsen sind. Ihre dramatischen Versuche sind literarisch wertlos, sowohl ihr Trauerspiel „Heli“ (1882), in fünffüßigen Jamben geschrieben und in Graz aufgeführt, als auch ihr Lustspiel „Die Sprachreiniger“ (1892), das hier mehrere Aufführungen erlebte. Die Fixigkeit, mit welcher die Personen gehen und kommen, so-

wie die Zeichnung der Dienstboten Franz und Mina erinnern an das französische Lustspiel mit seinem Kammermädchen. Eine schlichte Gabe spendete die Dichterin mit ihren Gedichten: „Für meine Freunde“ (1900). Leise Trauer, wie das Weinen waldverirrter Kinder, ist vernehmbar, aber inniges Gottvertrauen und Hingabe an die Muse der Dichtkunst verschönern ihr das Leben. Sie hat von der Dichtkunst eine sehr hohe Auffassung: „Der Dichter soll als Genius erscheinen, des Hohen, Schönen, Edlen, Reinen und stets sich ferne halten vom Gemeinen.“ (Des Dichters Sendung, S. 20.) Die Dichterin stammt aus Bayern und ist in Bibart 1828 geboren. Später heiratete sie den k. k. österr. Statthaltereirat v. Fritsch in Linz und trat hier auch in Verkehr mit Stifter, Gilm und andern und wurde durch diese ermutigt, in die Öffentlichkeit zu treten. Schon 1861 gab sie Erzählungen: „Weihnachtsfeste“ heraus, ließ aber dann in ihrem Schaffen eine lange Pause eintreten. Nach dem Tode ihres Mannes zog sie nach Salzburg zurück und ist hier 1904 verschieden.

Ein vielseitiger Dichter, der aber sein Bestes doch auf erzählendem Gebiet geleistet hat, ist Joseph Freiherr von D o b l h o f f. Er ist in Wien 1844 geboren, widmete sich nach zurückgelegten Gymnasial- und Hochschulstudien dem Staatsdienste, verließ ihn aber bald wieder und machte dann große Reisen in verschiedene Länder in und außer Europa. 1884 bis 1899 wohnte er in Salzburg und war in der Salzburger Landeskunde sehr tätig. Gegenwärtig wohnt er in Wien. Er hat alle drei poetischen Gebiete bebaut. Seine Gedichtsammlungen: „In Berg und Wald“ (1886), „Aus dem Capua der Geister“ (1886) erheben sich weder inhaltlich noch formell über den Durchschnitt, vieles bleibt sogar unter diesem. Nur ab und zu überrascht eine originelle Auffassung wie etwa: „Spaziergang“, Kriegslist (Capua der Geister, S. 28 und 38). Als politischer Zeitdichter entpuppt er sich in seiner Sammlung: „Wasserlinge“ (1893—1897), ist aber mit Austeilung seiner scharfen Geißelhiebe nicht immer gerecht und besonders gegen kirchliche Verhältnisse und geistliche Personen zu einseitig, um noch ernst genommen zu werden.

Eine Reisebeschreibung in Versen ist seine Sammlung: „Cancionero“ (1887).

So wenig er als Lyriker befriedigt, so wenig auch als Dramatiker. Wertlos sind seine Lustspiele („Durch die Kunst“, „In

der Kreide“, „Frondeurs“, alle 1894), denn die Absicht, an Wiens gesellschaftlichen Kreisen sowie an Klöstern und Jesuiten sein Mütchen zu kühlen, ist vielfach doch gar zu deutlich und das „Lustige“ im Spiel läuft im allgemeinen auf gelegentliche Witze und komische Figuren hinaus. Höher steht sein Trauerspiel: „Die letzten Camilli“ (1885). Es enthält einzelne schöne, kräftig gearbeitete Szenen, aber in der Gesamtheit und in der Zeichnung der Charaktere befriedigt es auch nicht.

Sehr beachtenswert aber ist der Erzähler Doblhoff, oder wie er selbst sich gern nennt: Deviloff, Chillonius. Zwar in seinem dreibändigen Roman: „Julia Festilla“ (1884) geht er ganz auf den Spuren Dahns und Ebers und die schwere Menge von gelehrten Anmerkungen sagen uns gleich, daß der Verfasser von einem historischen Roman nicht ganz die richtige Vorstellung hat, aber soweit man jene Professoren-Romane, die doch in letzter Linie nur den Zweck hatten, die Ergebnisse archäologischer und geschichtlicher Studien breiteren Massen auf möglichst bequeme Weise zugänglich zu machen, überhaupt gelten lassen will, wird man auch seinen Roman anerkennen müssen. Dramatisch knapp behandelt er denselben Stoff in seinem Trauerspiel: „Die letzten Camilli“.

Als trefflicher Erzähler und Schilderer aber erweist er sich in seinen kleineren Erzählungen. Das gilt schon von seinen: „Zwei Erzählungen aus der Schweiz“ (1887). In einer großartig schönen Naturumrahmung von seltener Anschaulichkeit werden uns traurige Menschenschicksale vor Augen geführt, nur beeinträchtigt bei der zweiten Erzählung die große Unkenntnis des Verfassers mit dem wirklichen Ordensleben und offensichtlich feindliche Absicht gegen dieses bedeutend den Genuß. Besser gefällt uns in dieser Beziehung die Erzählung: „Heiny von Realp“, wo er mit ergreifender Tragik eine Art Ahasver-Motiv behandelt und gleichfalls wieder eine herrliche Naturszenerie aufrollt. Hie und da überschreitet sogar die Freude an Naturschilderungen das für ein Kunstwerk erlaubte Maß und tut daher der etwas sprunghaft dargestellten Handlung Abbruch. Macht er zwar auch hier einen unschönen Priestercharakter zum Ausgangspunkt der Handlung, so verallgemeinert er doch nicht.

Ein Steinbild in der Antiken-Halle des städtischen Museums regte seine Phantasie zu der Novelle: „Das Bild des Patronus“ an, die er im Verein mit zwei anderen unter dem Titel: „Erzählungen aus Salzburg“, 1894, erscheinen ließ. Wie öfter bei Doblhoff sind wir bei der Titelnovelle mit der psychologischen Entwicklung nicht zufrieden, sonst aber ist sie ein anschaulich gestaltetes Bild aus der Zeit der Heruler in Salzburg. Die zweite Geschichte, eine Art Rahmenerzählung, bringt das Schicksal eines aus glücklichen Verhältnissen bis zum Bergputzer herabgesunkenen Mannes, der sich aber wieder zu besserem Lose emporarbeitet. Die dritte ist eine wenig glaubliche, aber lustige Grenzgeschichte.

Doblhoff hat auf dem Gebiete des archäologischen Romans keinen ernst zu nehmenden Nachfolger in Salzburg, doch dürfte die Freude am Geschichtsroman, dem wir etwas später begegnen, vielleicht durch ihn doch etwas angeregt worden sein.

So sind also bis in die neunziger Jahre fast durchwegs Einflüsse tätig, die in frühere Jahrzehnte reichen. Da auf einmal rüttelt der literarische Sturm an den Felsentoren Salzburgs. Etwas spät, doch im ersten Ansturm gewaltig. Im allgemeinen zeigt sich die Moderne in Salzburg mehr im Inhalt, als in der Form, und weil sie hier erst einsetzte zu einer Zeit, wo sie in der übrigen deutschen Literatur bereits im Niedergange war, treten auch mehr die gesunden Anregungen hervor, wie gediegene Charakterzeichnung, geschärfter Blick für das Tatsächliche, maßvolle Verwertung brennender Zeitfragen, während das allzu Krankhafte, Häßliche, Gemeine in Natur und Leben sich nur gelegentlich und ganz vorübergehend bemerkbar machen. Da es sich bei den ersten Vertretern zugleich um Schriftsteller handelt, die ihre literarischen Anregungen auswärts empfangen haben, so ist klar, daß in ihrem Schaffen auch andere Einflüsse erkennbar sind, je nachdem eben die literarische Bekanntschaft mit den verschiedenen Schriftstellern des In- und Auslandes vor sich gegangen und der Berufskreis beschaffen war, in dem sie wirkten. In Salzburg selbst ist nun einmal kein Boden für den waschechten Naturalismus oder verschwommenen Symbolismus und andere moderne Strömungen krankhafter Art. Dazu haben seine Bewohner viel zu viel praktischen und gesunden Sinn und kernige Frömmig-

keit. Auch sind die natürlichen Vorbedingungen für eine richtige Moderne, die doch aus den unsaubereren Verhältnissen der Großstädte hervorgegangen ist, bei uns nicht vorhanden, denn unter arbeitsfreudigen Bürgern und Beamten und rastlos tätigen Bauern kann sich das Elend nicht in jener schrecken-erregenden Art wie in den Millionenstädten festsetzen und steht sich auch der Arbeiter besser. Dazu kommt noch der Umstand, daß in Österr e i c h die Dinge von vornherein insofern besser lagen, als es schon vor Beginn der literarischen Revolution Dichter gab, deren kraftvolle Eigenart und stark realistische Schaffensweise viel mit dem späteren Naturalismus gemein hatten. Dichter, wie Anzengruber, mit seinen Bauernstücken und seiner teils etwas kulturkämpferischen, teils sozialen Tendenz, Rosegger, Ebner-Eschenbach mit ihrer Liebe zu den Armen, Enterbten und ihrer Freude an Kleinmalerei, aber auch ihrer freien religiösen Anschauung, ihrer sozialen Gesinnung, ihrem Wirklichkeitsstil hatten ja zuviel von den Forderungen der Naturalisten, als daß ein ernster Kampf gegen sie hätte einsetzen können. Sie wurden zunächst freilich nicht gewürdigt, aber auch nicht bekämpft. So ist der Naturalismus in Österreich viel gemäßigter ausgefallen, ja das Proletariat der Großstädte hat, merkwürdig genug, keinen bedeutenderen Darsteller gefunden. Und gehen wir weiter herauf in der Zeit, so sehen wir, daß Wirklichkeitsdichtung soviel ist als Darstellung der feinen Lebewelt oder des g e i s t i g e n Proletariats, nicht aber, von kleineren Werken abgesehen, des materiellen. So braucht es uns also nach dem Gesagten nicht zu wundern, wenn der Naturalismus in Salzburg im allgemeinen mehr ein Realismus wird und neben ihm und mit ihm auch jene leuchtende Blume immer wieder ihr Haupt erhebt, die so recht eigentlich im deutschen Volkstum ihre Wurzeln hat: Die Romantik.

Ihren Einzug hielt die Moderne mit Irma v. Troll-Borostyani<sup>15)</sup> (Deckname: Veritas). Maria Troll ist 1847 in Salzburg zur Welt gekommen und erhielt zuerst eine gediegene Erziehung von Seite ihrer durch Herzensgüte, Frömmigkeit und reichen Geist ausgezeichneten Mutter Josefine. Marie (sie selbst nennt sich später immer Irma) wurde dann dem Kloster

<sup>15)</sup> Vgl. Widmann, Dr. H. in der Einleitung zu dem Buche: „Ausgewählte kleine Schriften von Irma v. Troll-Borostyani“. 1914. Herausgegeben von Wilhelm v. Troll.

Nonnberg zur weiteren Ausbildung übergeben, aber eine schwere Nervenerkrankung zwang sie, schon nach 2 Jahren die Anstalt wieder zu verlassen. Nun begann ein längeres, entbehrungsreiches Wanderleben als Erzieherin in Ungarn und Rußland. Während dieser Zeit nun scheinen trübe Erfahrungen und unpassende Lektüre das von der Mutter gepflegte, von den Klosterfrauen entwickelte Pflänzchen religiöser Gesinnung erstickt und jene trüben Nebel bangen Zweifels über das Jugendland ihrer Seele gebreitet zu haben, durch welchen sie sich nicht mehr zur Sonne religiöser Wahrheit durchringen konnte. Später treffen wir sie in Wien, wo sie musikalische Studien treibt und regen Verkehr mit Künstlern und Literaten pflegt. 1875 verheiratete sie sich mit dem Schriftsteller Ferdinand v. Borostyani, doch war ihr nur kurzes Eheglück beschieden. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Mannes wählte sie ihre Geburtsstadt zu dauerndem Aufenthalt und ist hier 1912 ihren, besonders in den letzten Jahren schweren körperlichen Leiden erlegen.

Schon vor ihrer Ehe trat sie als Schriftstellerin auf und zwar als unerschrockene Vorkämpferin der modernen, in sozialen Verhältnissen fußenden Frauenbewegung. Leidenschaftlich behandelt sie in zahlreichen Schriften („Die Mission unseres Jahrhunderts“, 1878; „Im freien Reich“, 1884; „Das Recht der Frau“, 1893; „Verbrechen der Liebe“, 1896; „Der Moralbegriff des Freidenkers“, 1903 usw.) die wichtigsten Fragen der Gegenwart. Troll-Borostyani ist ein männlicher Charakter und das macht sich besonders in ihrer sozialen Schriftstellerei bemerkbar. Mit Mut geht sie, unbekümmert um alle Nebenrücksichten, unbekümmert aber auch um die Überzeugung anderer, auf ihr Ziel los. Dabei besitzt sie feurige Gerechtigkeitsliebe und warme Begeisterung für alle sozial Entrechteten. Daher können wir ihren markigen Worten über heuchlerische Scheinzivilisation der modernen Gesellschaft, über den doppelten Moralkodex dieser Gesellschaft, einen offiziellen und einen für den stillen Privatgebrauch, über den Tyrannen: Öffentliche Meinung usw. in vielen Punkten zustimmen. Ihr ganz und voll zuzustimmen, daran hindert uns ihre Weltanschauung, die sich von der wahren christlichen weit entfernt. Sie sieht auf der Welt „nur ein Fünkeln Lebensfreude, dagegen eine ungeheure Last des Jammers“. Und ihr Trost besteht nur in der Aussicht,

„daß mit dem wenig Freundlichen . . . auch aller Schmerz . . . hinabrollt in den tiefen, bodenlosen, urewigen Schlund der Vergangenheit, des persönlichen Nichts.“ Man soll schaffen, solange man lebt, aber nur deshalb, weil nach dem Leben alles aus ist und weil das Glück, andere zu beglücken, der idealste Egoismus, die Beglückung des eigenen Ichs ist. Ja die Religion des Freidenkers besteht überhaupt nur in der Liebe, die ihn mit der Menschheit verbindet und er glaubt, daß alle Menschen ihren Himmel und ihre Hölle schon hier auf Erden finden. Ist das nicht trostloser Pessimismus? Und wie kann dem Elend der Erde gesteuert werden? Ihr Rezept lautet nach Nietzsche: Durch den berechtigten Egoismus des Genies, das — unbekümmert um die Gefühle anderer — mit beiden Ellenbogen sich Raum schafft zur frischen, freien Betätigung seines innersten Lebens- und Schaffenstriebes. Und so treffen wir viele andere Stellen, welche nur allzuklar beweisen, daß in ihrer Weltanschauung die Aussicht nach oben verbaut ist. Daher trifft auch bei ihr zu, was von den Schriften so vieler Frauenrechtlerinnen gilt: Eine Gesundung der Menschheit ist nicht möglich, weil die trüben Wasserlein rein irdischer Weisheit dort ihren Ursprung nicht haben, wo allein die Quelle lebendigen Wassers fließt.

Auch auf rein literarischem Gebiete vertrat sie ihre Ansichten zuerst theoretisch. Dem Liebesproblem in der modernen Literatur widmet sie eine eigene Abhandlung und bringt hier, soweit es sich um das tatsächliche Eheleben in der modernen Kultur handelt, viel Richtiges, übersieht aber ganz, daß die christliche Auffassung der Ehe als eines hl. Sakramentes von vorneherein eine glückliche Ehe gewährleistete. Daher stellt sie ganz falsche Forderungen auf und irrt durch Übertreibung auch dort, wo sie sonst Richtiges bringt. Wie sie hier Stellung nimmt zu einem wichtigen Kapitel der modernen Literatur, so besonders auch in einem Artikel in der „Gesellschaft“, Jahrgang 1886, dem führenden Organ der jungen Richtung (1885 von M. G. Conrad in München gegründet). „Die Wahrheit im modernen Roman“ betitelt sie ihre Ausführungen und geht darin scharf mit jenen „Sudlern“ zu Gerichte, „die nur die reale Erscheinungswelt in ihren banalsten und trivialsten Details nachzubilden suchten. Jeder Skribent . . . fühle sich von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse gedrängt, ein

Blatt von Zolas Ruhmeslorbeern für seinen eigenen hohlen Kopf, einige tausend Francs von Zolas glänzenden Einnahmen für seine leere Briefftasche zu ergattern. . . . Es sei ein Irrtum, Idealität für den Gegensatz des an der Wahrheit der Erscheinungswelt festhaltenden Realismus auszugeben. Die Ideen des Guten, Schönen, Edlen lebten, wenn auch Anatomie und Physiologie nicht wüßten, woher sie kämen.“ Während ein Jungdeutscher sagt: „Bestien sind wir alle“, erklärt sie: „der Mensch ist kein Gott, aber auch keine rohe, boshafte Bestie“. Allerdings vertritt sie auch den Grundsatz, daß Kunst mit Religion nichts zu tun habe, was so allgemein gesagt, wohl nicht richtig ist. Denn abgesehen vom Inhalt, der oft Gegenstände aus Religion nimmt, untersteht das Kunstwerk auch insofern der Religion, als es nicht nur von den Formalgesetzen der Kunst, sondern auch vom freien Willen des Künstlers beeinflusst wird. Immerhin sehen wir so viel, daß schon die erste Vertreterin der Moderne in Salzburg keine Anhängerin des äußersten Naturalismus ist.

Dementsprechend ist nun auch ihr poetisches Schaffen. Zwar ihr erster Roman: „Aus der Tiefe“ (1892) streift hart an diesen Naturalismus. Er gibt ein ganz unerquickliches Bild sozialer Verrohung und befriedigt in keiner Weise. Die Charaktere sind ganz auf die Idee zugeschnitten, die Reden stilisiert im Sinne der Autorin, der Aufbau unzulänglich und die Idee selbst nur äußerlich ermöglicht, nicht aber durch die Handlung gefordert. Aber schon ihr nächster Roman: „Onkel Clemens“ (1897), mit dem Selbstbestimmungsrecht der Frau als Inhalt, ist erfreulicher, kann aber auch nicht als Kunstwerk gelten, weil trotz einzelner Schönheiten und ergreifender Situationen die poetische Gestaltungskraft viel zu gering ist. Diese versagt bei größeren Werken überhaupt. Dies beweist auch wieder ihr letzter großer Roman: „Irrwege“ (1908). In diesem soll das Verderben veranschaulicht werden, welches angerichtet wird, wenn beim Heiraten das „Standesurteil“ eine ausschlaggebende Rolle spielt. Der Inhalt ist ganz im modernen Sinn gehalten, aber sehr lose komponiert, was am besten der Umstand zeigt, daß eine Episode dieses Romans auch als selbständige Erzählung unter dem Titel: „Ein Kind der Pußtá“ aufscheint. Weiter wiederholen sich die Fehler der früheren Romane: Mangelhafte Motivierung, Zuspitzung von Handlung und Per-

sonen auf die Tendenz, Zufälle in Fortführung der Handlung, doch tritt die bloß äußerliche Charakterzeichnung etwas zurück. Hier zeigt sich auch, daß die Autorin die Moderne wohl ihrem Wesen nach erfaßt hat, aber noch nicht die neuen künstlerischen Mittel besitzt, um dieses Wesen auch darstellen zu können. Denn Mittel zur Fortführung der Handlung wie: Kindsunterschiebung, Entführung, heimliche Ehe, Erpressung von Schweiggeldern, heimliche Lauscher, nächtliche Überfälle, lebendig Begrabenwerden und sehr umständliche „Auferstehung“ u. dgl. erinnern doch gar zu sehr an die gute alte Zeit, um noch geduldet zu werden. Höchstens in einem Detektivroman gewöhnlicher Sorte wären solche Motive noch zulässig.

Ungleich besser sind ihre Novellen. Hier erzielt sie mit manchen Stücken wirklich künstlerische Leistungen. Schon gleich die erste Sammlung: „Was ich geschaut“ (1898) enthält einzelne recht ansprechende Stücke (Justus; Schwer geprüft; Sein Bild) und auch ein schwacher Strahl von Humor huscht durch das Büchlein, was bei unserer Dichterin eine große Seltenheit ist. Dagegen steht die zweite Sammlung: „Hunger und Liebe“ (1900) ganz im Banne der Großstadt. Hier werden durchwegs unerfreuliche, zum Teil häßliche Bilder moderner Unsittlichkeit und städtischen Elendes vorgeführt und man wird mit Rosegger sagen müssen: „Es scheine nicht alles, was wahr ist, auch wert zu sein, von Poeten aufgeschrieben zu werden, denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck“<sup>16)</sup>. Und dabei verschlägt es wenig, ob etwa dem Schriftsteller mit seinen Ausführungen ernst ist oder nicht, denn der Leser wird nun einmal geärgert durch die unverhüllte Art, wie düstre Nachtseiten des Lebens ans Licht gezerrt, und durch die Unverfrorenheit, mit der neue, dem Christentum feindliche, sittliche, besser unsittliche Grundsätze vorgetragen werden. Einen erfreulichen Aufstieg aber macht sie mit den lieben Erzählungen: „Die Schule des Lebens“, „Pflicht und Treue“ (1905). Sie sind, mit Ausnahme der Ansicht, daß über den Mühen und Anstrengungen der Menschen ein „Wesen mit eiserner Gewalt“ walte, für die Jugend, der sie ja gewidmet sind, gewiß brauchbar. Gesundere Luft als in „Hunger und

<sup>16)</sup> Literaturbilder fin de siècle V., Autogramm.

Liebe“ weht auch in den Erzählungen: „Dem Verdienst seine Krone“ (1903), ganz besonders aber im letzten Büchlein: „Höhenluft“ (1907). Freilich technisch geben beide Sammlungen zu denken, denn die Forderung an die Gläubigkeit des Lesers ist in manchen Stücken sehr stark, weil die Geschehnisse zu oft durch Zufall oder plötzliche Einfälle der Personen ablaufen, aber inhaltlich sind sie fesselnd und die Geschehnisse mit Kunst hineingestellt in den Rahmen einer prachtvoll geschilderten Bergwelt.

Genau zu gleicher Zeit wie Borostyani betrat ein auswärtiger Schriftsteller, der damals in Salzburg lebte, den Weg der Moderne: Heinrich v. Schullern (geb. 1865 in Innsbruck), der von 1890—1904 als Arzt hier tätig war. Schon seine Novellensammlung: „Helldunkel“ (1892) verrät seinen ungestümen Drang nach unverhüllter Wahrheit, der später auch in seinen großen Romanen und Novellen (z. B. „Vampyre“, „Im Vormärz der Liebe“, „Ärzte“) zum Ausdruck kommt. Doch ist auch er mehr Realist als Naturalist und nur im kräftigen Hineinarbeiten gewisser Tendenzfragen in die Handlung, also formell, zeigt sich die neue Art der Romanschreibung. Mit Vorliebe nimmt er seine Stoffe aus seinem engeren Wirkungskreis als Arzt, behandelt sie mit Ernst, wenn auch nicht immer in befriedigender Darstellung, zeigt tiefes Gemüt und kennt auch Humor. Aus Reden und Handlung erkennt man auch deutlich genug, was er mit seinem Roman „will“ und nicht in allem entspricht dieses Gewollte der wahren christlichen Weltanschauung, was bei „Jung-Tirol“, dem er doch angehörte, überhaupt der Fall ist. Eine eingehendere Würdigung seiner Person und seiner Werke müssen wir seinen Landsleuten überlassen, zu welchen er wieder zurückgekehrt ist. So war also bereits theoretisch und praktisch jene für Salzburger charakteristische Richtung der Moderne als eines verschärften Realismus angebahnt, als Salzburgs nach dieser Richtung hin größter und bedeutendster Schriftsteller auftrat:

\*\*Friedrich Fürst Wrede<sup>17)</sup> (Deckname: Friedrich vom Stein). Auch er kam, als er zu Schriftstellern begann, von auswärts. Auf Reisen empfangene Eindrücke sind es, die

<sup>17)</sup> Vgl. auch Bienenstein, Wiener literarische Mitteilungen, 1910, Jännerheft.

sich zu Stoffen für seine Romane, vielfach auch zu seinen Novellen formten. Aber auch er bevorzugt das geistige, von einstiger Größe herabgesunkene Proletariat mehr als das in Mietskasernen und Kellerwohnungen, wenn er ihm auch nicht, so wenig wie Troll-Borostyani, ganz aus dem Wege geht. Aber er ist in Behandlung seiner Stoffe einer der vornehmsten Schriftsteller, geht mit Ernst am Sumpfe vorbei, fast nie mitten durch und weiß oft selbst heikle Lagen mit Geschick zu behandeln oder nur symbolisch anzudeuten. Unser Dichter hat nämlich von der Literatur eine hohe Auffassung, sie ist ihm „die Stunde der Gewissenserforschung an die Menschheit, die Stunde, in der sich unsere Kultur auf Recht und Unrecht besinnen, die Direktive für künftiges Handeln holen sollte“<sup>18)</sup>. Dieser hohen Aufgabe könnte die Literatur freilich erst dann nachkommen, wenn wir Schriftsteller hätten, die selbst auf der Sonnenburg religiöser und philosophischer Wahrheit ihr Heim hätten und so Lehrer und Erzieher der Menschheit sein könnten. Wenn Wrede selbst in seinen Werken der oben ausgesprochenen Ansicht nicht überall gerecht wird, so liegt auch bei ihm die Ursache darin, daß auch sein Weltanschauungsgebäude so manchen Zugwinden moderner Irrtümer Eingang gestattet und darum nicht durchwegs eine sichere Heimstätte völliger Wahrheit ist. Ibsen und Nietzsche scheinen nicht ohne Einfluß auf die Weltanschauung geblieben zu sein und in Bezug auf die „Liebe“ ist er ebenso Zweifler an einer wirklichen, aufrichtigen Herzensliebe wie Borostyani, bei der jede Liebe auf Egoismus hinausläuft. Auch vermag er, wenn es sich um Fragen über Kultus, Dogma, Ehe, Wunder u. dgl. handelt, nicht jene völlige Objektivität zu wahren, die wir vom Künstler nun einmal streng verlangen müssen, jenes gänzliche Losgelöstsein vom eigenen Ich, so daß seine Personen nur mehr sprechen und handeln, wie sie ihrem Charakter gemäß und der Lage entsprechend, in die sie der Dichter versetzt, sprechen und handeln müssen. Öfter guckt vielmehr der Schriftsteller selbst hinter den Kulissen hervor und sagt uns s e i n e Meinung.

Sonst aber ist Wrede ein Meister der Darstellung höchst einfach gelagerter, aber immer interessanter Probleme. Besonders versteht er sich auf die Zerfaserung seelischer Vorgänge

<sup>18)</sup> Aus einem Briefe des Autors an den Verfasser dieser Abhandlung.

und führt, wenn man die Voraussetzung einmal zugibt, die Handlung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zu Ende, weshalb er eine starke Wirkung auszulösen vermag. Und zwar ist dieses in seinen Novellen mehr der Fall als in den großen Romanen, wo äußere Zufälle, bloße Behauptungen, wenig glaubhafte Voraussetzungen die künstlerische Note abschwächen.

Seine Personen sind, besonders ihren seelischen Äußerungen nach, gut gezeichnet. Er weiß ihnen Blut und Leben einzugießen und sie uns nahe zu bringen. Was ihr Äußeres betrifft, liebt er allerdings öfter die direkte Beschreibung oder Gegensätze wie: das Gesicht war nicht schön, aber . . . und die Personen sind mehr nach der all gemein menschlichen Seite geschildert, gleichviel, „ob sie unter Birkenbüschen oder unter Palmen wohnen.“ Mit Vorliebe weilt er bei einsamen Menschen, die still und mit einer gewissen müden Resignation ihren Weg gehen, und aus seinen Werken spricht eine warme Anteilnahme an allem menschlichen Leid. Drum wandeln auch durch seine Romane und Novellen so viele, von Not gedrückte und mit Schuld belastete Personen. Die Schuld aber, mag sie wie immer beschaffen sein, „ist für den Menschen gut. Ein Körnchen dieses Salzes verleiht dem Menschen erst die rechte Würze. „Die Schuld ist ein besserer Kitt als die Liebe“, meint Wrede. Gerade im Roman „Liebesleben . . .“ kommt dieser Satz in krasser Weise zur Gestaltung, aber man wird doch sagen müssen, daß diese Ansicht zwar tatsächlichen Verhältnissen entsprechen kann, in sich aber falsch ist. Schuld bleibt immer Schuld und als Beleidigung Gottes immer schlecht und kann nie eine Lebenswürze werden, mögen ihr auch gute Folgen entstammen. Obige Ansicht ist aber umso bedenklicher, als der Autor als Sühne für Schuld nicht Gebet, Buße, Reue empfiehlt, sondern Arbeit. (Evoe? Seite 24 und 25.)

Deshalb fällt auf alle seine Kreuzträger kein beglückender Strahl aus den Augen Jenes, der gesagt: Kommt alle zu mir . . . . .

Der Stil unseres Dichters ist einfach und schlicht, wird aber an einzelnen Stellen fast zum Telegrammstil: z. B. Es hungerte ihn sehr. Die Nacht brach an. Langsam füllte sich die Schenke. Man zündete die Gasflammen an. Hies lehnte in seiner Ecke. Eine grenzenlose Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. (Evoe? Wie es wurde.)

Auch die eingehende Schilderung der U m w e l t erinnert an die Moderne. Gewisse Wortverbindungen kehren öfter wieder: Abermals zogen Wochen ins Land; drei Wochen waren in das Land gezogen. Und abermals zogen Monate ins Land; sieben Tage zogen in das Land usw.

Besonders liebt er Ankündigungen wie: Und das kam so; so unglaublich es auch klingt u. dgl.

Bevor wir nun die Werke im einzelnen durchgehen, wollen wir zuerst einen Blick auf seinen Lebensweg werfen.

Unser Dichter ist dem bayerischen Fürstenhaus der Wrede entsprossen und hat 1870 in S a l z b u r g das Licht der Welt erblickt.

Er studierte dann in Salzburg, Kalksburg und Stuttgart und wollte Soldat werden. Allein eines schweren Leidens halber mußte er dieser Lieblingsneigung entsagen. So suchte er sich auf andere Weise der Menschheit nützlich zu machen, indem er an der Antisklavereibewegung des Kardinals Lavigerie teilnahm. Nachdem er aber auf großen Reisen seine Menschenkenntnis erweitert, seine Erfahrungen bereichert und sich 1894 in Salzburg dauernd niedergelassen hatte, griff er zur Feder und ließ bis 1901 fast jedes Jahr ein Buch auf dem literarischen Markte erscheinen. Von da ab tritt eine längere Pause ein und erst 1907 betritt er wieder die literarische Laufbahn.

Am Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit steht der Roman: „D a s L a s t e r“ (1893). Schon der Titel sagt uns, daß Wrede hier im Banne des Naturalismus wandelt. Wenn wir uns erinnern, daß gerade kurz zuvor die Moderne in Salzburg ihren Einzug hielt mit ihrer Liebe für großstädtisches Leben und Treiben besonders der vornehmeren Kreise, mit ihrer Neigung zur Aufrollung sozialer Fragen und ihrer Wirklichkeits-treue in Schilderung der Verhältnisse, so können wir schon erraten, worum es sich im Romane wohl handeln dürfte. Das „Laster“ ist verkörpert in der zauberisch schönen Olga Dorborowska, einem Liebling der Pariser Halbwelt. Um sie gruppieren sich auf der einen Seite die drei Freunde Iwan, Robert, Richard, auf der anderen Seite Achilles, der rohe Naturbursche, und Vertreter des Genußlebens. I w a n ist ein alter Vagabund, der infolge von zu großem Luxus gänzlich verarmt ist und jetzt als Lebensgrundsatz die Lehre aufstellt: Die Welt kann nur

durch Einfachheit und Bedürfnislosigkeit gerettet werden. Dabei ist er Anhänger der Vererbungstheorie und meint, der Mensch lerne die losen Streiche so, wie der Vogel das Fliegen. Robert aber ist Sozialist und Anarchist und will die Entwicklung der Gesellschaft mit Gewalt herbeiführen. Richard endlich tritt uns als Idealist entgegen und will für seine Verbesserungspläne den Weg des Gesetzes und heilsamer Verordnungen gehen, führt aber für seine Person ein bequemes Junggesellenleben in Paris. Allen Dreien begegnet nun das Laster und die gegenseitigen Beziehungen nun, sowie das Verhältnis Olgas zum Kraftmenschen Achilles und einem reichen Lebemann, bilden den Hauptinhalt. Die Charaktere sind zum Teil nach literarischen Mustern, aber frisch und voll kräftigen Lebens gezeichnet und die glänzenden Bilder aus der feinen Welt des Salons lassen deutlich das Talent des Autors erkennen, aber eine unzweideutige Gestaltung einer bestimmten Idee ist nicht gelungen. Und doch haben wir es mit einem Weltanschauungsroman zu tun. Darauf deutet ja schon die ganze Gruppierung der Personen hin. Was will der Autor? Am besten werden wir wohl tun, die Personen selbst als Vertreter von Ideen zu nehmen und dann könnte man etwa den Kern des Romanes in der Weise herauschälen, daß man eine soziale und eine ethische Grundidee als mit einander verbunden gelten läßt. Vom sozialen Standpunkt aus bringt der Roman den Sieg des deutschen Idealisten Richard, während das Lebenswerk der beiden ändern zusammenbricht. Vom ethischen Gesichtspunkt aus müssen wir die Lehre herauslesen, daß das Laster nur überwunden werden kann durch die Macht des Geistes (Richard) oder durch die ungestüme, aber gesunde Natur (Achilles) und daß jeder, der zum Retter für andere werden will, zuerst sich selbst aus der Umgarnung des Lasters befreien müsse.

Lastet über diesem Werk ganz die Schwüle der großstädtischen Lebe- und Halbwelt, deren ungesundeste Stickluft allerdings die vornehme Art Wredes zu bannen weiß, so weht uns schon aus dem nächsten Werk ein ungleich frischerer Lufthauch entgegen. „Blutender Lorbeer“ (1895) heißt es und bringt uns eine Lieblingsidee der Moderne überhaupt: Unverstandenes Künstlertum mit sozialem Hintergrund. Bereits die Romantiker machten Künstler gern zu Helden ihrer Romane

und Novellen, wobei die Wiener gern Musiker, die Münchner Maler wählen. Aber hier handelt es sich nicht um einen Künstler schlechthin, sondern um einen, der zuerst auf seinen Geburtsadel verzichtet und sich der Kunst auf dem Theater hingibt, dann aber von eben dieser Kunst derart ausgehöhlt wird, daß darüber sein Lebensglück, dessentwillen er zuerst den Kunsttempel betreten hat, zusammenstürzt. So ist es Kurt Alden, dem herrlichen Grafen, ergangen, der seine Braut durch Arbeit verdienen will und darum Proletarier wird, dann aber als gefeierter Künstler seine Frau nicht mehr versteht und auch von ihr nicht verstanden wird. Sie geht mit einem andern davon, er aber zieht sich mit seinem „blutenden“ Lorbeer in die Einsamkeit zurück. Der Roman stellt mit seiner Lebensfülle und seinen glänzenden Charakteren eine beachtenswerte Leistung dar, aber die Kunstform erleidet einen unliebsamen Sprung. Anfangs ist nämlich die soziale Idee: Geburtsadel — Adel der Arbeit derart stark herausgearbeitet, daß man wirklich erstaunt ist, wie mit der Erwerbung der heißgeliebten Ellen durch ehrliche Arbeit der Roman nicht abschließt, weil man eben glaubt, daß Kurt n u r der Ellen halber zum Theater geht, es aber sofort wieder verlassen wird, wenn er seinen Zweck erreicht hat. Da erst kommt man darauf, daß dies alles erst der Unterbau für die weitere Gestaltung ist, daß erst jetzt der „Lorbeer“, der Künstlerruhm, zu bluten anfängt. Und das ist umso bedenklicher, als die folgende Entfremdung zwischen Kurt und Ellen durch allerhand kleinliche, teilweise auch rein zufällige Mißverständnisse herbeigeführt wird. Man scheidet daher mit einer gewissen Mißstimmung gegen alle Personen, was bei einem echten Kunstwerk nicht sein soll.

Übrigens ist auch das Thema: Geburtsadel — Adel der Arbeit ein öfter behandeltes Thema in der neueren Dichtung und auch in Salzburg nicht völlig neu. Schon bei Naumann klingt es leise an und Hermann Bahr hat ja bekanntlich bei seiner Abiturientenrede am hiesigen Staatsgymnasium gerade durch diese Gegenüberstellung Staub aufgewirbelt. Auch Wrede selbst behandelt später das Thema wieder.

Zwischen diese beiden großen Werke hinein fallen die Novellen: „Der Liebe Weh“ (1894) und „Ein Rätsel . . .“ (1895), welche Ansätze zu wuchtiger Tragik enthalten und alle die Liebe zum Gegenstande haben, aber nicht die zarte, im

jungen Maienlicht blühende Herzensblume, sondern die in den Lasterhöhlen oder im Lebenssturme verblaßte, entblätterte, gebrochene. Auch kommt hier in Stil und Darstellung der nackte Naturalismus zum Ausdruck. Zu gleicher Zeit versuchte sich Wrede auch mit einem dramatischen Vorwurf: „Entnervt“ (1894). Der Hauptheld, der einer Sensationsangelegenheit in Frankreich entnommen ist, erscheint aber doch als zu unmännlich, um besonderes Interesse zu erwecken. Jedenfalls aber trugen solche Studien bei, das Seelenleben der Personen tiefgründiger zu untersuchen und zu gestalten. Die nächste Erscheinung: „Blaue Novellen“ (1897) zeigen dies bereits, denn hier spielt das Seelenleben der Personen schon eine bedeutende Rolle und es äußert sich jenes künstlerische Feingefühl, das die erste Voraussetzung für jedes Kunstwerk bildet. Ergreifende Schicksale erzählen uns: „Mater dolorosa“ und „Junger Tod“, während „Grenzen der Freundschaft“ in der Idee unschön, „Georg der Geiger“ aber in der Handlung zu seltsam und daher unwahrscheinlich, der Form nach verfehlt und dem Grundgedanken nach falsch oder wenigstens sehr mißverständlich ist. Neu ist in diesen Novellen ein starker Zug zum Romantischen (Wald, Schloß, einsame Kapellen, krankhafte Sehnsucht nach Liebe, Übereinstimmung von Natur und seelischen Vorgängen, Tiere als besonders vertraute Genossen der Menschen), der von jetzt an mehr oder weniger bemerkbar ist.

Noch einmal versuchte sich um diese Zeit der talentvolle Schriftsteller auf dramatischem Gebiet und zwar mit dem Einakter „Pflicht“ (1897) und dem Schauspiel „Das Recht auf sich selbst“ (1898). „Pflicht“ behandelt den gleichen Stoff, der schon in der Novelle „Mater dolorosa“ vorliegt, aber hier kurz, knapp, von erschütternder Tragik. Ibsens Einfluß ist kennbar. Dagegen fällt das Schauspiel bedeutend ab, nicht nur der sehr unklaren Idee halber, da man nicht recht weiß, worin „das Recht auf sich selbst“ eigentlich besteht, sondern auch des Aufbaues wegen. Nur der erste Akt ist wirksam. Immerhin stellen die beiden letzten Versuche mit ihren gut geschauten Personen, ethischen Konflikten und ihrer schwungvollen Ausdrucksweise beachtenswerte Talentproben dar. Sie haben denn auch auf der Bühne in Salzburg, Wien, München, Berlin, Dresden etc. vorübergehend freundliche Aufnahme gefunden.

Jedenfalls halfen auch sie mit, in die Bedingungen, unter welchen sich Menschen und menschliche Verhältnisse gestalten, einzudringen und die Technik zu vervollkommen.

So dem künstlerischen Schaffen nach erstarkt, wagte Wrede seinen auf dem Romangebiete gelungensten Wurf, den großen Kulturroman: „Die Goldschilds“ (1900).

Die Judenfrage bildet den Inhalt. In scharf und glänzend gezeichneten Vertretern führt uns der Dichter die Entwicklung jüdischen Wesens im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor Augen und entwirft ein farbenprächtiges Gemälde von den geistigen, religiösen und materiellen Wandlungen dieses Volkes. Da steht vor uns der Idealist David, der auf geistiger, allerdings bloß vernunftgläubiger Unterlage eine Wiedergeburt seines Volkes anstrebt. Als Gegensatz zu ihm erscheint Isaak, der Geldmann, der ohne Erwerb nicht leben kann und, gleichgiltig gegen die Mittel, Reichtümer auf Reichtümer häuft, nicht, um dann in ihnen auszuruhen, sondern aus innerem Drang zum „Geschäftmachen“. Endlich der fromme Raphael, der erst in der katholischen Kirche Ruhe für seine nach Wahrheit dürstende Seele findet und dessen Sohn als katholischer Priester den Traum Davids von Menschenliebe und Menschenglück auf christlich-charitativer Grundlage zu verwirklichen sucht. Und all das in festgefügter Handlung, edler Sprache und meisterhaft plastischer Darstellung. Freilich, ein ganz kritischer Blick wird ab und zu kleine Mängel psychologischer Motivierung oder unerlaubter Durchbrechung der Objektivität finden, doch verschwinden diese gegenüber der künstlerisch hochstehenden Leistung. Der Roman klingt in die Forderung aus: durch gerechte Verteilung der Güter einzelner Juden an die Allgemeinheit die soziale Not zu heben und durch christliche Liebe den Rassenhaß zu überbrücken.

Am Schlusse dieser Periode steht: „Durchlaucht Iff und andere Novellen“ (1901), eine dem Hauptton nach auf moll gestimmte Sammlung. Es sind, die Voraussetzungen zugegeben, psychologische und technische Meisterstücke darunter, dem Stoff nach aber, so eigenartig auch die Erfindung ist, muten mehrere unser ethisches Empfinden doch gar zu seltsam an, um einen reinen Genuß zu gewähren. Auch kommt die Vorliebe Wredes für Rahmen erzählungen hier stark zum Ausdruck und die immer wiederkehrende Gestalt

des Kain Sidona, der als Freund des Dichters eingeführt wird und seine reichen Erlebnisse zum besten gibt, erinnert in der Form an Hartmanns „Erzählungen eines Unsteten“ und „Erzählungen meiner Freunde“.

Die Beziehung der Geschlechter zu einander bildet in der modernen Literatur ein immer wiederkehrendes „Problem“. „Schon das Wort ist gefährlich“, sagt Vischer einmal „und bezeichnet, daß hier kein Kunstwerk mehr geplant ist, sondern eine physiologisch-philosophische Untersuchung“. Und untersuchen wir diesbezügliche Problem-Romane, so finden wir nicht selten Stoffe, die sich für ein medizinisches Handbuch viel besser eignen.

Wir bedauern daher, daß auch Wrede, als er nach langer Pause 1907 wieder hervortrat, mit seinem Roman: „Das Liebesleben des Menschen“ in dieses Fahrwasser geraten ist. Die Kunst ist darin untergegangen, denn der Versuch ist mißlungen. Die seitenlangen Ausführungen philosophischer Natur geben den oben angeführten Worten des geistreichen Ästheteten nur allzusehr Recht, denn im Grunde genommen haben wir es im Roman mehr mit einer pathologischen Studie über die geschlechtlichen Empfindungen mehr oder weniger abnormaler Menschen als mit Poesie zu tun. Dabei ist der Roman technisch und inhaltlich verfehlt. Technisch, weil er mit einem Zufall einsetzt und zur Erreichung eines der wichtigsten Wendepunkte, nämlich zum Treubruch Ilsens, ein Gewitter herhalten muß, um ihn zu ermöglichen. Inhaltlich aber, weil das Problem einseitig ist in der Durchführung, sowohl was den Stoff selbst betrifft, als auch die Träger der Handlung. So wenig man ein Irrenhaus als eine „Welt im kleinen“ gelten lassen kann, so wenig werden wir derartig krankhaft veranlagte Personen als vollwertige Vertreter einer gesunden Idee hinnehmen. Gewiß achten wir die Liebe des Autors, die er sittlich irrenden Personen entgegenbringt, und schätzen seine Milde im Urteil und seine Geneigtheit zum Verzeihen; dennoch lehnen wir die Verschiebung der Grenzsteine zwischen sittlich Erlaubtem und Unerlaubtem entschieden ab. Ein solches Problem kann vom rein menschlich-sinnlichen Standpunkt aus und ohne Rücksicht auf das von Gott gegebene Gebot unmöglich wahr durchgeführt werden, wo aber die Wahrheit fehlt, hört auch die Kunst auf.

Anerkennen aber muß man das Bestreben des Autors, auch diesen Stoff, von sehr unzarten Einzelheiten abgesehen, vornehm zu behandeln. Doch schließen wir uns für diese Art von Romanen überhaupt der Ansicht Adolf Bartels an, der in seinem Kampf gegen die geschlechtlichen Romane einmal sagt, daß es keineswegs ein Milderungsgrund sei, wenn die geschlechtlichen Dinge einigermaßen dezent geschildert werden<sup>19)</sup>. Betreffs der Gegenwarts-Liebesschriftstellerei aber, die so üppig in die Halme schießt, sei an den großen Manzoni erinnert, der meint, daß die Welt die Liebe zwar nötig habe, daß aber ihrer genug und sechshundertmal mehr vorhanden sei, als nötig wäre. Daher sei es nicht gut, sie zu züchten. Es gebe andere Gefühle, daran die Welt keinen Überfluß habe und die der Schriftsteller den Gemütern einpflanzen solle, wie etwa das Mitleid, die Nächstenliebe, die Selbstaufopferung.

Etwas von der unschmackhaften Kost des eben genannten Romanes: „Liebesleben“ enthält auch noch die nächste Novelensammlung: „Evoe?“ (1908), doch sind auch wieder Stücke darunter, die mit ihren seelenstarken Personen tiefen Eindruck machen, wie z. B. der herrliche Dr. Liffer, „der furchtbare Stroz“. Im allgemeinen wandeln absonderliche Charaktere an uns vorüber, Menschen, die in ihrem heißen Drang, auch einmal glücklich und froh zu werden oder sich aus dem Sumpfe des Lasters zu retten, unsere Zuneigung gewinnen, oder durch eine plötzlich erwachende Liebe, trotz aller Verkommenheit, unser Mitleid erregen.

Symbolische Züge treffen wir bei Wrede öfter, schon im ersten Roman, in seinem letzten Werk aber ist die Idee selbst unter einem Symbol dargestellt. „Der stumme Herzog“ (1910), der immer an der Seite seiner reizenden Gemahlin im Wagen sitzt, „ist jenes Wunderbare, das nie eintrifft, eine Hoffnung, die sicher trägt und die wir dennoch lieb haben, eine Hoffnung, welche den Menschen als stummer Fahrgast begleitet, niemals aber Erfüllung findet und erst durch die Sehnsucht des Menschen Sprache erhält.“ Würde es nicht so deutlich gesagt, man würde der Handlung nach nicht leicht darauf kommen, sondern einen gewöhnlichen, etwas unwahrscheinlichen und nicht beson-

---

<sup>19)</sup> Vgl. auch v. Pflugk-Hartung: Moderne Liebesliteratur. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1905, Nr. 195, pag. 371 ff.

ders gut gebauten Liebesroman vermuten. Wunderschön aber sind die farbenprächtigen Bilder aus Nizza und in den Personen pulsiert etwas von jenem heißen Sonnenglast, der über der üppigen Landschaft verführerisch glutet.

Überblicken wir nochmals das Gesamtschaffen Wredes, so verrät uns jedes Werk einen talentvollen, überaus ernst schaffenden Schriftsteller. Doch ist er in vielen Novellen mehr Meister als in seinen Romanen, die über Borostyani zwar weit hinausragen, im allgemeinen aber die Höhe einer besseren Unterhaltungsliteratur nicht überschreiten. Eine Auswahl aus seinen Novellen würde ein künstlerisch wertvolles Bild geben. So aber muß man diesen reichen Dichtergarten, des bösen, bald da, bald dort kriechenden Gewürmes halber, sehr vorsichtig und nur am Stabe einer wahren und gefestigten Weltanschauung betreten. Aber so viel ist auch gewiß: Wären alle modernen Schriftsteller mit solchem Ernst, solch feinem künstlerischen Takt, solcher Unparteilichkeit an ihre Aufgabe herantreten wie Wrede, es stünde um die deutsche Roman- und Novellenliteratur besser als dies wirklich der Fall ist. Vielleicht drückt der furchtbare Krieg dem seit langem schweigenden Dichter die Feder noch einmal in die Hand. Und würde er bei so reichen Anlagen zugleich auch den religiösen Anschauungen seines Heimatvolkes gerecht werden, wahrlich, es müßte ein schönes Werk werden!

Mit Wrede sind die Vertreter der Moderne auf dem Gebiete des Romanes schon abgeschlossen.

Mitten aus der Gegenwart und dem Treiben der besseren Kreise nimmt auch Arthur Freiherr v. Eisenstein (Deckname: Max von Essen) seine Stoffe, führt sie aber in einfacher, schlichter Weise und ohne Hingabe an naturalistische Forderungen durch. Geboren 1846, lebte er von 1892—1911 in unserer Stadt und hat hier seine reichen, aber trüben Erfahrungen als Diplomat an verschiedenen Höfen in dichterisches Gewand gekleidet. In seinen Erzählungen: „Aus dem Leben eines Diplomaten“ (1895) werden einfache, aber anziehende Lebensschicksale in fließender Sprache erzählt und ihrem zeitlichen Verlauf nach entwickelt. Eine unrichtige Auffassung von der Unauflöslichkeit der Ehe zeigt sich, ebenso wie bei Borostyani und Wrede, auch hier, ist aber im Gegensatz zu jenen ohne jede Tendenz, rein objektiv als Geschehnis hinge-

stellt. Das gleiche ist auch in seinem Roman: „Die Verleumdung“ (1896) der Fall. Im übrigen aber schildert uns der Autor in spannender, durchaus unparteiischer Art und kunstgerechtem Aufbau das Schicksal eines tüchtigen Beamten, der den feigen, weil hintertückischen Angriffen seiner gesellschaftlich ihm überlegenen Gegner zum Opfer fällt und den Versuch, seine geraubte Ehre wieder herzustellen, mit dem Leben büßen muß. Wie ein Wiesenbach, so ruhig, aber stetig fließt die Handlung dahin, und obwohl der Dichter sicher auch eigenen Erlebnissen Gestalt gegeben hat, liegt über dem Ganzen doch eine abgeklärte Ruhe. Noch größer wäre wohl die Wirkung, wenn von der indirekten Charakteristik, die der Verfasser gut meistert, noch öfter Gebrauch gemacht wäre, statt von den Personen und ihren Eigenschaften zu erzählen.

Auch noch ein dritter Angehöriger adeliger Kreise hat zur Feder gegriffen. Es ist der 1869 zu Frankfurt a. M. geborene Philipp Freiherr von Blittersdorf. Gegenwärtig lebt er auf Schloß Schwertberg in Oberösterreich. Seinen Novellen in der Sammlung „Staub“ (1901) merkt man den modern-sozialen Einschlag, besonders was den Naturalismus des Stoffes angeht, nur wenig an. Die meisten Stücke der Sammlung sind entweder einfache Erzählungen mehr gewöhnlicher Vorfälle oder aber traurige, mit großem Geschick gestaltete Menschenschicksale, wobei eine scharfe Anklage gegen gewisse unsittliche Übelstände nicht zu verkennen ist.

Abseits vom naturalistischen Treiben steht mit einer humorvollen Gabe: Zdenko Anderle. Sein Büchlein: „Mit Schellen und Pritsche“ (1899) enthält fast durchwegs lachende Bilder aus Salzburgs Leben, bald in Form von Erzählungen, bald in harmlosen Plaudereien, in welche sarkastische Bemerkungen eingebettet sind. Anderle hebt sich vom Ernst fast aller übrigen Salzburger Schriftsteller, abgesehen von Dialekt-Dichtern, wie dem prächtigen Otto Pflanzl oder der bekannten Käthi Hölzl, vorteilhaft ab.

Gedacht sei auch des bekannten bayerischen Militärschriftstellers: Friedrich Koch-Brueberg (geb. 1847 in Ingolstadt, lebt in München), der von 1896 bis 1903 in unserer Mitte weilte und hier den Roman schrieb: „Siegfried, der Träumer“, (1896). Diesen zeichnet hoher Idealismus aus und der Inhalt gip-

felt in dem Bestreben, die katholische Religion als Hort und Halt für den einzelnen, wie für die Gesellschaft zu zeigen, und die Überzeugung beizubringen, daß man auf die Verrohung breiter Massen nur einwirken könne, wenn man ihnen den Glauben an Gott gebe und ideelle Güter in ihre Seele lege. Dieser sittlich hochstehende Gehalt hebt den Roman hinweg über die gleichzeitigen Werke der Moderne, muß aber auch ersetzen, was dem Werke an der lebenswahren Ausführung einzelner Handlungen und Schilderung mancher Charaktere abgeht. Der Dichter war ein begeisterter Verehrer der schönen Salzstadt und schrieb bereits früher, gelegentlich eines nur vorübergehenden Aufenthaltes, die schönen Worte nieder: „Schön war es hier, ehe der Mensch seine Hütten baute, und schön wird es in Salzburg bleiben“<sup>20)</sup>.

Bereits bei Borostyani und Wrede sahen wir, daß sie öfter die Großstadt verlassen und andere Schauplätze wählen, besonders gern auch den Zauber der Alpenwelt auf sich wirken lassen. So ist bei der Dichterin im Roman „Onkel Clemens“ Berchtesgaden in den Mittelpunkt gestellt und andere Erzählungen (z. B. Höhenluft) spielen sich auf den Bergen selbst ab. Auch Wrede flüchtet in seinen Erzählungen wiederholt aus der Großstadt und nimmt in mehreren Salzburg selbst zum Schauplatz. Daher klingen öfter bei beiden Töne mit, wie sie nur zwischen ragenden Bergen, auf glänzenden Matten und in frischer Alpenluft gehört werden.

Ja, ab und zu huscht sogar ein Strahl jener „mondbeglänzten Zaubernacht“, Romantik genannt, durch das Dichterland dieser Genannten.

Daher werden wir nicht allzusehr staunen, wenn mitten in das Wüten des Literatursturmes hinein auf einmal hell und deutlich die Wunderglocken der Romantik läuten, jene Glocken, die man so oft zum Schweigen gebracht oder bringen wollte und die immer wieder anschlagen, sobald ein deutscher Dichter seine Schritte aus der Großstadt hinauslenkt in die schöne Gottesnatur oder sich versenkt in unseres Volkes Wollen und Wesen und geschichtliches Werden.

Und zwar sind es zwei ausgeprägte Dichternaturen, welche uns als Vertreter der Romantik entgentreten. Zunächst

<sup>20)</sup> Salzburger Zeitung, 1894 Nr. 202: Mönchsberg-Promenade.

**\*\*Dora Hohlfeld.** Sie kommt aus Westfalen. Schon der Name des Landes hat in der deutschen Literatur guten Klang, denn gerade dieses Land hat uns hervorragende Dichter und Dichterinnen geschenkt, unter ihnen Deutschlands größte Dichterin Annette Droste-Hülshoff. Hier nun stand auch unserer Dichterin Wiege. In der Grafschaft Rietberg, welche einst dem Grafen Kaunitz-Rietberg gehörte und in deren Besitz jetzt noch die Familie der Dichterin ist, erblickte sie 1862 das Licht der Welt. „Meine Kindheitseindrücke“, so heißt es in einem Briefe, „sind das flache Land, Heide, Wiese, Wald, Moor und die Schlösser Westfalens.“ Sie verheiratete sich später mit dem Baron Reitzenstein nach Süddeutschland und nach dem Tode ihres Gemahles reichte sie ihre Hand dem akademischen Maler Bruno Hohlfeld, gest. 1917; sie lebt gegenwärtig in Parsch bei Salzburg. Hohlfeld ist Dichterin. Schon sehr früh kam dieses Talent zum Durchbruch, denn erst fünf Jahre alt, fing sie schon an, Märchen und Gedichte zu schreiben. In der Öffentlichkeit aber erschien sie verhältnismäßig spät, erst 1905. Ihrem Schaffen nach könnte man sie die Selma Lagerlöff Süddeutschlands heißen, denn, obwohl im Stoffe teilweise verschieden, haben sie in Führung der Handlung und in der Charakteristik viel gemeinsam, ohne daß aber irgendeine literarische Abhängigkeit stattfand. Es mag vielmehr daher kommen, daß auch die Familie Hohlfelds ursprünglich aus Schweden eingewandert ist. Was aber Naturbeschreibungen angeht und den Schauplatz ihrer Romane, so erinnert man sich wiederholt an Droste, denn ist auch Süddeutschland ihre zweite Heimat geworden, so verleugnet sie doch nirgends die starken Eindrücke, die sie als Kind in Westfalen empfangen hat. Zuerst trat sie mit dem Novellenband: „Aus dem Krautwinkel“ (1905) hervor. Diese sind schon ganz charakteristisch für unsere Dichterin. Die Phantasie ist ausschlaggebend, ist ein geflügeltes Roß, das nur flüchtig die Erde berührt, am liebsten aber immer zu den Wolken strebt — aber auch nicht weiter. Festgefügtter Aufbau ist daher ihre Sache nicht. Der Stamm ist derartig mit Blütengeranke umspinnen, daß wir ihn oft völlig aus dem Auge verlieren. Daher ist es oft auch nicht leicht, der Dichterin zu folgen, die Idee des Ganzen zu erfassen und so einen vollwertigen künstlerischen Genuß zu erzielen. Sie braucht sehr aufmerksame Leser. Und es ist deshalb auch kein Zu-

fall, daß gleich dieses erste Werk von den einen als „Roman“, von den andern als „Novelle“ aufgefaßt wurde. Die Stimmung überwiegt und zwar jene süß-schmerzliche Stimmung, wie wir sie etwa in Storms „Immensee“ finden. Hier schon begegnen uns auch jene Personen, die uns dann immer wieder so eigenartig ergreifen: Träumerische Wesen, die sich ohne Flügel nach den Wolken sehnen und mit schmerzenden Augen in die Sonne schauen, Stimmen hören im wallenden Wasser und flackernden Feuer, schon als Kinder oft krank sind und mit Nerven aufwachsen, die so zart sind, daß sie auf die leisesten Eindrücke von außen ihre Gegenwirkung äußern. Personen auch wieder mit Flügeln an den Schultern und Erdenstaub an den Füßen, die sich in sehnächtiger Liebe verzehren, überschnell und ohne nötige Prüfung dem ungestümen Liebeswerben nachgeben, bald darauf aber sehen, daß sie sich in der Wahl getäuscht, und dann, was bei willensschwachen, phantasiebegabten Wesen, besonders weiblichen, am nächsten liegt: dem Leben Lebewohl sagen, „um still hinüberzuschlummern und Ruhe zu finden,“ oder aber dem neuen Drang ihres Herzens zufolge den bisherigen Besitzer ihrer Liebe lassen, um einen anderen zu beglücken.

Realistischer und einheitlicher ist ihre nächste Gabe: „Die arme Josefa“ (1906), ein Lebens- und Liebesroman, dessen Stärke in der großen Schlichtheit liegt, mit der sich die Begebenheiten abwickeln. Aber der Hauptcharakter vermag uns auf die Dauer schon gar nicht zu fesseln, denn wir lernen hier eine derart willensschwache, fast hysterisch veranlagte Frau kennen, daß uns ihre Schicksale und die Art, wie sie von einem Mann zum andern kommt, von Seite zu Seite weniger rühren. Dabei ist sie als sehr fromm geschildert, läuft aber ihrem Mann und ihren Kindern davon, will ziviler einen andern nehmen und vermählt sich, als dieser früher stirbt, ohne Bedenken als Katholikin zu Lebzeiten ihres wirklichen Mannes mit einem Protestanten. Das ist etwas viel für eine fromme Frau! Auch die übrigen Charaktere, die mehr skizzenartig gezeichnet sind, gefallen uns nicht und ihre sittlichen Grundsätze erregen mehr als einmal Bedenken. Wir haben wieder wie bei den Krautwinklern Leute vor uns, welche der „Laune des Blutes“ nachgeben und die eheliche Treue brechen. Bei solchen Personen kann sich denn auch keine flotte, hinreißende

Handlung ansetzen und drum schleicht sie ermüdend langsam dahin. Dieser Roman ist auch der einzige, wo die sonst durchwegs selbständige Dichterin dem Geschmack gewisser Kreise ein Brötchen hinwirft in Form eines sehr abgenützten Romanmotives, nämlich einer Liebesszene zwischen einem jungen Kaplan und einer jungen Nonne. — Auch die Form ist teilweise in Brüche gegangen. Es soll ein Ich-Roman sein und die Dichterin tritt auch als Erzählerin wiederholt in eigener Person hervor, bringt aber Dinge, die sie unmöglich wissen kann, und begründet in keiner Weise, wie sie zu deren Kenntnis gelangt ist.

Aber freilich, in anderer Beziehung offenbart das Werk auch wieder die Größe unserer Dichterin. So fesselt uns die glänzende Einbildungskraft, mit der sie sich ihre eigene Welt baut: Die blühende Heide, über welcher flutender Sonnenschein liegt und hundert Glocken klingen; üppige Gärten mit verführerisch duftenden Blumen, mit blütenumschlungenen, verschwiegenen Lauben und heimlichem Vogelsang; endlich kleine Landhäuser und stolz ragende Schlösser mit modrigen Stuben und geheimem Spuk. Und welche Meisterschaft in Gestaltung der Naturbilder! Mit einer Bildkraft, die sie Storm und Droste an die Seite stellt, tritt uns diese ihre äußere Welt entgegen und übt noch ihren Zauber aus, wann wir das Buch längst geschlossen!

Der nächste Roman: „Im Freudensaal“ (1907) spielt sich zum größten Teil auf Salzburger Boden ab. Das Schloß Freisaal ist der Schauplatz. Im Grunde genommen, liegt ein Liebesroman vor, freilich einer in Hohlfelds Art und darum im Hauptcharakter und in der ganzen Handlung so eigenartig, daß wir immer wieder an der Möglichkeit des Inhaltes zweifeln möchten. Nachdem aber die Leute der Umgebung die Komtesse für „verrückt“ halten, weil ihr ganzes Gebaren diesen Eindruck erwecken muß, darf auch der Leser die einzelnen Geschehnisse nicht allzu streng auf ihre Möglichkeit hin prüfen. Aber ein Nachteil erwächst aus dem zu romantischen Gepräge doch: Wir können uns für keinen Charakter recht erwärmen, zumal ihre sittlichen Anschauungen etwas weitmaschig sind. Und doch liegt die alte und immer wieder neue und größtenteils traurige Tatsache zugrunde, daß ein leichtlebigen Menschenkind zuerst mit der Liebe spielt, dann aber von wirklicher tiefer

Neigung gepackt wird und, weil sich die Herzen nicht verstehen, den Tod sucht, ihn aber nicht findet. Doch läßt der Schluß des Romanes ein frohes Hoffnungslicht in die Zukunft fallen, daß sich die beiden Liebenden doch noch finden werden. In der Darstellung ist dieses Werk so duftig und fein wie ein aus Sonnengoldfäden gesponnenes Märchenbild und auch die schöne, rhythmisch wohlklingende Sprache entschädigt für die romantische Handlung. Übrigens weiß uns die Dichterin infolge ihrer Kunst, Menschen mit einem Griff zu fassen und mit ein paar Worten zu verlebendigen, selbst das Unglaubliche glaubhaft zu machen.

Noch mehr ist dies der Fall in folgendem Roman: „Wie sie über die Erde gehen“ (1909). Diese Leute sind so ganz Phantasiekinder unserer Dichterin. Die Personen zerfließen uns fast wie luftige Gebilde in der Hand, wenn wir sie greifen wollen. Rühren wir sie also nicht an, lassen wir sie ihre Wege gehen; sie sind nun einmal so und daher sind auch ihre Handlungen, wenn auch vom Tun der Alltagsmenschen noch so verschieden, einzig aus ihrem Wesen zu erklären. Nehmen wir auch an dem Kater, dem Hahn, dem Affen, welche in diesem Garten der Romantik als innige Vertraute der seltsamen Menschen herumspazieren, keinen Anstoß, ebenso wenig an den Stimmen, die aus der Luft reden, oder an manchen fast unglaublichen Handlungen: dann werden wir helle Freude haben an Ben Kleinsorge und Elsbeth Tilander, sowie an ihrem Geschicke, das sich in den beiden ersten Teilen in zauberschöner Märchenpracht abspielt. Verbunden sind diese beiden Handlungen allerdings sehr lose, sodaß sie mehr nebeneinander herlaufen. Schauen wir durch den romantischen Schleier hindurch, so sehen wir allerdings Leute, wie sie über die Erde gehen: Einen Knaben, der aus ärmlichen Verhältnissen stammt, durch die Liebe anderer ausgebildet wird, aber infolge seines träumerischen Wesens an nichts besondere Freude findet. Schließlich wird er, um doch etwas zu sein, Maler, verliert aber bald alle Schaffensfreude und zieht sich mit seiner Frau ganz von der Welt zurück, um seiner Träumerei ungestört nachhängen zu können. Weiter ein blindes Mädchen, das mit jenem Knaben einmal zusammenkommt, später sehend wird und wieder erblindet und in diesem Zustande einen Baron heiraten muß, der, weil von andern getäuscht, an ihre Blindheit nicht glauben will.

Als er aber endlich daran glauben muß, verläßt er seine arme Frau und gibt sich wie früher anderen hin. Eine rätselhaft symbolische Weise durchschlingt wiederholt die Handlung, hindert aber beim Abschluß, wo sie noch besonders stark hervortritt, doch etwas die Gesamtwirkung, wie etwa ein wunderbares Gemälde, in dem man sich einzelne Figuren nicht zu erklären vermag.

Als völlig neu scheint eine schurkische Prinzessin auf, ein so realistisch gezeichneter Charakter, daß er für dieses zarte Gewebe fast belastend wirkt. Diese Gertrud ist eine Art Teufelin, wie sie Ibsen etwa in Rebekka West (Romersholm) auf die Bühne gebracht hat. Hohlfeld hat mit dieser Charakterzeichnung deutlich gezeigt, daß sie auch ganze Erdenmenschen gut zu gestalten weiß und in den folgenden Romanen treten tatsächlich Personen auf, die unserem Empfinden viel näher stehen, wenn auch des Romantischen und Eigenartigen noch genug bleibt. So schon im Roman: „Geringe Leute“ (1909). Hier stehen wir auf ganz festem Boden und diese „Geringen Leute“ erregen wirklich unsere Aufmerksamkeit. Auch der Stoff ist so recht nach neuesten Mustern, es handelt sich nämlich um die Schicksale eines unehelichen Kindes, der Setta Brinkmann. Wie sie sich kraftvoll durchringt, zunächst auf Liebesglück verzichtet und endlich durch mutige Steuerung ihres Lebensschiffes ein bescheidenes Glück findet, das wird in gut gebauter Handlung vorgeführt. Nur die Einkerkering der Setta scheint zu wenig begründet und wirkt gemacht. Der Segen soll gezeigt werden, der aus dem eigenen Streben und nicht aus ererbtem Geld oder hoher sozialer Stellung erblüht. Sehr stark tritt auch eine soziale Seite hervor, denn manches Faule im Gerichts- und Armenwesen wird schonungslos aufgedeckt. Die Kraft der Dichterin ist gewachsen, denn neben Setta treten noch verschiedene abgerundete und lebenswahre Charaktere auf und die ganze Umgebung, in der diese Menschen leben, vermag uns, obwohl sie noch immer gegen den romantischen Himmelsstrich hinliegt, zu starkem Glauben hinzureißen.

Im Aufbau mehr an die früheren Werke erinnernd, im Stoff aber ganz modern, ist ihr letzter Roman: „Die Familie Nebelsiek“ (1912). In der Technik liebt sie hier wieder jene Mosaikform, wo eigentlich lauter kleine, einzelne Bilder

und Szenen entworfen werden, aus welchen man sich dann selbst das Gesamtbild zusammensetzen muß. Das ist nicht immer leicht, zumal die Dichterin manches nur andeutet, verschiedene Vorgänge ohne jede Verbindung, und ohne die inzwischen vor sich gegangene Veränderung anzugeben, zusammenrückt, Gedanken der Personen ohne jede Einleitung unvermittelt hinstellt, so daß sie auf den ersten Blick als persönliche Gefühlsergüsse wirken, und anderes mehr. Auch die Personen des Romanes haben den Duft der „Blauen Blume“ wieder stark eingeatmet, so daß sie unserm Empfinden mehr fremd sind. Der Grundidee nach haben wir wohl eine poetische Auseinandersetzung über die moderne Ehe vor uns und aus dem Tun und Lassen, dem Reden und Ringen ihrer Hauptgestalten ist die Ansicht abzulesen, daß für die Ehe nur starke Seelen taugen, welche wirklich fest genug sind, durch eine Reihe von langen Jahren mit seltenem Opfermut die Treue zu wahren und sich mit der nüchternen Tatsache abfinden können, daß aus Liebe Freundschaft wird. Unter den Gestalten ihrer Romane sind zwar wenig solche Personen. Diese werfen sich vielmehr, sobald die Leidenschaft erwacht, ohne besonderen Kampf andern in die Arme oder gehen als unglückliche Geschöpfe müde ihren Lebensweg, wenn sie nicht den Erlöser Tod vorziehen. Bei genauerem Zusehen erweist sich aber dieser Roman auch als Ausdruck des Wollens und Strebens der modernen Frau überhaupt und als Zeichnung jener Wege, auf welchen diese ihrem Ziele zueilt. Dabei werden die großen Lebensfragen mehr angeschnitten als wirklich gelöst und die Liebe selbst ist, obwohl ein Fluch, doch ein Naturgesetz, vor dem man sich nicht hüten kann, weshalb das plötzliche, gleichsam elementare Ausbrechen der Liebesleidenschaft, wie wir dies z. B. auch in Grillparzers Dramen beobachten können, bei ihr nicht eben selten ist.

Formell kommt gerade hier die an nordische Erzähler gemahnende Gabe zum Ausdruck, realistische Beobachtungen mit musikalischer Wiedergabe zu verbinden. Die Handlung selbst aber ist mehr in glänzenden Bildern als in geschlossenem Aufbau vorgeführt. So liegt denn über allen Werken dieser einzigartigen Dichterseele ein starker romantischer Schimmer, in den hinein die kalte Wirklichkeit ihre Schatten wirkt und

sie kennzeichnen sich als Gebilde einer Gestalterin, deren Herz voll Märchen, deren Kopf aber voll klarer Beobachtung ist.

Mit diesem Schwanken und Schweben zwischen Traum und Leben hängt dann auch ihre Vorliebe für symbolische Darstellung zusammen, wie etwa z. B. der Umstand, daß Ben Kleinsorge bei seiner Brautschau von einer zur andern geschickt wird, das bloß Zufällige einer glücklichen Verbindung zwischen Mann und Weib ausdrücken soll.

Und ihr Stil? Er ist ganz ihrer Eigenart entsprechend: Zauberhaft melodisch, voll musikalischer Klangwirkung.

Er ist Prosa in der äußeren Erscheinung, aber Poesie seinem Wesen nach, weist eine Fülle prunkender Bilder auf und schreitet nicht in verschlungenen Satzgebilden, sondern in einfachen, oft sehr kurzen Sätzen einher. Dabei liebt sie Wendungen, wie: da zeigte sich etwas gänzlich Unerwartetes; da trat ihnen jemand entgegen; da stellte sich eine unerwartete Person in den Weg; da kam jemand . . . usw., wodurch zunächst das nun folgende geheimnisvoll angedeutet wird. Auch ihrer Anschauungsgabe muß der Stil dienstbar sein und so entstehen jene fast mystisch anmutenden lebendigen Bilder abstrakter Vorgänge, wie z. B. in Familie Nebelsiek: Sie glaubte das gleitende Gift zu atmen, wie es aus dem Boden und den Büschen hervorströmte. Das Gift selber sah Jolande aus dem Garten weichen, über die Straße schweben in das Getriebe der Nacht . . . In den späten Biergärten drang es unter die Bäume und in die Räume . . . , sank in die Kelchgläser, betäubte, stahl, glitt und herrschte!“ Sie sieht auch „das Elend über die Gartenwege schleichen und blöde lächeln; das Schweigen erschreckt um die Lippen liegen; die Sehnsucht gefangen sitzen in alten Türmen, in kleinen Gassen nisten und in hohen Häusern“, läßt „Seufzer und Sorgen in eine Ecke zusammenkehren. die niemand kennt“, usw. Das ist moderne Bildkraft.

Und gerade dieses plastische Schauen und das liebevolle Sichversenken in kleine und kleinste Dinge erinnert oft an ihre große Landsmännin Annette. Aber in einem Punkte gehen die beiden weit auseinander! Annetts Lieder sind jubelnde Lerchen gottinniger Frömmigkeit und Glaubenskraft, sind eine kräftige Stimme nach oben! Sie weiß ihren Stoffen immer neue Lichter aufzusetzen, die zum Himmel flammen und mit den Strahlen der übernatürlichen Welt lieblich zusammen-

fließen. Hohlfelds Poesie gleicht wundersamem Glockenläuten, das Sehnsucht weckt, sie aber nicht stillt, gleicht Leuchtkugeln, die farbensprühend in die Nacht schießen und zum Himmel steigen, aber auf halbem Weg wieder umkehren. Und wieder ist Nacht! Magdala in Familie Nebelsiek sagt einmal zweifelnd: „Ich glaube nicht, daß eine Seele, die auf Erden keine volle Entwicklung erreichte, im weiten Raum Befreiung und Frieden findet. Wir Menschen sind nur ein Ton in der Symphonie des Lebens, der zitternd mitgeht oder in der Fülle des Ganzen seinen Zweck erfüllt — bis er verhallt. Ich höre wundervolle Töne, mag sein, daß sie aus der Ewigkeit kommen, mag sein, daß wir uns wiedersehen.“ Und in einem Artikel über Raabe<sup>21)</sup> meint die Dichterin: „Ewig ist nur das, was aus der Natur genommen und in die Natur zurückkehrt.“ Daher tritt bei Hohlfeld auch keine restlose Lösung jener großen Fragen ein, die sie in ihren Romanen öfter aufwirft. Ihre Diesseitspersonen können sie eben nicht lösen.

Religiösen Fragen im engsten Sinn geht sie, wenn man vom Eheproblem absieht, meist aus dem Wege und nur in der armen Josefa trifft man einige tendenziös gefärbte Stellen. Sonst ist sie zu sehr Künstlerin, als daß sie einseitig oder gar gehässig würde, wie sie auch dem Gemeinen, sittlich Häßlichen, Grobsinnlichen in Wort und Darstellung überall ausweicht. Sie ist auch da Künstlerin!

Freilich vermissen wir in dieser Kunst jene lebenspendende Wärme, die in der Sonne ewiger Wahrheit ihre Quelle hat. Und so wenig das flimmernde Sternenlicht einen Erfrierenden vom Tode retten und eine träumende Mondnacht über Blütengärten einen Hungernden sättigen kann: So wenig kann eine bloß ästhetisch schöne, vom Scheinwerfer irdischer Weisheit überstrahlte Kunst ein Menschenherz dauernd befriedigen.

Vom rein poetischen Standpunkt aus aber verdient unsere Dichterin ungleich mehr Anerkennung, als so manche schreibende Frau, die in jeder Kloake eine Quelle für Poesie findet und mit ihren Brüdern in Appoll um die Wette im Schmutze wühlt. Und dabei haben viele nicht einmal das Talent einer Hohlfeld, auch ihren Ernst nicht, geschweige denn ihr tiefes Gefühl und ihre wundersam lebendige Veranschau-

<sup>21)</sup> Salzburger Volksblatt, 1910, Nr. 285.

lichung der kleinsten Dinge. Sie ist die eigenartigste Dichterin Salzburgs, wenn nicht Österreichs überhaupt.

Bereits bei Doblhoff machten wir die Bemerkung, daß seine archäologischen Dichtungen möglicherweise den *Geschichtsroman* in Salzburg angeregt haben. Ist doch Salzburgs Geschichte überreich an poetischen Motiven und prächtigen Gestalten.

Merkwürdigerweise ist aber aus dieser Quelle für dichterisches Schaffen nicht allzuhäufig in größerem Umfange geschöpft worden, wenn wir von Bearbeitungen durch Ausländer absehen.

Von eigentlichen Salzburgern kommt hier zuerst Rudolf Freiherr v. Schnehen in Betracht. Er ist 1868 in Aigen bei Salzburg geboren, widmete sich dem Forstwesen und trat später in den k. u. k. Hofjagddienst. Lange Zeit war er als solcher in Eisenerz tätig, später kam er wieder in sein über alles geliebtes Salzburger Land zurück und hielt sich in Diensten des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand in Werfen auf. Auf dessen Anregung hin begann er Materialien für ein Werk über Blühnbach zu sammeln. Beim Ausbruch des Krieges meldete er sich, obwohl er früher nie gedient hatte, sogleich zum Waffendienst, wurde in Rußland sehr schwer verwundet, kehrte aber nach beiläufiger Wiederherstellung zu seinem Dienste zurück. Als Landwehr-Leutnant, mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, ist er gegenwärtig beim Militärkommando in Graz tätig.

Nebst kleineren Skizzen kommt für uns sein Hauptwerk: „Aus Paris Lodrons Tagen“ (1908) in Betracht. Dieser Roman behandelt eine Episode aus den Tagen des eben genannten Erzbischofs und darf eine glänzende Leistung auf dem Gebiete des Geschichtsromanes genannt werden. Mit der kräftig gebauten Haupthandlung, wo Paris Lodrons Vorbereitungen gegen einen Schwedeneinfall und sein mannhaftes Auftreten gegenüber den Forderungen des bayerischen Kurfürsten die Hauptrolle spielen, ist eine anmutige Liebeshandlung verflochten, die in ihren Voraussetzungen höchst romantisch, ja fast unglaublich anmutet, im weiteren Verlaufe aber unheimlich lieblich und spannend durchgeführt ist. In Einzelheiten ließe sich ja manches bemängeln, sowohl in grammatikalischer wie historischer Hinsicht. Auch im Aufbau

werden strenge Kritiker den allzubreiten Raum, den Natur- oder andere Beschreibungen einnehmen, und die künstliche Anschwellung des Umfanges, den der Roman ohne triftige Gründe einnimmt, tadeln. Der wald- und wildfrohe Jäger kommt des öftern gar deutlich zum Ausdruck und ganz selten verletzt auch ein oder der andere Ausdruck die strenge Objektivität. Auch mancher Griff bei Weiterführung der Handlung ist ungeschickt, wie z. B. fast unmögliche Selbstgespräche oder Beschreibung dort, wo wir Handlung sehen möchten. Weiter sind einzelne Handlungen mit den Charakteren weniger gut in Einklang zu bringen: aber als Ganzes ist der Roman, wie schon gesagt, eine bedeutende Kraftprobe.

Der Dichter läßt ein leuchtendes, farbensattes und macht-voll wirkendes Gemälde Alt-Salzburgs vor uns erstehen. Und in diesem Alt-Salzburg herrscht volles Leben bei jung und alt und dieses Treiben nimmt uns unwillkürlich gefangen. Dabei weiß der Verfasser außer historischen Bildern auch solche sagenhafter Natur in meisterhaften Linien zu zeichnen und alles so anschaulich zu gestalten, daß wir unsere helle Freude daran haben. Schade aber ist, daß in diese zarte Darstellung mittelalterlicher Herrlichkeit manchmal Ausdrücke fallen, die ungefähr wirken, wie Tintenflecke auf ein Brautgewand, und den Roman nur für Erwachsene empfehlen lassen. Seine große Gestaltungskraft kommt auch der Charakteristik zugute. Es sind im allgemeinen durchwegs gut geschaute, in warmes Leben übertragene Gestalten, ob wir nun die Personen der Haupthandlung, oder die der romantischen Liebeshandlung betrachten. Sieghaft groß, anziehend ist Paris Lodron gezeichnet, schade ist nur, daß er nicht nach allen Seiten hin gleich lebendig und voll entfaltet ist. Im allgemeinen ist er als *Landesvater* geschildert, während der Bischof und Priester etwas zurücktreten. Neben diesem prächtigen Werke, kommen auf geschichtlichem Gebiete nur noch die Werke eines anderen Salzburger in Betracht. Es ist dies: **\*\*Franz Wolfram Scherer** (Deckname: Wolfram).

Er ist einer der wenigen Schriftsteller, welche die Beziehung der Geschlechter zu einander noch rein und daher echt deutsch aufzufassen weiß, statt sie nach ausländischem Muster tief herabzuziehen in den Schmutz, und der *einzig*, der von fruchtbareren Salzburger Romanschreibern ganz auf

heimatlichem Boden geblieben ist. Daher auch die Reinheit der Sitten, die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, die felsenfeste Treue und die Hochachtung vor den Frauen. Und weil er Salzburg, soweit es sich in alter Zeit erstreckte, zum Schauplatz nimmt, deshalb reizen ihn nicht unsere modernen Großstädte mit ihrem Glanz und ihrem Elend, sondern des Erzstiftes lachende Fluren und die stolzen Edelsitze, welche aus diesen Fluren weithin den Wanderer grüßten.

Wohl neigt auch er zur Romantik, aber zu jener, die in die Vergangenheit eilt und sich an den herrlichen Ritter- und Frauengestalten versunkener Jahrhunderte ergötzt. Auch bei ihm spielt die Beziehung der Geschlechter zu einander eine große Rolle und bildet den Hauptinhalt seiner Romane, aber er meint die süße, treue Minne, die zwar oft erst nach schweren Enttäuschungen gefunden wird, dann aber übers Grab hinaus dauert. Ja, selbst in der Form stellt er sich in Gegensatz zu den andern Salzburger Dichtern, denn er liebt die einfache, ruhige Darstellung von Ereignissen und schildert sie meist ihrem zeitlichen Verlaufe nach ohne besondere Verästelung oder Auflösung in Einzelszenen. Der Hauptheld ist uns immer gegenwärtig, was allerdings öfter eine gewisse Langsamkeit im Gange der Handlung bedingt, die daher dann erst im zweiten Teil bewegteres Leben erhält. Dazu kommt eine schöne, fast anheimelnde Sprache, maßvoll geschmückt mit altertümelnden Worten und Redewendungen, die manchmal allerdings irrtümlich aufgefaßt sind, wie z. B. selbänder. Sonst aber verwendet er die moderne Dichtersprache mit ihrer Fähigkeit, die zartesten und leisesten Regungen des Herzens auszudrücken und so das verfeinerte Gemüts- und Geistesleben der Jetztzeit widerzuspiegeln. Und damit stehen wir auch beim wesentlichen Merkmal von Scherers poetischen Werken. Dem äußeren Scheine nach haben wir es mit historischen Romanen zu tun. Allein genauer betrachtet, stellen sich seine Musenkinder wesentlich anders dar als die wirklicher historischer Romanschreiber, denn bei Scherer ist die Hauptsache immer irgendeine Herzengeschichte und diese Herzen können vielfach nur schwer verbergen, daß ihr Leben in Lust und Leid jetzt in der Gegenwart seine Wurzeln hat und sie nur zurückverzaubert sind in den Körper eines adeligen Fräuleins, eines naiven Naturkindes

oder eines untadeligen Ritters. Scherer läßt also nicht wirkliches altes Leben vor unsern Augen erstehen, sondern entwirft mit Meisterhand einen historischen Hintergrund, baut eine Bühne mit Kulissen, die ihm Frau Geschichte gereicht hat, läßt aber über diese Bühne meist Personen schreiten, die ihrem Gemütsleben nach jetzt lebenden zum Verwechseln ähnlich sehen. Daher bergen seine Romane auch nicht große Taten, wildes, tobendes Gebaren lanzenstechender Ritter oder einer rossetummelnden und eisenbewehrten Soldateska, sondern sie erfreuen uns durch den reichen Stimmungsgehalt, den einerseits die wundersam reizenden Naturbilder, andererseits das stille Sinnen und Minnen deutscher Ritter und Frauen bewirken. Hauptsache ist also die dichterische Phantasie, die ebenso mit Ereignissen wie mit Personen freischaltet und waltet.

Dabei mag man allerdings wünschen, daß doch auch dem Leben vergangener Jahrhunderte größerer Spielraum gewährt wäre, denn vom historischen Romandichter verlangt man nicht ohne Grund, daß er die Zeit, in der sein Roman spielt, durchwandelt, wie einer, der eben zu jener Zeit gelebt hat, weil sonst dem Leser der Zwiespalt zwischen Zeit und Personen doch immer mehr oder weniger zum Bewußtsein kommt und er sich fragt, warum denn der Dichter die Handlung nicht gleich in der Jetztzeit spielen läßt, statt sie äußerlich an historische Gestalten zu binden. Es drängt sich immer wieder die Empfindung auf: Solche Gedanken, Empfindungen, Gefühle, Ansichten waren zu jener Zeit, wo der Roman spielt, gar nicht vorhanden oder äußerten sich anders! Also! Freilich kommt dies bei Scherer deshalb nicht so störend zum Ausdruck, weil er seine Hauptgestalten frei erfindet, diese also nicht mit jener unzerstörbaren Gestalt vor uns hintreten, welche ihnen die Geschichte ein für allemal gegeben hat. Und dann räumen wir dem Dichter immer noch lieber das Recht ein, Gestalten und Ereignisse frei zu erfinden, diese zu Trägern seiner Ideen zu machen und das ganze auf geschichtlichen Hintergrund zu übertragen, als jenes andere, wo einer mit peinlicher Genauigkeit historische und archäologische Bücher ausschreibt, das gesammelte Material mit einer dünnen, oft nicht einmal übermäßig reinlichen Handlung zusammenschmiedet, mitten hinein selbstgedrechselte Modepuppen stellt und dann den kecken Mut hat, dieses Werk für einen historischen Roman

auszugeben. Aus dem Gesagten erhellt wohl, daß gerade historische Romane, insoweit sie als Kunstwerke gelten sollen, eine sehr große dichterische Begabung fordern, weil sie allein die wissenschaftlichen, aus Büchern geholten Kenntnisse in blühendes Leben umsetzen und jenen großen Nachteil wettmachen kann, der dem Dichter aus dem Umstande erwächst, daß er nun einmal nicht Zeitgenosse ist und daher nicht sieht, hört, fühlt und beobachtet wie ein solcher. Dabei ist wieder ein Unterschied zwischen Novelle und Roman. Die Novelle behandelt für gewöhnlich ein Einzelschicksal in einem einzigen Lebenskreis oder einen fest abgegrenzten Charakter, der Roman hingegen will ein Weltbild im kleinen sein, weshalb sich in ihm verschiedene Lebenskreise widerspiegeln, ineinandergreifen, sich haschen und fliehen, bis endlich daraus wie eine krönende Blume die innere Einheit all der verschiedenen Geschehnisse, die Idee, herauswächst.

Erforschen wir Scherers Schaffen im einzelnen, so will uns dünken, daß vorläufig seine Kräfte wohl für die historische Novelle, nicht aber in allem für den großen Roman ausreichen. Der Mangel an frisch pulsierendem Leben, ebenso die Beschränkung auf Herzensangelegenheiten, die Wiederkehr sehr ähnlicher Gestalten, wie dies in den Romanen: „Minnedank“ und „Die Fraue von Ingelheim“ der Fall ist, legen diese Vermutung nahe. Auch die Tatsache, daß Scherer mit dramatischer Gestaltung von Einzelkonflikten (Volksstücke) zuerst hervorgetreten ist, spricht für die eben ausgesprochene Ansicht. Doch läßt sich, da Scherer noch ein mutig aufwärts Strebender ist, ein abschließendes Urteil nicht fällen.

Er ist in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. 1867 ist sein Geburtsjahr und im Hause des Salzburger Fleischaugermeisters Scherer in der Kaigasse stand seine Wiege. Seine Mutter war eine Wirtstochter von Stanzinghof. Aber des Lebens harte Faust griff schon früh in die zarten Jugendlocken, denn beide Eltern starben, und so wurde es dem Knaben schwer genug, sich durchs Leben zu schlagen. Aber es gelang. Er besuchte Volks- und Bürgerschule, griff dann zum Wanderstabe und war durch vier Jahre bei der Marine. Endlich aber kehrte er wieder in den heimischen Hafen zurück, erhielt hier eine Beamtenstelle bei der Gemeinde seiner Vaterstadt und betätigte sich nebenbei fleißig auf litera-

rischem Gebiete. Infolge eines hochherzigen Beschlusses des Salzburger Gemeinderates ist es jetzt dem Dichter möglich, ganz seiner Muse huldigen zu können, ohne in peinliche Berührung mit Nahrungssorgen zu geraten, was bei Künstlern ohne bestimmte Lebensstellung nur allzu oft der Fall war und noch ist. Den ersten Schritt in die Öffentlichkeit machte der Dichter mit Theaterstücken auf volkstümlicher Grundlage. Sie wurden auch auf der Bühne des kath. Gesellenvereines öfters aufgeführt und mit den beiden Volksstücken: „S'End vom Lied“ und „Die Schloßbauernmari“ gelang es dem Autor sogar, bis zu den Brettern unseres Stadttheaters vorzudringen. Charakteristisch ist das Stück: „Mit Gott fürs Vaterland“ (1894), weil hier Scherers Eigenart, die Geschichte als Hintergrund für eine Liebeshandlung zu nehmen, schon zum Ausdruck kommt. Denn dieses Stück nimmt seinen Stoff zwar aus den Befreiungskriegen Tirols, aber der Kriegslärm ist nur der Rahmen um das prachtvolle Bild, das vom Kampf und Sieg eines jungen Mädchens entworfen wird. In Buchform liegt nur ein einziges, zum erstenmal in Preßburg (September 1909) aufgeführtes Stück vor: „Der Theologe“ (1908). Es verrät wie die übrigen Stücke in Aufbau und Durchführung manch glückliche Anlage, scheitert aber in seiner Wirkung am Hauptcharakter *W a l t e r*. Wir haben es hier überhaupt nicht mit einem Stück aus dem Leben zu tun, sondern mit einem überkommenen Motiv, das, ebenso künstlich als verfehlt, von Romanschreibern eifrig gepflegt worden ist: *S i n n l i c h e L i e b e* auf der einen, *P r i e s t e r b e r u f*, der Entsagung fordert, auf der andern Seite. Beides ist nicht vereinbar, also Revolver oder Gift.

Aber hier fehlt es am richtigen Einblick in eine Seele, die sich zum Priestertum vorbereitet, ebenso wie an der Kenntnis der tatsächlichen Umstände, unter welchen ein junger Mann in das Heiligtum eintritt. Daher tritt ein solcher Konflikt mit tragischem Ausgang zwar in den Romanen mit einer gewissen Fixigkeit ein, fast nie aber im Leben, und wenn schon, in einer Weise, daß wir mit dem Unglücklichen insofern wenig Mitleid haben können, als er ganz *a l l e i n* an seinem Elend schuld ist. So liegen die *t a t s ä c h l i c h e n* Verhältnisse, die Romanschreiber aber verfertigen zum gewünschten Zweck zornige und möglichst unvernünftige Pfarrer und Eltern und recht sen-

timental veranlagte Theologen, die nur dem Zug ihres Herzens folgen und den nüchternen Verstand auf Ferien schicken. Auch Scherer ist an dieser Klippe gestrandet. Dieser Walter ist unmöglich, er ist konstruiert und wir können an seinem traurigen Ausgang keinen Anteil nehmen. Willensschwächlinge, die, von keiner Seite genötigt, selbst das Feld räumen, taugen nicht zu dramatischen Helden, auch nicht zu Theologen.

Scherer ist diesen Weg nicht weiter gegangen, sondern hat sich von jetzt an ganz dem erzählenden Gebiete zugewendet, auf dem er ja kurz zuvor einen wirklichen Meisterwurf gewagt hatte mit seiner Mär aus alter Zeit: „Meister Heinrich“ (1907). Er gab sie unter dem Decknamen Wolfram heraus. Es hätte aber dieser Tarnkappe gar nicht bedurft, denn diese Gabe ist ein wirkliches Kleinod und verdiente als Schullektüre an unseren Mittelschulen weiteste Verbreitung. Es ist eine ganz einfache Geschichte, die uns da von Diemut, dem herrlichen Salzburger Mädchen, erzählt wird. Mit Gefahr des eigenen Lebens rettet sie ihren dem Tode verfallenen Bruder, indem sie mutig vor den Landesherrn hintritt und für den Todgeweihten Fürbitte einlegt. Ihre Unschuld und ihr Mut zugleich siegen über das strenge Urteil der Gerechtigkeit und erwecken jene Barmherzigkeit, die verzeiht und Gnade für Recht ergehen läßt. Während des Bauernkrieges hat dann der begnadigte Bruder Gelegenheit, seine glühende Dankbarkeit im Dienste des Landesfürsten zu beweisen. Diese ernste Handlung wird durchstrahlt von der ungemein zarten Liebe zwischen Diemut und Sieghard. Der Aufbau ist fast durchwegs gut und der geschichtliche Hintergrund mit lebendiger Anschauung gemalt. Auch die Sprache ist edel, doch können wir uns mit der Verbindung von Bewegungswörtern mit direkter Rede, wie sie die jetzigen Schriftsteller der Kürze halber lieben, nicht recht befreunden. Z. B. „Herr Sieghard!“ lag sie vor ihm auf den Knien; „Sieghard!“ erhob sie sich; „Diemut!“ haschte der Sohn ihre Hand; „Wohlan!“ erhob der Weitmoser einen Becher usw.

Da unserm Dichter dieses kleine Werk so wohl gelungen war, wollte er ein Kunstwerk großen Stiles schaffen und goß historischen Inhalt in die weite Form des Romanes: „Minne-dank“ (1912). Allein der erste Guß ist mißlungen, die Form zersprungen.

Schon der *H a n d l u n g* nach. Sie bewegt sich, besonders im ersten Teil, zu langsam, droht alle Augenblicke stille zu stehen und wird nur durch den Haupthelden zu einem Ganzen verbunden in der Weise, daß seine jeweiligen Willensentschlüsse den Fortgang herstellen. Aber gerade diese Willensentschlüsse verstehen wir nicht, weil sie viel zu wenig begründet sind. Wie aus einem Ritter ein Mönch, aus diesem ein Waldbruder und zuletzt wieder ein Krieger wird, das erfordert eingehendste Motivierung, sonst wird man den Gedanken nicht los: der Dichter will es so, drum geschieht es. Der Abschluß aber ist unschön.

Auch die *H a u p t c h a r a k t e r e* gefallen uns nicht. Wohl hat jeder etwas Anziehendes an sich, aber in ihrer Gesamtheit sind sie unschön. Wolfram soll das Urbild stolzer Kraft sein! Aber es wird nur immer *b e h a u p t e t*, während seine Taten diese Anschauung nicht rechtfertigen.

Den größten Teil füllt sein Herumschwanken zwischen Ilse und Willa aus, ohne daß er auch nur *e i n e* größere Tat vollbrächte.

Und die Frauen? Die sind modern gehalten, ganz modern! Genau so wie die Anrede: Gnädigstes Fräulein.

Das altdeutsche *v r ö u e l i n* war zwar gemühtief wie das deutsche Mädchen überhaupt, aber sicher nicht so sentimental und krankhaft schwärmerisch wie diese Ilse von Schönram. Und nachdem ihr Vater, der alte Schönramer, als ein durchwegs tüchtiger Mann vor uns steht, begreifen wir schon gar nicht, wie auf seinem Edelsitz ein solches Pflänzchen wachsen konnte! Von *h e u t i g e n* Verhältnissen angekränkt ist auch Gräfin Willa, wenigstens was ihr Spielen mit der Liebe angeht.

Gut gezeichnet sind nur einige Nebenfiguren, z. B. der Abt von St. Peter, wobei wir ihm einmal Lüge und Verrat aus Liebe zu Wolfram allerdings verzeihen müssen. (S. 154.)

Ein drittes endlich, was im Roman das Kunstwerk zerstört, das ist die zu stark aufgetragene *T e n d e n z*. Scherer macht hier eine tiefe Verbeugung vor der „Los von Rom“-Bewegung. Was Wolfram auf Seite 9 und 271 von Rom orakelt, das kann wohl ein Feind Roms von *h e u t e*, nicht aber einer im 11. Jahrhundert sagen. Daher fürchten wir, daß hier Ed. *E n g e l s* strenge Ansicht zu Recht bestehen wird, derzufolge Romane, die sich durch modische, rasch vergängliche Erschei-

nungen beliebt machen wollen, schon vom nächsten Geschlecht nicht mehr gelesen werden.

Und das muß hier umso mehr bedauert werden, als der Roman nach anderer Seite hin auch viel Schönes enthält, vor allem die wunderherrliche Schilderung des lieblichen Geländes am Wagingersee und so manche Szene, die durch ihren idyllischen Zauber mächtig anzieht.

Auch lagert über dem Roman eine sittlich reine Luft, wenn wir von einigen Ausbrüchen toller Liebesraserei von Seite Ilsens absehen. Und diese sittliche, echt deutsche Ehrenfestigkeit, die keine Zugeständnisse macht, gereicht dem Salzburger Dichter zu hohem Lobe, zumal heutzutage nur wenig Schriftsteller einen Roman von solcher Ausdehnung zu schreiben verstehen, ohne ihre Leser der Frau Venus und ihrem Hofstaat gehorsamst vorzustellen. Äußert sich so bei Scherer in sittlicher Beziehung schon hier jenes feine künstlerische Maß, das schon aus natürlichem Widerwillen gegen alles Unsaubere nie die rechten Grenzen überschreitet, so hat der Künstler in ihm die folgenden Werke auch nach Inhalt und Form wohlthätig beinflußt.

Das sehen wir schon bei der nächsten Schöpfung: „Der Stainer am Stain“ (1913). Zwar bleiben auch hier in der Fortführung der Handlung, im Aneinanderschluß der einzelnen Geschehnisse manche Fragezeichen stehen und auch das Handeln der Personen ist uns, weil zu wenig stark begründet, nicht allwegs verständlich, aber in seiner Gänze entrollt der Roman doch ein packendes Bild aus Salzburgs Vergangenheit und die einzelnen Personen treten scharf umrissen und lebenswahr aus der Handlung heraus. Die Haupthandlung schildert uns die Umtriebe des alten Stainers zugunsten der neuen Lehre. Er muß sie, weil er nach erhaltener Verzeihung seine Unterhandlungen fortsetzt, mit dem Leben büßen. Um diesen Hauptstamm schlingt sich die Liebe der schönen und trefflichen Senin Wilti zu dem leidenschaftlichen Hütbuben Bodi. Ja, manchmal, besonders gegen Schluß, muß die Haupthandlung gegenüber der Liebeshandlung sogar etwas zurücktreten, was dem Abschluß ein wenig Eintrag tut. Findet sich im Minnedank noch ein abgenütztes Romanmotiv, das seit Millers rührseligem Siegwart bei den Romanschreibern Eingang fand, so ist hier derartiges durchgehends vermieden und es macht alles

einen frischen, unmittelbaren Eindruck und das umso mehr, als die Handlung hineingestellt ist in das großartige Naturtheater unserer heimischen Bergwelt. Gerade in diesem Roman hat Scherer auch trefflich bewiesen, daß man selbst sinnliche Bösewichte ganz wohl darstellen kann, ohne die von der Kunst gezogenen Grenzen zu überschreiten oder aus einem Künstler ein Photograph für Kinos zu werden. Desgleichen zieht sich durch das ganze Werk eine leidenschaftslose Ruhe, jede außerhalb des Kunstwerkes liegende Absicht ist vermieden.

Dieser Roman, den wir aber mehr eine Novelle nennen möchten, weil er im Grunde genommen doch nur ein Einzel-Schicksal behandelt, stellt sich mehr dem Meister Heinrich an die Seite, dagegen hat unser Dichter im letzten Roman: „Die Fraue von Ingelheim“ (1916) ein Seitenstück zum Minnedank geschaffen! Aber nur was Stoff und Inhalt im allgemeinen betrifft. Dort wie hier tritt uns ein Ritter als Hauptheld entgegen, dort wie hier eine adelige Dame und ihre vertraute Kammerzofe, dort wie hier Waldromantik mit einsamer Waldbütte und leidenschaftlichem Naturkind, dort wie hier die historischen Geschehnisse und Personen nur als Umrahmung von Herzenserlebnissen, dort wie hier endlich wohlbekannte, dem heutigen Salzburg allerdings nur mehr benachbarte Gefilde als Schauplatz der Handlung.

Aber die Gestaltung des Stoffes ist ungleich besser gelungen. Langsam zwar, aber unaufhörlich, hauptsächlich aus inneren Beweggründen heraus, schreitet die Handlung fort: Das Entstehen, Wachsen und Wehen der stillen Liebe zwischen Ritter Iring und der geheimnisvollen, liebreizenden Dame, die im Kloster Chiemsee zu Gast ist. Und in dieses in immer prächtigeren Farben erblühende Morgenrot keuscher Herzensneigung zuckt wild und grell das Wetterleuchten wahnsinniger Eifersucht von Seite Alrunas, der Köhlermaid, gegen die Iring gut war, die aber seine Güte als Liebe auffaßt. Und ganz von selbst, ohne jede Nebenabsicht, wächst aus den Geschehnissen die Idee heraus: Königskinder haben Wünsche nur, um zu erfahren, was Entsagen ist. Imma, die schöne Fremde, ist nämlich niemand anderer als die Tochter Kaiser Karls des Großen und heißt in Wirklichkeit Hrouthrud. Darum heißt es, für diese Welt entsagen, aber die Herzen bleiben sich treu, und als Iring seinen Kriegswunden erliegt, weiß er be-

stimmt, daß ihm allein die Liebe der schönen und reinen Kaisertochter übers Grab hinaus gehört.

Am Beginn der Handlung würde man kräftigeres Einsetzen wünschen, weil die allzu breiten Betrachtungen über Vergangenes schleppend wirken und man merkt, daß sie nur der Exposition halber angestellt werden! Gerade in Romanen, wo die Handlung mehr innerlich verläuft, ist für äußeres Auf- und Abfluten innerhalb bestimmter Grenzen zu sorgen, um so Eintönigkeit und Ermüdung zu vermeiden. Auch in der Handlung selbst, besonders was die romantische Köhlermaid betrifft, dürfte mancher Faden des zarten Gewebes etwas kräftiger ausgesponnen sein, doch wird man, zumal ja die Haupthandlung wieder ganz frei erfunden ist, der Freiheit des Dichters manches zugute halten müssen.

Auch was die Charaktere betrifft, ist ein Fortschritt gegenüber Minnedank zu verzeichnen. Sie sind geschlossener, das zwiespältige Wesen, der Widerstreit zwischen Verstand und Willen, ist geschwunden. Während Wolfram im Minnedank eine Art Tannhäuser-Natur ist, die ewig keinen Frieden findet und sich in tatenloser Minne leicht verliert, steht in Iring, dem Ritter und Sänger, ein wirklich anziehender deutscher Mann vor uns. Freilich, die Verbindung von Rittertum und Sängertum ist für die Zeit Karls des Großen etwas gewagt, doch in Bezug auf geschichtliche Treue wollen wir mit dem Dichter nicht rechten; er will nun einmal keinen historischen Roman gewöhnlicher Art schreiben.

Viel bedenklicher mutet uns Alruna an! Ob sich hier nicht wieder das moderne hysterische Weib im Gewande des neunten Jahrhunderts vorstellt? Bei solcher Erziehung ein solcher Vesuv wildester Raserei? Nur Herz — und gar kein Verstand!

Dagegen sind Heimrad, Sigwin, besonders die beiden Frauen Imma (Hrouthrud) und Diethilde prächtige Gestalten und die beiden letzten, sowie die verständige Äbtissin Diemudis sind ungleich bessere Vertreterinnen der deutschen Frau als die Gestalten im Minnedank.

In einem Punkte aber möge die Kraft des Dichters noch wachsen: In der indirekten Charakterisierung seiner Personen. Es wird auch hier noch immer zu viel behauptet, aber wir sehen die behaupteten Eigenschaften nicht in leben-

dige Tätigkeit umgesetzt. Besonders gilt dies von den Ritzern, die vor allem Männer der Tat sein müssen, weil wir diese Vorstellung schon aus der Geschichte mitbringen. Bekanntlich soll auch der Dichter die Geschichte, insoweit sie schon ganz in das Bewußtsein des Volkes übergegangen und zugleich Lehrerin des Lebens ist, nicht abändern, er beeinträchtigt sonst zu leicht die Wirkung seines Kunstwerkes. Erst in zweiter Linie verbinden wir mit dem Worte: Ritter den Werber um die Gunst schöner Frauen.

Auch die Vorliebe Scherers für Personen, die wegen unglücklicher oder durch Todfall zerstörter Liebe ins Kloster gehen, möge, als der Wirklichkeit nicht entsprechend, etwas abnehmen. Die Klöster sind durchaus keine Grabkammern, wo die Urnen mit gebrochenen Herzen aufbewahrt werden und tagaus, tagein der Seufzerwind durch die Fugen weht! Ein Scherer braucht diese Motive für talentlose Vielschreiber nicht, wenn er sie auch in durchaus edler und objektiver Weise verwendet.

Zu gleicher Zeit mit diesem letzten Roman trat eine kleine Novellensammlung ans Licht: „Lacrimosa“ und andere Erzählungen, die aber bereits gedruckte Erstlingsarbeiten enthalten. Es war daher unseres Erachtens nicht gut, sie in Buchform zu wiederholen, weil sie, trotz einzelner Schönheiten, von der Reife des Dichters, wie sie im letzten Werk zum Ausdruck kommt, doch sehr abstehen. Zwar ist Scherer auch hier der ernste Schilderer des Lebens, der das Laster, auch wenn er es darstellt, nie verherrlicht, sondern Sünde einfach Sünde zu nennen wagt, aber im einzelnen gefällt uns an diesen Personen und ihrem Sein und Streben doch so manches nicht.

Aus all dem bisher Gesagten erhellt klar, daß wir in Scherer einen ernsten und zur Höhe strebenden Künstler vor uns haben, dessen sich Salzburg freuen darf. Wie der heimische Musikkünstler Brunetti-Pisano im Reiche der Töne, so arbeitet Scherer im Garten der Dichtkunst unverdrossen und bei verhältnismäßig geringer Anerkennung von Seite des lesenden Publikums.

Und doch kann gerade er bei fortgesetztem Streben, vervollkommener Technik und vertieftem Studium der Geschichte noch Salzburgs bedeutendster Heimatdichter werden. Und verdient denn nicht schon die Tatsache allein Anerkennung, daß

er im Lande geblieben und mit kundiger Hand die köstlichen Schätze hebt, wie sie in der Geschichte unseres Landes so reich verstreut liegen? Daß er sich bemüht, gegenüber den verderbten Figuren moderner Romane wieder die leuchtenden Gestalten unserer herrlichen deutschen Ahnen mit ihrer frommen Zucht und Sitte aufleben zu lassen? Gewiß! Und was ihm trotz ehrlichen Strebens noch nicht gelungen, es wird ihm gelingen, besonders wenn die Leserwelt durch Teilnahme an seinem Schaffen seine Flügelkraft fördert. Und das ist umso leichter möglich, als in der deutschen Leserwelt Begeisterung für die Dichter ja genug vorhanden ist. Man braucht diese nur von den Romanmachern, welchen man sie so gerne zuwendet, auf die edel strebenden Romandichter übertragen!

\* \* \*

Des Zusammenhanges halber sei hier auch einer ganz vereinzelt in Salzburgs Literaturleben gedacht, nämlich Hans Kirchsteigers (geb. 1852 in Eberschwang in Oberösterreich, dzt. in Aigen bei Salzburg). Sein Vorleben<sup>22)</sup>, seine Reden und Handlungen, sowie mehrere Urteile der Gerichte<sup>23)</sup>, mit welchen er öfter zu tun hatte, lassen ihn als geistig abnormal erscheinen, wenn er auch immerhin für sein Tun verantwortlich gemacht werden muß. Als Schriftsteller pflegt er vor allem den sog. Pamphletroman, eine Abart des Schlüsselromanes, und ist unter allen Schriftstellern Salzburgs der einzige, der die Literatur zu durchaus selbstsüchtigen und vielfach recht tendenziösen Zwecken mißbraucht. Einzelne schriftstellerische Eigenschaften können natürlich diesen Mangel an Wahrheitsliebe und andere Schwächen nach Form und Inhalt, sowie das große Unrecht, das er dem katholischen Priesterstande als solchem zufügt, nicht wett machen.

Weiter schreibt er noch Geschichtsromane. Doch auch von diesen gilt, was ein ernster Salzburger Kritiker (H. W.) anlässlich einer Besprechung des Romanes: „Der Primas

<sup>22)</sup> Salzburger Chronik 1894, Nr. 268.

<sup>23)</sup> Kath. Kirchenzeitung 1914, Nr. 7 u. 8; Nr. 43. Reichspost 1915, Nr. 149.

von Deutschland“ schreibt<sup>24)</sup>: „Er (Kirchsteiger) hat nur zwei Farben: Schwarz und weiß. Ein guter Maler muß mehr Farben auf der Palette haben.“ Kirchsteiger selbst hat den Zweck, wozu er die Feder ergriffen, allerdings erreicht: Materielles Wohlergehen und Verachtung des katholischen Priesterstandes in weiten Kreisen.

Da also sein Wirken mit e c h t e r Kunst nichts zu tun hat, kann auch von einer Besprechung einzelner Werke nicht die Rede sein, wie denn auch a l l e e r n s t z u n e h m e n d e n literarischen Organe sein Schaffen mit Schweigen übergehen.

Übrigens hat sich unsere erhabene deutsche Literatur an Schriftstellern, von denen sie in eigennütziger und unlauterer Absicht entweiht wurde, immer dadurch gerächt, daß sie diese der strengen Richter in Zeit übergab. Diese stieß solche Übeltäter dann in den finsternen Kerker gänzlicher Vergessenheit oder stellte sie als abschreckendes Beispiel für kommende Geschlechter für immer an den Pranger.

\* \* \*

Wohl haben auch schon einige der bereits genannten Dichter manch wertvolle Gabe für unser Volk beigesteuert, trotzdem seien im folgenden einige Schriftsteller genannt, deren Wirken sich in der Hauptsache auf volkstümlichem Gebiete bewegt oder deren Schaffen wenigstens nur auf diesem Gebiete Bedeutung hat. An ihrer Spitze steht eine Frau: **Berta K u e n b u r g - S t o l b e r g**. Sie wurde 1845 auf dem Schloß Söder in Hannover geboren als Tochter des Grafen Andreas zu Stolberg-Stolberg, dessen Vater der bekannte Friedrich Leopold Stolberg war. Mütterlicherseits ist sie eine Enkelin der Gräfin Gallenberg, der ihr Lehrer Beethoven seine Mond-scheinsonate gewidmet hat. Mit 17 Jahren heiratete sie den Graf Lamberg und zog mit ihm 1868 nach Salzburg. Schon 1884 starb ihr erster Gemahl. Vier Jahre später reichte sie dem Grafen Walter Kuenburg die Hand zum Ehebunde. An dessen Seite lebt sie jetzt noch, zwar hochbetagt, aber geistig noch sehr frisch in Aigen bei Salzburg. Schon von Jugend an ist Gräfin Kuenburg-Stolberg eine begeisterte Freundin der

<sup>24)</sup> Landeskunde 1908, Seite 252. Darstellung bei Brümmer III., S. 469, entspricht nicht ganz der Wahrheit.

Natur, besonders des Hochgebirges, und da sie zugleich auch Malerin war, streifte sie oft tage- und wochenlang im Gebirge herum und lernte so Land und Leute und deren Leben aus eigener Anschauung kennen. Weil sie auch öfter an Jagden teilnahm, ward ihr auch ein Einblick in das Almer-, Jäger- und Wildererleben gestattet und so sehr interessierte sie sich für all das Geschaute und Erlebte, daß sie schon, ehe noch die Absicht bestand, etwas zu veröffentlichen, ganze Tagebücher anfüllte mit Gesprächen und Erzählungen der Gebirgler und zwar genau so, wie sie dieselben gehört hatte. Aus dieser innigen Liebe und genauen Kenntnis des Volkslebens sind ihre Werke herausgewachsen. Zunächst die Erzählung: „Über d’Gangsteigl’n“ (1892). Einige im Nachlasse ihres ersten Gemahls, des bekannten Dialektdichters, gefundene Gedichte haben den Anstoß gegeben. Sie tut mit dieser Erzählung einen vollen, wenn auch noch etwas unsicheren Griff ins volle Leben des Gebirgsvolkes. Auch in der Form merkt man ab und zu, daß tagebuchartige Skizzen als Quelle dienten, denn hie und da ergreift die Verfasserin selbst das Wort, manche Partien geraten zu breit und besonders die vom künstlerischen Standpunkt aus nicht immer gerechtfertigten Naturbeschreibungen verraten nur zu deutlich die große Naturfreundin. Dasselbe gilt wohl auch von zu breiter Darstellung verschiedener Volksgebräuche, die ja gewiß kulturhistorischen Wert haben und sehr interessant sind, durch die Handlung aber nicht in dieser Ausdehnung gefordert werden. Die Handlung selbst aber ist ungemein frisch und lebendig und vermag uns trotz der oben genannten zurückhaltenden Einschiebsel stets zu fesseln und entrollt ein anschauliches Bild vom Almer- und Wildschützenleben.

Der Jäger Lenz und der Wildschütz Sepp sind Feinde, nicht so sehr vom Beruf aus als vielmehr der schönen Zilli halber, um die zugleich auch noch der reiche Grubenbauer wirbt. Als es nun dem Jäger einmal gelingt, den Wildschützen zu fangen, nimmt er ihm das Gewehr ab. Aus Rache schießt später Sepp auf Lenz, ohne ihn aber tödlich zu treffen. Dann wandert er aus. Nun wird Zilli die Braut des Jägers, nachdem sie den Grubenbauer endgiltig abgefertigt hat. Von Eifersucht getrieben, kommt Sepp vor der Hochzeit zurück, schleicht sich auf die Alm, um Zilli zu sprechen, findet jedoch die beiden Liebenden beisammen. Nun zündet er die Almhütte an, wird aber von Lenz erwischt und in gerechter Notwehr erschossen.

Alle Handlungen sind hinreichend begründet, von den Charakteren ist Sepp am wenigsten gut gezeichnet, prächtig und zum Anschauen lebendig aber sind die Weitgasser Leute, Lenz und Zilli charakterisiert. Aber so warmblütige Menschen sie auch zeichnet, nirgends überschreitet die Handlung die künstlerische Grenze und die Idee: Ungebändigte Leidenschaft treibt den Menschen zu schweren Verbrechen, leuchtet aus der Handlung selbst kräftig hervor.

Noch besser und literarisch wertvoller ist die zweite Volksgeschichte: „Moni und Mirzl“ (1896). Inhaltlich ist sie mit der früheren verwandt, auch hier spielen wieder Sennerinnen, Moni und Mirzl, die Hauptrolle und „Jagalieb“, sowohl zu den „Gamsaln“ wie auch zu den „Deandln“, bildet das treibende Motiv. Vom reichen Rankenwerk abgesehen, bildet das Geschick der beiden Sennerinnen den Kern der Geschichte, von welchen Moni der Schutzengel ihrer treuen Verbündeten Mirzl wird und dieser auch nach mancherlei Hindernissen und unter Verzicht auf die Erfüllung des eigenen Herzenswunsches zum Lebensglück verhilft. Manche Fehler der früheren Erzählung scheinen in kleinerem Umfange auch hier auf, aber die Handlung ist doch viel straffer komponiert, die Abwicklung der Geschehnisse flott durchgeführt. Nur dem Schlusse dürfte die Handlung etwas rascher zueilen, dieses zu langsame Ausklingen steht in unangenehmem Gegensatz zum sonstigen raschen Gang.

Die Charaktere sind lauter erdfrische Leute und besonders Moni und Mirzl tragen nicht nur die Kleidung, sondern auch das Benehmen naturechter Volkskinder an sich. Dabei verfügt die Dichterin über ein ungemein feines Gefühl für phonetische Verschiedenheiten des Dialektes und weiß durch Aufnahme charakteristischer Redewendungen die Echtheit des dargestellten Lebens und die Lebendigkeit des Dialogs noch zu erhöhen. Ganz schüchtern fallen auch einzelne Lichte eines gesunden Humors auf die Handlung, so daß wir alles in allem ein echtes und rechtes Stück *H e i m a t k u n s t* vor uns haben. Es ist schade, daß diese Gaben, wie es scheint, vergessen sind, obwohl sie sicher mehr Würdigung verdienten, als viele sogenannte Volkserzählungen.

Wesentlich verschiedenen Charakter trägt eine ganz kleine Arbeit derselben Dichterin: „Vision am Nordseestrand“

(1914). Es ist eine traumhaft zarte Darstellung des Wesens wahrer Liebe.

Eine noch eingehendere Kenntnis des Volkslebens, besonders auch nach der seelischen Seite hin, besitzt ein geistlicher Volkserzähler: Josef Huber (Deckname: Degenhart und Hubert). 1839 ist er in Schwandt am Haunsberg, Pfarre Berndorf, geboren. Bei Gelegenheit einer sogenannten Hauslehre entdeckte der damalige Kooperator Max Schwarz das gute Talent des bereits 17jährigen Bauernburschen, entlockte ihm durch freundliche Fragen das Geständnis, daß er gern Priester werden möchte, und brachte hierauf den Lernbegierigen zum damaligen Regens Zimmermann in das Borromäum. Zimmermann, ein ebenso herzensguter wie tüchtiger Pädagoge, nahm Huber an und dieser zählte bald zu den fleißigsten Studenten. Schon als solcher glänzte er durch sein Erzählertalent. Zum Priester geweiht, wirkte er an verschiedenen Orten, war 1880 bis 1886 Domprediger und redigierte 1882 bis 1883 auch die Salzburger Chronik. 1895 ist er als Pfarrer von Straßwalchen, wo er seit 1886 segensreich gewirkt hatte, gestorben. Mit ihm schied ein musterhafter Priester, eifriger Seelsorger und großer Kinderfreund, aber auch ein begeisterter Liebhaber von Poesie und Literatur aus dem Leben. Daher war er denn auch in seinen Mußestunden eifrig mit der Feder tätig, schrieb Gedichte, pflegte aber mit Vorliebe die einfache, schlichte Volkserzählung. Ein Teil dieser ist nach seinem Tode gesammelt und 1901 unter dem Titel: „Der verhängnisvolle Zwanziger“ herausgegeben worden. Als Einleitung hat der jetzige Abt von St. Peter, P. Willibald Hauthaler, eine kurze Biographie des Verstorbenen geschrieben.

Kunstvollen Aufbau dürfen wir bei Huber nicht suchen. Im Gegenteil! Seine Personen sprechen oft viel zu gelehrt und man hört oft genug den Autor heraus. Das gleiche gilt von der Art und Weise, wie er Vergangenes nachholt, und die Charakterisierung ist gern äußerlich. Wie Hansjakob will auch er überall dabei sein, redet daher sowohl seine Personen wie den Leser an. Aber diese Mängel in künstlerischer Beziehung werden durch große Vorzüge des Volkserzählers wett gemacht. Als solcher verfügt er über eine frische Darstellung und eine Wärme in der Erzählung, daß man sofort merkt: hier schreibt ein Mann, der aus der Fülle seiner gemachten Erfahrungen

schöpft. Weiter finden wir tiefblickende Menschenkenntnis und eine gerade vorbildliche Art, heikle Dinge vornehm zu behandeln.

Und welch ergreifende Schicksale weiß er uns vorzuführen, welch prächtige Leutchen aus dem Volke wandeln an uns vorüber!

Hansjakob sagt einmal von sich: „Und dann bin ich Pfarrer und Prediger und in letzter Eigenschaft amtlich gewohnt, an den vorliegenden Text stets Nutzenwendungen zu knüpfen.“ Das gilt auch von Huber, denn an guten Lehren fehlt es nicht. Außer oben genannter Sammlung sind noch kleinere Stücke in Druck erschienen. So: „Charakterzüge aus dem Volksleben“, 1882, ein Goldstück aus dem Schatz unseres Volkstums, dann: „Der Pfarrer im Jura“. Nicht befriedigen aber jene Werke, die nur einer bestimmten Tendenz halber geschrieben sind, wie: „Der Schmidbauer von Krauthausen“ (1874) und „Schuster bleib bei deinem Leisten“ (1876).

Während Huber fast durchwegs ernst ist, lacht bei einem andern Volksschriftsteller ein schalkhafter Humor aus allen Erzählungen. Es ist dies der viel gesuchte Arzt \* Dr. Josef Pollak (Deckname: Josef Riedl). Seine „Geschichten vom Hubinger Peppi“ sind urdrollig geschrieben, verraten aber einen ebenso großen Scharfblick für die Kinderseele wie umfassende Kenntnis der verschiedenen Äußerungen dieser Seele. Daher sind die Erzählungen von pädagogischem Werte und ersetzen manche theoretische Kenntnisse in der Jugenderziehung. Die Darstellung ist gelungen, denn der Verfasser weiß alles so in Handlung umzusetzen, daß sein Hubinger Peppi Fleisch und Blut annimmt und so als Vertreter von Durchschnittsvolksschülern gelten kann. Die sprachliche Darstellung aber ist infolge vieler Dialektwendungen in Wort- und Satzgefügen weniger gut. Satirisch ist sein „Bauernschreck, wahrhaftige Historie, so sich zugetragen anno Domini 1913. Mitgeteilt von Sixtus Schreckenbauer“. Jenes Raubtier, das lange Zeit unter obigem Namen sein Unwesen trieb und schließlich als Wolf erlegt wurde, gab den Anlaß zu dieser ulkigen Schrift.

Pollak ist 1847 zu Wien geboren. Nach zurückgelegten Studien erwarb er die Doktorwürde und war als Arzt an verschiedenen Orten tätig. Besonders in Salzburg eröffnete er eine reiche Wirksamkeit. Er war nicht nur als Gemeinderat

und Bürgermeisterstellvertreter tätig, sondern griff auch wiederholt zur Feder, um besonders auf sozialem und medizinischem Gebiet seinen Anschauungen Ausdruck zu verleihen. Für seine ersprießliche Tätigkeit erhielt er den Titel: Medizinalrat. 1915 ist er einem Schlaganfall erlegen.

Zahlreiche Schriften sind während des Weltkrieges erschienen, aber wohl nur wenigen wird eine längere Dauer beschieden sein. Spekulantentum und Schreibseligkeit haben zu arg gehaust, als daß man bei Anschaffung und Wertung solcher „Kriegsbücher“ nicht äußerst vorsichtig wäre. Dazu kommt, daß manche Dichter und Schriftsteller Kriegslieder gesungen und über Schlachten geschrieben haben, selbst aber schön fein daheimgesessen sind und vom Krieg vielleicht wenig gespürt, Schlachten aber nie gesehen haben. Daher dürfen wir Salzburger uns freuen, daß gerade ein Salzburger Diözesanpriester ein Büchlein geschrieben hat, das noch lange leben und viele erfreuen wird, wenn die Lohe des Weltbrandes längst in sich zusammengesunken und ausgelöscht worden ist. Es stammt aus der Feder eines Mannes, der schon vor seinem Eintritt in das Salzburger Priesterhaus des Kaisers Rock getragen, jetzt aber als tapferer Feldkurat den Krieg mitgemacht und seinen Soldaten seit Beginn nicht nur Seelsorger, Freund und Tröster, sondern einmal sogar „Führer“ im buchstäblichen Sinn geworden ist. Wiederholte Auszeichnungen verraten, wie man auch an den maßgebenden Stellen sein verdienstvolles Wirken einzuschätzen weiß. Wir meinen Matthias Ortner (Deckname: Hidigeigei). Mit einem Versepos: „David und Jonathan“ hat er seine Dichterlaufbahn begonnen. Es war nur ein Versuch, auch einmal in Reimen fabulieren zu können, denn formell steht der Dichter ganz im Banne von „Dreizehnlinden“, inhaltlich aber ist das Ganze nichts als eine breit ausgesponnene Episode aus Schwaigers Epos: „Ein Edelmann“. Die Namen der Helden, sowie zahlreiche, oft wörtliche Anklänge erinnern sofort an die Quelle. Diesem Jugendversuch folgten die Volks-erzählungen: „Salzburger Glöckerl“. Reimmichl mag vielleicht zur Ausarbeitung gereizt haben. Einige Stücke zeigen gute Beobachtungsgabe, auch der gewandte Schilderer kommt schon zum Vorschein. Andere Erzählungen dagegen befriedigen wieder gar nicht, sind entweder zu bedeutungslos im Inhalt

oder unschön in der Darstellung. Noch kann er das Werkzeug eines Volksschriftstellers nicht handhaben, es fehlt an Erlebnissen und genauem Einblick in die Volksseele. Beides hat ihm der Weltkrieg gebracht. Drum ist aber auch das Büchlein: „Tiroler Helden ohne Namen“ (1917, Tyrolia, Innsbruck) ein Prachtstück seiner Gattung geworden. Diese herrlichen Menschen! Ganz nach der Natur sind sie gezeichnet. Tapfer wie Löwen und doch wieder von so schlichtem Kindersinn, daß man seine wahre Freude daran hat. Einzelne Erzählungen sind Kabinetstücke, dazu reiche Abwechslung von Charakteren und das Ganze ist trotz hohen Ernstes doch auch von lächelndem Humor durchweht. Auch die Zusammenstellung in die Gruppen: I. Ich kenn' ein Herz; II. Die Landsturmrobler; III. Allerlei Landsturmvoegel; IV. Landsturmheldengräber ist sehr gelungen. Einige Stücke bedürften einer kleinen Feile, doch wird man hier nicht allzu strenge sein dürfen, wenn man bedenkt, daß diese herrlichen Soldatenbilder mitten im Kriegsgetümmel nur so nebenbei entworfen worden sind. Mögen dem lieben Büchlein noch andere ähnliche folgen, sie werden bei Soldaten und ihren Angehörigen große Freude auslösen.

Matthias Ortner ist 1877 zu Söll (Tirol) geboren, studierte Theologie, erhielt 1906 die hl. Priesterweihe und war dann an verschiedenen Orten, zuletzt in Altenmarkt, als Kooperator tätig. Zwei volle Jahre diente er auch beim Militär, da er bereits in der fünften Klasse als tauglich befunden wurde und so keinen Anspruch auf das Einjährigen-Jahr hatte. Er brachte es bis zum Zugführer und konnte seine praktischen Kenntnisse jetzt im Weltkrieg als Feldkurat sehr gut verwerten.

Beschäftigt sich schon Pollak mit Jugenderziehung, so hat sich ein anderer Schriftsteller gerade dieses Gebiet für sein Schaffen erkoren: Josef Schwarzbach<sup>25</sup>). Gablonz in Böhmen ist seine Heimat. Hier wurde er 1853 geboren. 1875 aber trat er in die k. k. Lehrerbildungsanstalt in Salzburg ein und wirkte dann segensreich an verschiedenen Posten, bis er 1882 die Schulleiterstelle in St. Georgen bei Oberndorf a. d. S. erhielt. Hier ist er 1896 gestorben. Wer den bescheidenen, anspruchslosen Mann kannte, mußte ihn lieb gewinnen. Rast-

<sup>25</sup>) Vgl. Zeitschrift des Salzburger Landes-Lehrervereines, 1897.

los war er tätig und zwar nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller. Er war Mitarbeiter zahlreicher in- und ausländischer Zeitungen, verfaßte eine Lebensbeschreibung des Pflegers und Dichters Ladislaus Pfest, entwarf auch ein Lebensbild des in Salzburg weitem bestbekanntesten Theologieprofessors und Kalendermannes Josef Schöpf und arbeitete noch in seinen letzten Lebensjahren an einer Zusammenstellung von Vers-Grabschriften auf Totenbildchen und Denkmälern in Salzburg. Auch sein Nachlaß gab noch von verschiedenen Arbeiten Zeugnis. Darunter fand sich ein Epos: „Was die Aveglocke erzählt.“ Von seinen gedruckten Arbeiten müssen wir die dramatischen Versuche: „Paktum des Todes“ (1885), „Um Englands Krone“ (1885) als wertlos ausscheiden. Eher können wir uns mit dem „Waffenschmied von Salzburg“ (1885) befreunden, weil er bei allen Fehlern in Vers, Aufbau und Motivierung doch frisches Leben hat und der Waffenschmied selbst im ersten Teil gut gezeichnet ist.

Diese dramatischen Arbeiten verraten ihn als Romantiker, doch hat er mehr die Fehler als die Vorzüge dieser Richtung nachgeahmt.

Dagegen müssen wir seine Arbeiten als Jugendschriftsteller vollauf würdigen, denn sie sind einem für das Wohl der Jugend begeisterten Herzen entsprungen. Als solcher hat er die sogenannte „Salzburger Jugendbibliothek“ begründet und selbst mehrere Bändchen geschrieben. Er geht auf den Spuren des P. Heinrich Schwarz und Mitteilung nützlich er Kenntnisse ist ihm eine Hauptsache. Da diese Absicht etwas zu deutlich heraustritt, werden wir ja einen streng künstlerischen Maßstab nicht anlegen dürfen, wenn wir seine Arbeiten schätzen wollen. Der schönste Beitrag ist wohl die historische Erzählung: „Die letzten Tage von Juvavum“. 2. Aufl., 1908. Sie ist für Kinder geschrieben und erfüllt ihren Zweck, zu unterhalten und zu belehren.

Sehr rührig als Jugendschriftstellerin ist auch Frl. Anna Fasching, geb. 1847 zu Dienten. Sie ist voll mütterlicher Liebe für ihre anvertrauten Kleinen und sucht daher in Wort und Schrift ihrer erhabenen Aufgabe als Lehrerin nachzukommen. Als gesuchte Gelegenheitsdichterin, durch rege Mitarbeit bei Kinder-Theateraufführungen und Ausarbeitung von Theaterstücken für Kinder- und Mädchenbühnen hat sie sich Liebe

und Dank erworben. Seit 1879 wirkte sie unermüdlich in Straßwalchen und trat erst 1917 in den Ruhestand.

Erwähnt sei an dieser Stelle auch August Silberstein, geb. 1827 in Alt-Ofen, gest. 1900 in Wien, der sich durch eine lange Reihe von Jahren den Sommer über in Salzburg aufhielt. Er wird der „österreichische Auerbach“ genannt und gilt als Begründer der österreichischen Dorfgeschichte. Obwohl er sich im allgemeinen bemüht, seine Bauern echt zu zeichnen, vermag er in religiöser Beziehung seinen vom katholischen Glauben abweichenden Standpunkt nicht immer zu verleugnen.

Überblicken wir das Gebiet der Epik noch einmal, so sehen wir, daß sich in der Prosaepik das Wehen des neuen Literaturgeistes nicht undeutlich gezeigt hat, wenn auch vielfach in abgeschwächter Heftigkeit und edlerer Form, während die Versepiik in früherer Zeit wurzelt. Ganz dasselbe läßt sich auch von jener Literaturgattung behaupten, die in erster Linie als Mittel, die neuen Anschauungen ins Volk zu tragen, benützt worden ist, vom Drama.

### **Dramatische Dichtung.**

Das naturalistische Drama hat, wohl aus ähnlichen Gründen wie beim Roman, nur einen einzigen ernst zu nehmenden Vertreter: \*\*Hans Seebach (Hans Demel). Das naturalistische Drama mit seinem Bestreben, Wirklichkeitstreue an Stelle einer kunstvoll gebauten Handlung zu setzen, hat manchen Dichter auf falsche Fährte gelockt. Dazu kam, daß sich der Naturalismus nebst der Tragödie auch für einige Zeit der Komödie bemächtigte, wie uns etwa Hauptmanns „Biberpelz“, Ruederers „Fahnenweihe“ und Ernst von Wolzogens „Lumpengesindel“ beweisen. Was war nun bei der Vorliebe für derbe Lebenswirklichkeit näherliegend, als daß man als Stoff für Komödien auch gewöhnlichen Stadtklatsch verwendete und sich dabei noch einbildete, als satirischer Dichter Übelstände zu geißeln, also etwas Gutes zu tun? Indes gehört gerade zum Satiriker ein solcher Ernst der Weltanschauung und eine solche Höhe erprobter Sittlichkeit, daß uns die modernen Dichter als Satiriker von vornherein verdächtig vorkommen. Handelt es sich dann gar um eine kleinere Stadt, so wird der angebliche Satiriker nur allzuleicht

zum Karikaturenzeichner, der einzelne peinliche Vorfälle als Typen darstellt und so das wirkliche Gesellschaftsbild fälscht. Dieser Versuchung ist auf epischem Gebiet z. B. Rudolf Ruch in seinen „Kleinstadt-Romanen“ erlegen und auch den Dramatikern ist es nicht besser ergangen, wie z. B. Sudermann, Max Dreier, Otto Ernst in manchen ihrer Stücke zur Genüge beweisen. So wenig ein einzelnes Teufelsgesicht, aus einem Gemälde geschnitten, das Bild selbst ist, so wenig eine Photographie des Platzes, wo der Unrat einer Stadt abgelagert wird, für die Stadt selbst genommen werden darf: so wenig kann ein einzeln er peinlicher Vorfall oder eine einzelne moralisch minderwertige Person als wirklicher Ausdruck einer bestimmten Gesellschaftsschichte oder eines Standes gelten.

Auch Hans D e m e l ist als D r a m a t i k e r, von falschen literarischen Vorbildern verlockt, in einigen seiner Stücke diesen Weg gegangen, wie denn sein dramatisches Schaffen überhaupt mehr von literarischen Anregungen als durch inneren Drang bedingt zu sein scheint. Auch ist er nicht gleich als Dramatiker aufgetreten, sondern hat sich zunächst auf lyrischem Gebiete versucht. Sein ausgezeichnete Lehrer, Dichter Adolf B e k k, mag nicht ohne Einfluß geblieben sein. Nebst Gedichten entstanden kürzere Novellen, satirische Liebes-skizzen, in Zeitungen und Zeitschriften und offenbaren ein schönes Erzählertalent, wie z. B. die stimmungsvollen, prächtigen Novellen „Sein blondgelockter Junge“, „Den sie früher liebte“ (Alpenheim), „Eiskrystalle“ (Salzburger Volksblatt, 1901, Nr. 16) u. a. Dagegen vermag uns ein Bändchen gesammelter Novellen: „Die Armen im Fleische“ (1897) nicht zu fesseln, denn es wirkt in seiner Gänze abstoßend. Im allgemeinen mag hier auch der Umstand mitwirken, daß sich der Leser durch die psychologische Feinarbeit und durch die wohlgeschulte Form angezogen, durch den Inhalt aber angewidert fühlt. Gerade dieses Angezogen- und Abgestoßenwerden verleidet dann am Schlusse einen reinen künstlerischen Genuß.

Wohl treten Personen von Fleisch und Blut auf, aber ihr sittliches Tun überschreitet das erlaubte Maß ästhetischer Schönheit und schlägt teilweise ins Frivole um. Weiter treffen wir hier schon jene in ihrer Allgemeinheit u n r i c h t i g e Ansicht, die dann beim Satiriker wiederkehrt: „Eine durchwegs

treue Frau gibt es wohl nicht. Es gibt kein Weib, das nicht wenigstens in Gedanken sündigte, wenn sie auch die Treue nicht bricht.“ Wie in den Gedichten manch ein Klang an Vorbilder erinnert, so liegt auch wohl in den Novellen, besonders auch nach der moralischen Seite hin, literarischer Einfluß, und zwar der „M o d e r n e“ vor, denn noch 1895 spricht er sich in einem Gedichte kräftig gegen jene „Bestien“ aus, welche die Moral vom Throne gestoßen haben und glauben, ohne Herrscher, Recht und Pflicht leben zu können. (Moral, Salzbr. Volksblatt Nr. 13). In diesen Novellen aber stößt auch er ganz im Sinne der Modernen die Moral vom Throne, denn fürs erste wird die Sünde als reizvoll dargestellt und ist nur n a t ü r l i c h e r Folgen halber zu meiden, und fürs zweite wird von diesen Menschen der u n s c h u l d i g e Teil meist mehr gestraft als der lachende schuldige.

In ganz gleicher Weise tritt dieser Einfluß der jüngstdeutschen Literatur beim D r a m a t i k e r Seebach hervor. Schon gleich der erste Versuch „Mittellos“ (1898) zeigt inhaltlich und technisch jenen Einfluß. Inhaltlich in der Gegenüberstellung von geistigen Werten und brutalem Mammon, formell in der guten Handhabung jener Mittel, wie sie die moderne Technik für Aufbau, Dialog und Charakteristik geschaffen. Kurz, aber mit unerbittlicher Folgerichtigkeit prallen die Gegensätze aufeinander und drängen zur Katastrophe, ja man könnte sagen, diese liegt nach Art des analytisch-psychologischen Dramas von A n f a n g an vor, denn: Ella Sütthelm ist schon im Garn des Geldkönigs Romberg und die Feindschaft zwischen diesem und dem jetzt armen Schriftsteller Göring b e s t e h t schon im ersten Augenblick, wo sich der Vorhang erhebt. Aber auch in einer symbolischen Unterströmung, welche uns etwa den Gegensatz zwischen W o l l e n und K ö n n e n veranschaulichen soll, zeigt sich der Charakter der modernen Tragödie. Nicht mehr so rein objektiv ist das nächste Stück: „W i c h t e l m ä n n c h e n“, das uns symbolisch jene Glieder der Gesellschaft vorführt, welche durch die Arbeit a n d e r e r ein genußreiches Leben führen können. Aber dieses Stück zeigt schon jenen Hang zu einseitiger Übertreibung, den wir von jetzt an in den Stücken Seebachs verfolgen können. Als Stoffe hiezu wählte er teilweise Vorkommnisse in seiner Vaterstadt Salzburg. Hier ist Hans Demel (Deckname Seebach) 1872 geboren und erhielt

auch hier seine erste Schulbildung. Später trat er in die k. k. Lehrerbildungs-Anstalt ein und erhielt nach deren Absolvierung einen Lehrerposten auf dem Lande, weltfern und abgeschieden, wo er sich nicht besonders glücklich fühlte. Seine Sehnsucht flatterte eben immer noch nach seiner bergumkränzten Heimatstadt, denn: „Von der Heimat fern zu sein, ist bitt'res Leid, ist harte Pein“ und er bittet daher Gott, er möge ihn wieder in seine Heimat zurückführen<sup>26)</sup>. Und so geschah es. 1898 konnte er den Boden seiner Vaterstadt wieder betreten und seit dieser Zeit wirkt er als tüchtiger Lehrer an der St. Andräschule in Salzburg.

Der oben genannte Hang zu Übertreibung und zur Gestaltung gesellschaftlicher Zerrbilder kommt nun zunächst in seinem vieraktigen Schauspiel: „Bauernrechte“ (1900) zum Ausdruck. Wohl sind die Figuren lebenswahr und plastisch gestaltet, aber an Menschen, wie dieser Meßner ist, glauben wir doch nicht und auch der Pfarrer ist trotz löblichen Strebens nach Objektivität verzeichnet. Und der Inhalt? Genau genommen, handelt es sich gar nicht um „Bauernrechte“, besser könnte der Titel lauten: „Kampf zwischen Fortschritt und Beschränktheit“, wobei aber ein wichtiger Fehler im Aufbau unterläuft, indem der Fortschrittler Freiburger zum Schlusse nicht seiner angestrebten Neuerungen, sondern seines sittlich bemakelten Lebens wegen das Feld räumen muß. Auch merkt man in den Reden der Personen zu sehr die Absicht, als daß man nicht verstimmt würde. In den nun folgenden Stücken tritt der Satiriker immer unverhüllter hervor, aber die meisten befriedigen uns nicht eben jenes Mangels einer festgefügtten, tragfähigen sittlichen Weltanschauung halber, die wir vom Satiriker unbedingt verlangen müssen. Wer nur sagen kann und schildern, was schlecht und verkehrt ist, ohne die Heilmittel anzugeben, wer zwar mit dem Finger droht, aber dabei mit schmunzelndem Gesicht doch wieder zu verstehen gibt, daß ihm das Treiben der geschilderten Personen nicht übel gefällt, ist kein wahrer Satiriker. Dazu kommt aber noch, daß in manchen Stücken die Personen geradezu als Träger sittlich durchaus verwerflicher Ideen erscheinen, die Stücke also eher niederreißen als aufbauen. Ganz besonders wird man dem Dichter

<sup>26)</sup> An die Heimat. Beilage zum Salzburger Volksblatt 1894, Nr. 40.

in der Auffassung der Ehe, und der Frau überhaupt, scharf entgegnetreten müssen.

Wenn Paulsen einmal sagt, daß eine Kultur zum Untergang gestempelt sei, der die Reinheit des häuslichen Herdes verloren gegangen, so tragen einige, nach ausländischen Mustern verfaßte Stücke unseres Dramatikers zu diesem Untergang ein wenig bei, denn seine weiblichen Gestalten sind vielfach Wesen, die in bacchantischen Lüsten schwärmen und sich doch nichts vorzuwerfen haben und sich rein fühlen! Deren Einschätzung von Seite der Männerwelt ist gering und Eheirungen sind bei solchen Zuständen kein Wunder.

Aber diese sittlichen Mängel treten nicht überall gleich stark zutage. Literarisch und sittlich wertlos sind die Stücke: „Allotria“, „Der Faun“ (1908), „Junggeselle“ (1909). Wertvoller ist: „Bessere Menschen“ (1904), da Max durch Überwindung seiner Leidenschaft zu Frau Hirschfeld immerhin besser ist als andere, aber noch nicht gut. Die Durchführung aber ist etwas zu langatmig. Viel Rederei steckt auch in der Satire: „Patrizierfrauen“ (1905).

Viel ernster, wuchtiger und auch teilweise gesünder sind die weiteren Stücke unseres Dichters. Bloße Gesellschaftskritik tritt zurück, der lustige Ankläger geht großen Problemen nach und ringt mit deren Gestaltung. So spricht uns das Stück: „Der letzte Heller“ (aufgeführt 1915, entstanden viel früher) recht gut an. Der Inhalt: Qual eines Vaters, der meint, seine Kinder nicht mehr versorgen zu können, ist packend, die dramatische Führung aber nicht ganz sicher.

Noch höher strebt Seebach mit seinem Drama: „Lawinen“ (1912). Es ist ein kühner Wurf, den er wagt.

Die Handlung spielt in einem Gebirgsdorfe Salzburgs.

Heinrich, ein Lehrerssohn, hat sich während seiner Studien in Wien neue moralische Begriffe angeeignet, denen zufolge er sowohl über die Mädchenehre seiner Verlobten Emmi als auch über die Vorwürfe seines Vaters hinwegschreitet. Dadurch ist die Verwicklung von selbst gegeben. Die tragische Schuld liegt vor dem Stücke, auf der Bühne sehen wir nur die Folgen. Es kommt zu harten Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn, wobei sich aber Schritt für Schritt die ganze Erbärmlichkeit dieses Heinrich offenbart. Er ist einer jener Charaktere, zu welchen wir keine Sympathie haben können, die

daher undramatisch sind. Dem Dichter mag wohl ein Herrenmensch nach Nietzsches Rezept vorgeschwebt und Stücke von Otto Ernst, Max Halbe oder Sudermann ihn beeinflußt haben, aber dieser Heinrich hat gar nichts an sich, was irgend eine Größe verraten könnte, er arbeitet lediglich mit Phrasen. Erinnern wir uns dabei, daß Seebach im Aufbau nach Ibsens Muster analytisch vorgeht, indem ja die ganze Handlung nur ein Auswirken des vor dem Stück liegenden Ereignisses ist, so sehen wir, welch großes Wagnis der Dichter begonnen. Es ist nicht in allem gelungen, denn abgesehen von dem inzwischen aus der Mode gekommenen „Herrenmenschen“ befriedigt uns die Handlung nicht, weil sie zu viel auf Reden fußt, gefällt uns manche Motivierung nicht, weil sie für die folgende Handlung zu schwach ist, und auch der Schluß gibt zu denken: in der ersten Fassung vom moralischen Standpunkte aus, weil wir die Stellungnahme des Dichters gar nicht kennen lernen und wir nicht wissen, ob Heinrich recht hat mit seiner Brutalität oder seine Umgebung mit ihren sittlichen Begriffen. In der Umarbeitung hat nun Seebach diesen Schluß dahin geändert, daß der Sohn des Lehrers von Lawinen verschüttet und so das beleidige Sittengesetz gerächt ist. Dadurch ist die Idee des Stückes sicher klarer herausgearbeitet, die Beziehung zwischen Titel und Inhalt noch besser geworden. Aber wer sieht nicht ein, daß diese Lösung der zweiten Fassung gegen die Regeln der Dramatik verstößt, wonach der Untergang des Helden in seinem Charakter oder doch wenigstens in seinen Handlungen begründet sein soll? Diese Forderung kann ein Naturunglück nicht erfüllen. Gewiß wird niemand leugnen, daß es in Wirklichkeit so geschehen kann, daß sich Gott zur Strafe für Sünden auch der Natur bedienen kann, auf der Bühne wollen wir aber doch den Zusammenhang zwischen den Handlungen und dem Ende des Helden sehen oder der Dichter müßte uns in künstlerischer Weise diesen Zusammenhang irgendwie verständlich machen, wie dies z. B. Goethe im „Faust“ durch seinen „Prolog im Himmel“ getan hat.

Aber so viel ist doch sicher, daß unser Dichter durch diesen Schluß eine noch viel größere Wirkung zu erzielen vermag, als früher. Dazu tragen auch einige prächtige, gut gezeichnete Charaktere bei, besonders der alte Lehrer und der

Oberförster. Seitdem die dramatische Kunst zur wirklichkeitstreuen Photographie herabgesunken ist, hat sie inhaltlich wenige oder gar keine großen Gedanken mehr, in der Form aber die lebendig fortreibende Handlung eingebüßt. Stimmung und Zustandsschilderung sind an deren Stelle getreten, desgleichen Schuld und Sühne durch äußere Verhältnisse, Vererbung, Umgebung und Zufälle verdrängt und eine peinlich genaue Beschreibung der Personen von Seite des Dichters muß die frische Charakterisierung durch Rede und Tat ersetzen. Daher täte man freilich oft besser, statt ins Theater in irgend eine Kneipe oder an andere Orte des gemeinen Alltagslebens zu gehen, da man dort solche Tragödien und Komödien offenbar noch natürlicher fände als sie selbst der geriebenste moderne Dramatiker zuwege bringt. Auch der Dialekt würde noch viel unverfälschter an unser Ohr schlagen, als ihn der beste Schauspieler sprechen kann.

Nachdem so die äußere Handlung und eine blutwarme Charakteristik im allgemeinen verschwunden sind, müssen sich die Dichter notwendig auf eine bis ins kleinste zerfasernde Darstellung des Seelenlebens verlegen und hierin haben es manche Dichter zu einer wahren Meisterschaft gebracht, indem sie diese Bloßlegung seelischer Vorgänge durch Ton und Sprache, durch Satzbildung und Wortstellung, durch Pausen und mimische Gebärden, Vermeidung des Monologs und Ausbildung des Dialogs und zahlreiche szenische Mittel ins Werk setzen.

Seebach hat von all den Mitteln und Mittelchen dieser modernen Technik viel gelernt und handhabt sie vielfach sehr geschickt. Manchmal gelingt ihm sogar ein überraschend guter Griff in die Arbeitsmethode des analytischen Dramas mit seiner unheimlichen Zuspitzung auf die Katastrophe, seinem aufregend raschen Ablauf und seinen unerbittlichen Folgerungen aus den Tatsachen, wobei die Herausarbeitung reichen Innenlebens die Wirkung oft noch verstärkt.

In anderen Stücken aber ermüdet manchmal ein zu breites Gerede über verschiedene Fragen und Zustände, besonders über das „moderne Weib“, die Geschehnisse sind zu wenig motiviert, z. B. in „Patrizierfrauen“, „Der Faun“, „Jungge-

selle“ und einzelne Charaktere sind zu deutlich auf das Stück zugeschnitten, um lebenswahr und glaubhaft zu erscheinen.

Aber er weiß auch echte Vollblutmenschen auf die Bühne zu stellen, wie unsere modernen Dichter des Auslandes nicht bessere geschaffen haben. Desgleichen versteht unser Dichter meisterhaft einen lebendigen Dialog zu entwickeln, Ansichten und Gegenansichten hart aufeinander prallen zu lassen. Da er weiter bühnenwirksame Motive klug einflicht, so ist seinen meisten Stücken bei guter Aufführung fast immer ein schöner Erfolg sicher, was ja Tatsachen hinlänglich beweisen.

In letzter Zeit hat Seebach mehrere sehr liebe und ansprechende Puppenspiele verfaßt (Im Waldhaus, Kasperl in Uniform, Kalif Storch, Kasperl und die wissenden Tiere u. a.) und gerade durch diese Stücke mit ihrer einfachen, aber spannenden Handlung gezeigt, wie Treffliches er auf schlicht volkstümlichem Gebiet zu leisten vermag. Ob nicht hier der Schatz verborgen liegt, den Seebachs Muse mit Ruhm ans Licht schaffen könnte? Denn zum Dramatiker großer, moderner Probleme und zum Drama großen Stils scheinen seine Kräfte nicht ganz zu reichen.

Wir vermissen die durchschlagende Kraft des gebornen Dramatikers, die Tiefe und Ursprünglichkeit der dramatischen Vorwürfe und die glutende, nach außen drängende Schöpferkraft des Genies. Aber auf erzählendem und volkstümlich-dramatischem Gebiet vermöchte sein immerhin schönes Talent und seine feine Beobachtungsgabe gewiß Erfreuliches zu schaffen. Und da in den letzten Stücken eine sittlich gesündere Luft weht und das rein Satirische in den Hintergrund tritt, so gewinnt es den Anschein, als ob sich Seebach von den literarischen Mustern und ihrer Gedankenwelt bereits losgemacht und sich auf sein Salzburgertum besonnen hätte, sein Salzburger-tum mit dem rüstig schaffenden Mittelstande und seiner kernigen, gemühtiefen und schlicht frommen Landbevölkerung. Das wäre jener herrliche Boden, wo Seebach und andere Salzburger Dichter zu bauen anfangen sollten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß uns der tüchtige Lehrer Seebach hier mehr zusagen wird als der Satiriker. Eine derartige Hoffnung erweckt auch der Kritiker Seebach, denn als solcher vertritt er vielfach ernstere Grundsätze denn als Dichter. Wie richtig ist doch schon seine Forderung: „Ehrlichkeit ist eine der ersten

und obersten Eigenschaften, welche aus dem Werk eines Dichters leuchten muß. Es ist besser, der Künstler steht noch in einem Kampf mit der Form . . . ., ehe aus seinem Werke Konzessionen sprechen, . . . . deren erster und letzter Gedanke das Geschäft und der Absatz allein bilden.“ Sehr trefflich gesagt, nur muß man ergänzend hinzufügen, daß gerade die modernen Dichter e i n e dieser Konzessionen fast immer für notwendig erachten: Die Bspöttelung echter und wahrer, daher auch glaubensstarker Religiosität und Verhöhnung des zarten, eben aus dieser Religiosität hervorblühenden sittlichen Empfindens. Und gerade in diesem Punkte müßte auch Seebach, wollte er ein Lehrer seines Volkes werden, manches bessern. Dann würde sicher in Erfüllung gehen, was er selbst gerechterweise anlässlich einer Besprechung von Werken junger Österreicher wünscht mit den Worten: „Mögen vor allem andern die jungen österreichischen Dichter bei ihrem Wandern jene tüchtige Unterstützung und jenen zuversichtlichen Glauben bei ihren Landsleuten finden, der zum raschen Emporblühen und lebensvollen Gedeihen so notwendig ist wie Blumen und Pflanzen der Tau. Möge jeder von seinen engsten Heimatgenossen am besten in seinem edlen Streben verstanden und unterstützt werden.“ Gut, aber man vergesse nicht, daß unser wackeres Volk eben nur jene Dichter versteht und unterstützt, die sich auch ihrerseits bemühen, das Volk zu verstehen, es zu belauschen bei seinem Beten, Arbeiten und Leiden, zu behorchen in seinen Unterhaltungen. Für importierte Kunstware aus der Großstadt aber hat das Volk kein Verständnis, wie es auch nicht duldet, daß man seinen von den Vätern ererbten Glauben und seine sittlichen Begriffe antaste! Wer Flittergold auf den Tisch legt und dafür des Hauses kostbarste Schätze entwendet oder beschädigt, kann nicht Freund des Volkes genannt werden. Das vergessen unsere Dichter nur zu oft. Möge Seebach diesen Umstand künftig beherzigen und er wird mit seinem Talent und seiner an der Moderne geschulten Technik vielleicht noch Werke schaffen können, die ihm dankbares Andenken und einen ehrenvollen Namen sichern.

Im Anschluß sei ein anderer Dramatiker erwähnt: \*Burghard Breitner (Deckname: Bruno Sturm).

Sein Vater ist der bekannte Dichter Anton Breitner in Mattsee. Hier ist Burghard 1884 geboren.

Er wählte den Beruf des Arztes, war als solcher an der Eiselsbergschen Klinik in Wien tätig, machte als Arzt den Balkankrieg mit (Kriegstagebuch 1913) und entfaltet gegenwärtig als kriegsgefangener Arzt eine überaus segensreiche Tätigkeit in Rußland.

Als Dichter ist er ausgegangen vom kraftgenialischen Treiben und als Mediziner stand er ja den naturalistischen Prinzipien der Moderne ohnehin nahe. Er verfügt im allgemeinen über sichere Führung der Handlung, psychologisch meisterhaften Dialog, gewaltige Kraft des Ausdruckes und scharfe Charakteristik.

Im ersten Drama: „Will's tagen?“ (1902) verdirbt die überschäumende, in grauisigen Effekten sich austobende Jugendkraft jeden künstlerischen Genuß.

Auch die folgenden: „Heilige Nacht“, ein allzu weiches Stimmungsbild (1903) und „Für die Farben“ (1902), ein herb gezeichnetes Bild aus dem akademischen Leben, befriedigen nicht vollkommen. Im zweiten ist die äußere Handlung sehr dünn, das Seelendrama aber, wie ein Student, der Trost seiner Eltern, innerhalb weniger Stunden ein Opfer des Duellunfuges wird, ist mit fesselnder Kunst aufgebaut. Von späteren Werken sei nur noch das dreiaktige Schauspiel „Treibeis“ (1912) genannt, das ein modernes Eheproblem modern behandelt. Wir zweifeln nicht, daß in Kreisen, wo nur mehr das eigene Herz befragt wird und Ankläger und oberster Richter zugleich ist, solche Herzenswirren oft genug vorkommen mögen. Ehen, die nur aus äußeren Beweggründen geschlossen und eigenen Vorteils halber gesucht werden, können freilich wenig glücklich sein, zumal das einzige Steuer für ihre Leidenschaft, wahre Religion, für gewöhnlich zerbrochen oder wenigstens zu schwach ist. Wir bedauern daher den kühnen Helden Stollberg, daß selbst er in so unwürdigen Fesseln schmachtet! Daß doch unsere neuen Dramatiker über das „Weib“ nicht hinauskommen! Es muß erbärmlich bestellt sein um gewisse Gesellschaftskreise, wenn sich ihr ganzes Leben und Streben, Denken und Fühlen um das Weib dreht! Aber nicht um jenes, von dem Walter von der Vogelweide singt: „rehte als engel sind diu wîp getân“, sondern um eins, für das Walter keinen Ton übrig gehabt hätte, kurz um ein modernes.

Die einfache Außenhandlung ist gut verwoben mit der viel gewaltigeren Innenhandlung, der Ablauf der dramatischen Verwicklung ist rasch vorwärts drängend und die Natur spielt als stimmungsweckender Hintergrund bedeutsam herein.

Zahlreiche Punkte, Gedankenstriche, peinlich genaue Spielanweisungen drücken dem Drama auch äußerlich den Stempel der Moderne auf.

Als sehr begabten Erzähler zeigt sich Sturm in seiner Novellensammlung: „Die Spinne von Isera“ (1909). Künstlerisch fein gezeichnete, in blühender Sprache geschriebene Menschenschicksale, hineingestellt in die üppigen Gärten südlicher Pracht, durch die ab und zu allerdings ein schwüler Hauch südlicher Leidenschaft zieht.

Auf dramatischem Gebiet betätigte sich auch **Friedrich H ü b e l** (Deckname: Hildebrand). In Druck erschienen ein Drama: „Schachzüge“ (1891), das die Anzeigepflicht der Ärzte behandelt, und ein Bändchen „Gedichte“ (1891). Eine Sammlung Novellen liegt in Vorbereitung. Einige Zeit leitete er auch die Zeitschrift „Alpenheim“ und schuf eine Volks- und Musikalien-Leihbibliothek in Salzburg. Desgleichen ist er als Theater- und Musikrezensent tätig und hat besonders auch auf dem Gebiet der kulturellen Wohlfahrtspflege größere Arbeiten veröffentlicht. In **B r u c k a. d. M u r**, Steiermark. 1870 geboren, darf er infolge fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Salzburg wohl zu den Salzburgern gezählt werden. Hier ist er als Post-Oberoffizial und Leiter der Bibliothek des Volksbildungsvereines tätig.

Weit ab vom Lande der Moderne schafft ein anderer Dichter seine Werke: **Alois A u ß e r e r**. Brixlegg in Tirol ist seine Heimat, 1876 sein Geburtsjahr. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Hall i. T. ward er Theologe in Salzburg, wirkte dann kurze Zeit in der Seelsorge und ist gegenwärtig nach vierjährigem Aufenthalt in Innsbruck, wo er klassische Philologie studierte und sich den Doktorhut holte, Professor am **Privatgymnasium Borromäum**.

In Außerer vereinigen sich unserer Ansicht nach zwei dramatische Einflüsse: der antik-klassische und der volkstümliche. Jener ist dem Philologen gutschreiben, dieser seiner engeren Heimat mit ihrem prächtigen Passionsspiel und ihrer Dilettantenbühne. Zum Ausdruck kommt die klassische Rich-

tung in der Stoffwahl, im strengen Versmaß der Jamben-  
tragödie und dem Gedankenreichtum, der sich gern in schöne  
Sentenzen kleidet. Auch die prächtige Sprache gehört dazu.  
Die v o l k s t ü m l i c h e Richtung dagegen macht sich geltend  
in der Vorliebe für einfach gelagerte Stoffe aus dem Volks-  
leben und in der Einlagerung von Volksszenen in die Tragödie  
großen Stils. Hier sowohl wie in den Volksstücken selbst (z. B.  
„Der Patriot“, „Das Leben trennt, der Tod eint“, „Die Löwen  
von Schlüsselberg“) wird nur Prosa verwendet. Diese Szenen  
zeigen große realistische Treue, die Volksstücke dagegen lei-  
den an einer gewissen Abbröckelung im Aufbau und lassen  
zwingende Abfolge von Ursache und Wirkung vermissen. Der  
lyrische Einschlag in vielen Partien darf gleichfalls als volks-  
tümlich gelten.

Von seinen Stücken in g e b u n d e n e r Form wurde „Dido“  
(1912) am Stadttheater in Salzburg mit gutem Erfolg zweimal  
aufgeführt und liegt auch in Buchform vor. In der Charak-  
teristik lebensstreu, im Aufbau gewaltiger und abgerundeter  
ist aber ein bisher unaufgeführtes, wohl aber schon gedrucktes  
Stück: „Salmeoneus“ (1914). Dieses befriedigt in seiner Gänze  
sicher die dramatischen Ansprüche mehr als jenes. Als Inhalt  
ist das tragische Geschick des bei Vergil kurz erwähnten  
Königs kraftvoll gestaltet, der in anmaßender Erhebung Zeus  
gleich sein will und sich göttliche Ehre erweisen läßt. Aber  
er muß den Zorn des Vaters der Götter und Menschen erfah-  
ren, wird durch herbe Schicksalsschläge gestraft und zuletzt  
durch einen rächenden Blitzstrahl getötet.

Gerade dieser Ausgang, so erschütternd er nach a n-  
t i k e r Vorstellung wäre, wirkt auf der modernen Bühne ge-  
macht und könnte leicht als bloßer Knalleffekt gedeutet wer-  
den. Eine diesbezügliche Änderung wird dem Stücke, das von  
reichem dramatischen Leben durchflutet ist, nur zugute  
kommen.

Auch eines seiner Volksstücke: „Das Leben trennt, der  
Tod eint“, ging über die Bretter unserer Stadtbühne..

Als Meister der Sprache zeigt sich Außerer in der prach-  
vollen Übersetzung von Vergils Äneis, I. u. VI. Buch. Diese  
Übertragung ist sprachlich, sachlich und metrisch gleich  
tüchtig.

Wie Außerer hat noch ein anderer Vertreter klassischer Philologie der tragischen Muse geopfert. Wir meinen den Gymnasialprofessor Dr. Camillo Huemer, (geb. 1866 zu Matzen, N.-Ö. schon seit 1900 hier in Salzburg am k. k. Staatsgymnasium angestellt), der zunächst wohl als Fachschriftsteller in weiteren Kreisen bekannt ist. Für unsere Zwecke kommt besonders die Abhandlung über die „Sage von Orest in der tragischen Dichtung“ in Betracht, wo er im Schlußteil auch auf die Gestaltung der Orest-Sage bei Goethe ausführlich zu sprechen kommt.

Als Dichter versuchte er sich zuerst mit dem Schauspiel: „Zwischen zwei Feuern.“ (1896.) Die zwei Feuer sind zwei weibliche Wesen, Elvire und Luise, welche dem Regierungsbeamten Dr. Robert Walde arg zusetzen, bis Elvire den Sieg davonträgt. Der Aufbau ist geschlossen, doch erinnern Monologe und unmögliches Beiseitesprechen an veraltete Technik.

Himmelhoch aber ragt der Dichter in der Gestaltung des Erotischen über andere hinweg, obwohl er heikler Wirklichkeit durchaus nicht aus dem Wege geht. Ein stark ausgeprägtes sittliches Empfinden läßt ihn die Schranken der Kunst nie überspringen.

Das gilt besonders auch von seinem zweiten Stück: „Cäsarentum und Christentum.“ (1914.) Wieder steht ein Weib in der Mitte, das aus Rache die Verwicklung, hier auch die tragische Lösung herbeiführt. Zeigt sich Huemer schon im Schauspiel als guter Charakterzeichner, so schafft er hier im römischen Statthalter Calpurneus einen wahrhaft groß angelegten Charakter, der mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl und seinem heroischen Pflichtbewußtsein eine mächtige Wirkung tut. Zugleich weiß der Dichter grelle Schlaglichter auf die Zustände des bereits verfallenden Heidentums zu werfen. Wir lernen die Sittenlosigkeit der Jugend kennen, erschrecken vor der Roheit der Prätorianer, ärgern uns über das Günstlingswesen römischer Cäsaren. Aber auch erbaut werden wir von der Glaubenstreue und dem Opfermute der ersten Christen.

Manches ist zu breit, die Reden zu lang geraten, nicht jede Handlung gleich überzeugend motiviert. Wohl merkt man auch den klassisch geschulten Pädagogen heraus, aber nirgends

mit aufdringlicher Absichtlichkeit. Das Ganze ist eine gute Leistung und würde mit einigen Änderungen bei jeder Aufführung schöne Wirkung erzielen.

Wenig hervorgetreten ist bis jetzt der Dramatiker: Leo Kalser, Deckname: Leo Maasfeld. 1888 in Salzburg geboren, hat er bis jetzt, außer Gedichten und Artikeln in Zeitungen, nur den kleinen Einakter: „Der Tod eines Unsterblichen“ (1916) herausgegeben. Die letzten Stunden Mozarts bilden den handlungsarmen, mehr einem Stimmungsbild ähnlichen Inhalt. Auch ein unnötiger Monolog verrät noch den Anfänger, dagegen ist manches wieder recht anschaulich geraten. So besonders Mozarts Liebe zu seiner Familie, seine Selbstbeherrschung den Neidern gegenüber und seine glühende, auch in schwierigen Verhältnissen nicht erkaltende Liebe zur Kunst. Schade aber ist, daß eine Charakterseite des großen Tondichters, nämlich die religiöse, in schiefes Licht gerückt ist und so das Versprechen, das der Dichter im Vorwort gibt, nämlich den Menschen Mozart g e s c h i c h t l i c h t r e u vorzuführen, nicht ganz eingelöst ist. Er läßt nämlich keinen Priester am Sterbebette erscheinen, sondern die Personen sagen, dieser wolle nicht kommen, weil Mozart Freimaurer sei. Nun ist aber fürs erste sicher, daß ein Priester, wenn auch nach anfänglicher Weigerung, wirklich gekommen ist. Und zweitens konnte beim d a m a l i g e n Charakter der Freimaurerei die Zugehörigkeit zu ihr kein Weigerungsgrund sein<sup>27)</sup>, sondern dieser muß in anderen Umständen gesucht werden.

Gegenwärtig arbeitet der Dichter an einem griechisch-römisch-germanischen Einakterzyklus. Ein anderer Einakter: „Des Kaisers Marschall“ wurde 1913 im Kurtheater zu Bad Hall mit Erfolg aufgeführt. Eine allseitige Würdigung des strebsamen Mannes bleibt der Zukunft vorbehalten.

Interessant ist, daß Richard Wagners Bestreben in Salzburg einen Erben gefunden hat in dem Dichter-Komponisten: August Brunetti-Pisano<sup>28)</sup>. Der italienische Name hat einen Salzburger (geb. 1870) zum Träger. Leider wurde dem

<sup>27)</sup> Vergleiche: Kreitmaier, Mozarts religiös-sittliche Entwicklung. Stimmen der Zeit. Aprilheft 1917.

<sup>28)</sup> Vgl. Bruno Sturm: August Brunetti-Pisano. Ein Kampfruf. 1912.

Knaben, obwohl mit musikalischem Talent reich begabt, keine entsprechende Ausbildung zu teil, weshalb sich Brunetti vorübergehend dem Lehrberufe zuwandte. Schließlich aber gab er, materielle Not zwar ahnend, aber nicht fürchtend, seine Stelle auf und widmete sich ganz seiner Künstlerlaufbahn. Lieder-, Orchester- und Chorwerke waren seine ersten Schöpfungen. Rastlos strebte er vorwärts und 1905 lag seine erste große Oper: „Peter Schlehmil“ vor. Ihr folgte eine zweite: „Das klagende Lied“. Sie knüpft an ein Märchen von Bechstein an und behandelt die Tragödie der Mutterliebe. Endlich schuf er eine dritte und vierte, von welchen das „Käthchen von Heilbronn“ schon deshalb erwähnenswert ist, weil der Dichter dem bekannten Stoffe bei Kleist eine neue Wendung gibt, indem Käthchen und Graf Friedrich durch den Giftbecher sterben, der von Kunigunde gereicht wird.

Da wir der Ansicht sind, daß Brunettis Persönlichkeit als Ganzes genommen und beurteilt werden muß, bleibt das letzte Wort dem Musikkenner zu sprechen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß der Dichter-Komponist auch als D i c h t e r Anerkennung verdient. Seine Texte sind voll hoher Ideen, in der Darstellung vielfach von plastischer Schönheit und tragen den Gesetzen der Bühne ebenso Rechnung wie sie in der Szenenführung und im architektonischen Aufbau gut sind. Möge dem talentvollen Mann, der trotz Mißgeschick, Verkennung und materiell wenig günstiger Lage weiterschafft, die verdiente Anerkennung zuteil werden.

In strengen Versen baute Wenzel v. Helmreich sein Drama: „Wolf Dietrich“ (1881). Alte Motive, wie verlorene und entwendete Briefe, der mehr epische Gang der Handlung und nicht berechnete Monologe lassen das Stück als nicht durchwegs gelungen erscheinen. Die Sprache ist schön, aber viel zu wortreich. Der Charakter Wolf Dietrichs tritt glänzend in den Vordergrund und zwar sowohl nach seiner fürstlichen wie rein menschlichen Seite, ist aber einigemal in bewußtem Gegensatz zur „römischen Kurie“ gezeichnet, als ob diese einen Fürsten, der Licht verbreitet, nicht brauchen könnte. Zu diesem Zweck ist wohl auch der Mensch Wolf Dietrich heller gehalten als ihn die objektive Geschichte kennt.

Derselbe Verfasser hat auch ein Bändchen Gedichte: „Lose Tagebuchblätter“, Wien 1880, veröffentlicht, wo sich unter den mehr beschreibenden Gedichten einige hübsche Stücke finden, wie etwa: Am Salzachstrand (58), Am Mönchsberg (152), Im Park von Aigen (177) Kaltenhausen (225), Im Stiftskeller (230) u. a.

Des Zusammenhanges halber seien hier auch einige Namen von Verfassern mehr volkstümlicher Spiele genannt. Vor allem gebührt der tatkräftigen Gründerin und Leiterin der Peter Claver-Sodalität: Gräfin M. Theresia Ledochowska, (Deckname: Halka, Afrikanus), geb. 1863 in Loosdorf, N.-Ö., ein Plätzchen in der volkstümlichen Literatur. Sie begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit Erzählungen und Novellen und schrieb die schönen Reiseerinnerungen: „Mein Polen“ (1893), die über das zu jener Zeit noch wenig bekannte Land wertvolle Aufschlüsse bringen.

Liebe und Begeisterung für Rettung armer Heiden bewogen sie, ihre hohe gesellschaftliche Stellung aufzugeben und oben genannte Sodalität zu gründen. An deren Spitze widmet sie ihr ganzes arbeitsfreudiges Leben dem Wohle der afrikanischen Missionen, rief eine „Afrika-Bibliothek“ und mehrere diesbezügliche Zeitschriften, darunter das weitverbreitete „Echo aus Afrika“, ins Leben und stellt auch ihr dichterisches Können ganz in den Dienst dieses Liebeswerkes. In ihren kleinen Bühnenstücken (z. B. Die heil. Odilia, Zaida, das Negermädchen, St. Aloysius wacht, Das Weinkörbchen, Baronesse Mizi u. a.), treffen wir große Welt- und Menschenkenntnis und sehen ergreifende Bilder aus dem Missionsleben. Natürlich ist es ihr schon der ausgesprochenen Zwecksetzung halber nicht so sehr um künstlerische Leistungen, als vielmehr um werbeträftige Volksliteratur zu tun und als solche sind ihre Werke gesund und tüchtig.

Von jeher ruht in unserem Volke, wie in den Alpenvölkern überhaupt, eine starke dramatische Neigung. Sie kommt zum Ausdruck in zahlreichen mehr oder weniger noch erhaltenen Volksbelustigungen, wie in Tänzen, Sommer- und Winterspielen, Auf- und Umzügen, Theatergesellschaften usw. Besonders der „Schifferstand“ zeigte eine ungewöhnliche Be-

gabung für schauspielerische Darstellungen<sup>29)</sup>, wie dies z. B. in Laufen-Oberndorf der Fall war.

Und halten wir in anderen Orten Umschau, so treten uns zahlreiche Reste echt dramatischer Volksbelustigungen entgegen<sup>30)</sup>, und unsere treue Hüterin alter Volksschätze, die Heimatkunde, wird Sorge tragen, daß sie erhalten bleiben.

Zur Aufführung großangelegter Massenspiele auf volkstümlicher Grundlage ist es aber in Salzburg nicht gekommen, obwohl der Versuch vielleicht lohnend wäre.

Allerdings fehlt uns bis jetzt ein eigentlicher Volksdramatiker, der beides in sich vereinigte: Dramatisches Können in Charakterisierung und Handlung und umfassende Kenntnis des Volkes, besonders auch in religiöser Hinsicht. Es gehört eben zu einem echten Volksspiel, soll es auch Kunstwert haben, etwas mehr, als bloß die Fähigkeit, einzelne Szenen mehr oder weniger glücklich zu gestalten.

Von einzelnen Volksstücken bei bereits genannten Dichtern abgesehen, bemühen sich besonders zwei Männer aus dem Volke, Volksstücke zu schaffen: Michael Gundringer, geb. 1876 in Altoberndorf, und Gottlieb Aigner, geb. 1885 in Graßau, Bayern, seit langer Zeit in Salzburg. Der erste ist sehr fruchtbar, doch mangelt ihm trotz einzelner Vorzüge so manches, um die Ansprüche an ein Volksstück zu befriedigen. Der zweite hat, z. B. in „Franzl“, gute Beobachtungsgabe, weiß einzelne Szenen lebendig zu gestalten, aber der Aufbau zerflattert. Bei vertieftem Studium in Geschichte und dramatischer Technik werden vielleicht beide noch Schönes schaffen.

Wenn wir von den bereits früher genannten Stücken Wredes und vom Schaffen Sturms absehen, hat das moderne Drama außer Seebach keinen in Salzburg geborenen Vertreter.

Doch darf an dieser Stelle wohl auch ein Schriftsteller genannt werden, der zu Salzburg in naher Beziehung steht und auch im Sammelwerke „Salzburg“ aufscheint, nämlich Hermann Bahr. Zwar hat seine regste Schaffenszeit mit Salzburg nichts zu tun und auch der Geburt nach ist Bahr kein Hei-

<sup>29)</sup> Vgl. Adrian Karl, Der Laufener Schiffer. Landeskunde 1910, Seite 391 ff.

<sup>30)</sup> Vgl. Adrian Karl, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Landeskunde 1905.

matgenosse, denn seine Wiege stand in Linz, wo er 1863 geboren wurde.

Aber schon sein Urgroßvater<sup>31)</sup> war hier als Büchsenmacher auf Hohensalzburg tätig und Bahr selbst zeigt sich zeitlebens als ein warmer Verehrer der prächtigen Salzachstadt. Hier machte er seine Gymnasialstudien und hieher ist er nach langer Zeit zu dauerndem Aufenthalte zurückgekehrt und schafft gegenwärtig noch rüstig weiter.

Hermann Bahr gehört in der Literatur zu den Stürmenden, die mit Leidenschaftlichkeit jede Anregung von außen aufnehmen und in selbständigen Werken wiederzugeben suchen. Indes beschäftigt uns hier nicht Bahrs früheres Schaffen. Es sei deshalb nur flüchtig darauf hingewiesen, daß er nicht nur der Erfinder des Wortes „Moderne“, sondern auch ihr einflußreichster Verkünder in Östereich geworden ist. Das Kaffee Griensteidl in Wien ward zur Geburtsstätte von „Jung-Wien“ und Bahr das Haupt dieser jungen Vereinigung, die mit grundstürzendem Ungestüm drauf losschriftstellerte.

Einem Kenner dieser literarischen Entwicklung wird man nicht erst sagen müssen, wie diese Leute und auch Bahr wenig Verständnis hatten für das Wirken der kath. Kirche und ihrer Priester, und ihre Moral oft weit ablag von den Gefilden der Wahrheit und Sittlichkeit.

In der Folgezeit wies dann Bahr eine erstaunliche Schmiegsamkeit des Geistes und eine oft verblüffende Wandelbarkeit der literarischen Mode auf. Eine Zeit lang blies er mächtig in die soziale Sturmtrumpete, dann pflegte er die politische Satire und schwärmte für Pariserkunst im Symbolismus und Impressionismus, nachdem er den Naturalismus verabschiedet hatte.

Mit Bahrs Aufenthalt in Salzburg aber beginnt abermals eine neue Periode seines Schaffens und diese kommt für unseren Zweck vor allem in Betracht, obwohl wir ihm auch für manches frühere Werk die literarische Anerkennung nicht versagen und seine warme Anwartschaft für Stifter und Raimund vollauf würdigen wollen.

---

<sup>31)</sup> Vergleiche den autobiographischen Aufsatz: „Erinnerung“ im Sammelwerke: Salzburg, Seite 1—3.

In dieser Salzburger Periode kommt eine positiv schaffende christliche Weltanschauung zum Ausdruck. Bahr ist zum Glauben seiner Kindheit zurückgekehrt und es ist zu wünschen, daß ihn die Tiefe und Weite der katholischen Lehre ebenso d a u e r n d fesseln möge, wie dies bei vielen anderen geistig hochstehenden Persönlichkeiten, nicht zuletzt Schriftstellern, der Fall gewesen ist.

Doch nicht alle hier geschaffenen Werke erregen in gleicher Weise unser Interesse. Von den kleineren Bühnenwerken („Der arme Narr“, „Der muntere Seifensieder“, „Herr Hofrat“) verdient nur „Der Querulant“ besondere Erwähnung, denn es zeigt Bahrs Talent, einen ausgeprägten Charakter scharf herauszuarbeiten, in besonders schönem Lichte und der „Rechtsfanatismus“ dieses Querulanten erinnert unwillkürlich an O. Ludwigs „Erbförster“.

Dagegen hat Bahr hier zwei andere Werke geschaffen, die berechtigtes Aufsehen hervorgerufen haben und sehr verschieden beurteilt worden sind. Wir meinen den Roman: „Himmelfahrt“ (1916) und das Schauspiel „Die Stimme“ (1916).

Beide Werke sind Bekenntnisdichtungen in dem Sinn, als der Dichter sicher viel Selbsterlebtes und das Ringen der eigenen Seele hineingearbeitet hat; beide behandeln ein ähnlich gelagertes Problem, gleichsam ein geistiges Gesetz, das in der Entwicklung unserer nächsten Zukunft vielleicht eine große Rolle spielen wird, beide enthalten eine Fülle von Gedanken über Leben und Lehren der katholischen Kirche, ohne katholische Werke in dem Sinne zu sein, als ob eine Gegenüberstellung zu anderen Konfessionen stattfände, und in beiden Dichtungen ist Bahr, wie auch sonst oft, halb Dichter, halb Philosoph.

Aber im Roman wird das große Problem der G o t t e s g n a d e an einem hiezu durch Erziehung und sonstige Einflüsse disponierten Helden, im Drama dagegen an einem modernen Ungläubigen durchgeführt. Dort werden die Geschehnisse episch breit und die Wahrheiten öfter in der Art akademischer Erörterungen oder nachfühlender Betrachtung behandelt, hier jedoch mit dramatischer Kürze zu einem aufregenden Seelenprozeß verdichtet und die Wahrheiten in kurzen, sentenzartigen Aussprüchen vorgetragen. Im Roman wächst die Bekehrung aus der Summe gegebener Faktoren durchaus natürlich her-

aus, das Drama hingegen gipfelt im Mysterium, denn hier greift die göttliche Gnade unmittelbar ein und macht aus einem zuerst hartnäckig widerstrebenden Saulus einen gläubigen Paulus.

Der Held des Romanes, Graf Franz Flayn, ein Junggeselle von 37 Jahren und ein Allesgenießer im modernen Sinn, kehrt, nachdem er reichlich von den Genüssen des Lebens gekostet hat, nach Hause zurück, lernt hier durch verschiedenen Umgang die spielerische Auffassung des Lebens immer mehr verachten und kommt schließlich zum klaren Bewußtsein, daß ihm nicht Wissen, sondern Wollen nottue. Nur sein wildes Herz trenne ihn von Gott, von der Kirche und seinem Glück. Würde er nur einmal ernstlich wollen, was der kleine Katechismus verlangt, sogleich würde er ein neuer Mensch werden und der noch glimmende Jugendglaube zu heller Flamme auflodern. Beim Ausbruch des Weltkrieges kommt es endlich zu diesem Wollen, indem Franz reumütig beichtet. In diesem Werke haben wir einen „Weltanschauungs-Roman“ großen Stils vor uns, ein Problem, das seit Wolframs Parzival gerade große Dichter immer wieder zu gestalten versucht haben. Nicht um ä u ß e r e s Geschehen handelt es sich dem eigentlichen Wesen nach, nicht um fortstürmende, weit verzweigte Handlung, sondern um die machtvolle Gestaltung eines Menschenschicksals, das aus Irrtum und Sünde zu den hellstrahlenden Höhen religiöser Wahrheit empor geläutert wird.

Auch Bahr hat richtig erkannt, daß sich Völkerglück aus dem Glück der Einzelpersönlichkeit zusammensetzt und daher mit der religiösen Durchbildung der Einzelpersönlichkeit begonnen werden muß. Ebenso ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß in der Seelengeschichte der Gegenwart die Abhängigkeit der Lebensanschauung von der Lebensführung eine entscheidende Rolle spielt, und gerade deshalb kommt diesem Romane eine so große Bedeutung zu, weil er so aus der Darstellung eines Einzelerlebnisses zum Spiegelbild unserer jetzigen besseren Gesellschaftskreise wird.

Bahr selbst legt in seinem Buche „Expressionismus“ das ergreifende Geständnis ab: „Wir haben alles erprobt, nichts hat uns standgehalten . . . durch alle Verzweiflungen hindurch sind wir geschritten . . . „je näher wir uns der Wahrheit glaubten, desto weiter fanden wir uns immer wieder von ihr ent-

fernt. Wenn wir ihr aber schon entsagen wollten, stand sie auf einmal mit furchtbarer Gewißheit wieder vor uns da; in jedem Irrtum, jeder Lüge sehen wir ihr verzerrtes Antlitz uns anstarren . . . Von unseren Sinnen verdunkelt, können wir sie nicht erblicken, aber wir können sie, vom himmlischen Geiste erleuchtet, bezeugen.“ Und im neuesten Buche: „Vernunft und Wissenschaft“ (1917) kommt Bahr abermals auf seinen eigenen Seelenzustand zu sprechen und bekennt: „Ich bin zeitlebens allen Wahrheiten nachgerannt . . . , es dauerte nur nie lange, keine hielt mir je stand, ich hatte sie gleich wieder durchschaut. Ich trank von allen Brunnen der Zeit und verschmachtete vor Durst . . . da bin ich in der argen Herzensnot zu meinem Glauben heimgekehrt.“

Hört man nicht aus diesen Worten das ganze Weh, das so viele moderne Gottsucher befallen hat und aus zahlreichen Dichtungen unserer Tage schreit?

Aber darin besteht der Unterschied zwischen Bahrs Roman „Himmelfahrt“ und so vielen anderen modernen Dichtungen, daß er seinen Helden folgerichtig aus Nacht und Dunkel zum Lichte führt, während diese Dichter ihre Gestalten unter der Wucht des Elendes zusammenbrechen oder wenigstens keinen erlösenden Ausgang finden lassen.

Und mag die Gestaltung des großen Problems, rein theologisch und künstlerisch betrachtet, auch manche Mängel aufweisen, indem z. B. die darzustellende Wahrheit manchmal unklar und nur zum Teil durch blutwarme, echt österreichische, scharf umrissene Charaktere verkörpert wird, so werden wir doch gestehen müssen, daß Bahr auch hier wieder, wie sonst öfter, Anreger und Wegweiser geworden ist, weil er der Dichtkunst wieder einen großen Inhalt gegeben und so unseren Dichtern einen Weg zeigt, der, richtig begangen, zu den höchsten Höhen der Kunst führt. Schauen wir auf dem literarischen Markte der Gegenwart etwas herum, so finden wir nicht allzu viel Werke von solcher Größe des Problems, solcher Fülle von Geist und Tiefe der Seelenkenntnis, solch scharfer Beleuchtung unserer modernen Kultur — wie „Himmelfahrt“.

Wie bereits bemerkt, klingt das dreiaktige Schauspiel „Die Stimme“ in der Wahl des Themas an den Roman an. Der Inhalt ist kurz folgender:

Der wissenschaftlich hoch gebildete, aber gänzlich ungläubige Hochschulprofessor Hans von Ule hat in jungen Ehetagen sein heiß geliebtes Weib verloren. Sie hat sich von Gott den Tod erbeten, damit der Schmerz um sie dem Gatten die Augen öffnen und ihn zu Gott führen möge. Nun hört er tagtäglich ihre Stimme, immer lieb und zart, aber heute, während einer Eisenbahnfahrt, erscholl sie entsetzt und flehend und gebot: „Steig aus, steig aus!“ Und er stieg aus. Kurze Zeit später entgleist der Zug und 27 Tote sind das Opfer dieses Unglückfalles. Hans ist gerettet. Warum?

Hier setzt das Stück ein. Wir treffen den Gelehrten in der Bahnhofswirtschaft. Die Frage hämmert unerbittlich an sein Gehirn: Warum bin ich gerettet? Wegen der Stimme? Aber woher klang diese? Da hängt der Gequälte zwischen zwei Möglichkeiten: Sinnestäuschung oder Wunder! Jene ist seiner Überzeugung nach ausgeschlossen, also, folgert er, bleibt nur dieses. Er aber glaubt an kein Wunder, er will einen Gott, den er auf seine Art verehren kann. Und nun dieser Vorfall! Stufe für Stufe steigert nun der Dichter die Selbstqual des Professors. Nirgends findet er Lösung, denn auch der Domherr Zingerle gibt ihm die verlangten Beweise nicht. Wohl führt er ihn zur Quelle der Wahrheit, aber trinken soll Hans selbst. Hatte ihn schon seine Schwiegermutter durch die Offenbarung, daß sich seine Frau für ihn geopfert habe, fast zur Verzweiflung gebracht, so steht er nun ganz ratlos da. Er findet den Weg zunächst nicht weiter. Er will wissen; glauben kann er nicht. Er kann nicht. Da klammert er sich mit heißer sinnlicher Glut an die Liebe zu seiner Agnes. „Kann ohne dich nicht leben und nicht sterben. Komm doch!“ schreit er. Und wieder hört er die Stimme. Traurig sagt sie: „Ich kann dich nicht holen . . . . Bereite dich auf die Gnade, bete, bete. Lerne glauben!“ . . . . Endlich, nachdem die Stimme verklungen, bricht das Eis seines Herzens. „Mein Gott hilf mir!“ betet er und: „Ich glaube“ kommt es über seine Lippen.

Diese Skizze zeigt, daß Bahr dem Wirken der Gnade so großen Spielraum läßt, daß man fast die falsche Ansicht herauslesen könnte, der Katholik brauche für die Wahrheit seines Glaubensinhaltes überhaupt keine Beweise, ja dürfe sie gar nicht verlangen. Zingerle meint, Hans solle nur katholisch zu leben versuchen, dann sähe er die Wahrheit dieser Lebensanschauung bald ein.

Indes ist eine solche Ansicht dem Dichter wohl ganz ferne gelegen. Er wollte vielmehr die an anderer Stelle ausgesprochene Wahrheit gestalten: Reine Verstandesgründe allein, bloßes Wissen, lediglich wissenschaftliche Beweise führen den Menschen noch nicht zum Glauben, sondern zwischen dem rein verstandesmäßigen Glauben und der praktischen Hinwen-

dung zu ihm liegt noch eine Willensbewegung, die unter Inspiration der göttlichen Gnade vor sich geht.

Aus diesem Grunde endet das Stück im Mysterium. Wir müssen annehmen, was allerdings nicht klar ausgesprochen wird, daß Hans von Ule auf sein eigenes Gebet und das anderer hin die Gnade des Glaubens von Gott unmittelbar, plötzlich erhalten hat.

An sich ist ein solcher Schluß nicht unmöglich, da Gott wirklich jeden Widerstand brechen kann, ohne die Freiheit des Willens anzutasten! Aber im Stücke Bahrs erregt die Lösung trotzdem Bedenken, weil sie, rein dramatisch betrachtet, zu wenig herausgearbeitet ist, um psychologisch wahrscheinlich und daher glaubhaft zu sein.

Immerhin birgt das Schauspiel eine gewaltige Tragik und erinnert mit seiner Darstellung von Titanentrotz und Menschenwahn an so manches hervorragende Stück der Weltliteratur.

Im Problem alt, ist es in der Technik ganz ein Kind der modernen dramatischen Muse. Diese zerfasernde Psychologie, dieses Rollentauschen zwischen Mann und Weib, besonders dieses Hinabsteigen in den dunkelsten Schacht der Seele, um dort die geheimsten, selbst niedrige Triebe, aufzudecken — ist ganz modern!

Die Problemstellung in diesen beiden Werken braucht uns übrigens nicht allzusehr verwundern, wenn wir Bahrs eigenes Erleben in den letzten Jahren und die Tatsache erwägen, daß Bahr früher schon das Bestreben hatte, in einer Reihe von Dichtwerken die geistige Kultur Österreichs ihrer geschichtlichen Entwicklung nach zu gestalten! Tiefe Religiosität ist aber ein Charakterzug des Österreicher. Den Zwiespalt zwischen diesem Wesenszug und den jetzigen tatsächlichen Verhältnissen bei so vielen modernen Österreichern einmal dramatisch zu gestalten, lag also ziemlich nahe. Zugleich sehen wir aber auch, daß Bahrs Kunst, trotz fremder Vorbilder und mancherlei Verirrungen, zu tiefst im Heimatboden Österreichs wurzelt.

Um Bahrs Gesamtpersönlichkeit als Dichter, Gelehrten und Menschen in der Jetztzeit richtig zu beurteilen, muß man auch seine kleineren Schriften, wie: Inventur, Über Bischof Rudigier, Schwarzgelb, Expressionismus u. a. betrachten, beson-

ders aber auch die gehaltvolle Abhandlung über „Vernunft und Wissenschaft“ zu Rate ziehen.

Wer so alles zusammenfaßt und ohne Eingenommenheit sein Urteil bildet, wird zugeben müssen, daß wir in Bahr einen Mann von seltener Begabung, großer Geistesschärfe und Urteilskraft, reicher Belesenheit und umfassender Kenntnis aller Geistesströmungen der abgelaufenen Jahrzehnte, aber auch einen Dichter von nicht gewöhnlichem Schlage vor uns haben, und das Denken und Dichten dieses Wegsuchers nach Wahrheit erweckt in der Jetztzeit den Eindruck, als wenn er die Worte wahr machen wollte, die im Artikel über Bischof Rudigier stehen: „Wen soll fürchten, was noch begehren, wer die Wahrheit hat? Was will, wer das Ewige berührt, noch in der Zeit? Wenn er sich dennoch wieder mit ihr einläßt, so doch gewiß nicht um seinetwillen, für den sie nichts mehr hat. Es kann nur noch der andern wegen geschehen, . . . aus Erbarmen mit den Brüdern, die zurückgeblieben, um jetzt auch sie zu holen.“

Nach dem Gesagten mag der Literaturhistoriker Soergel noch Recht behalten mit seiner Vermutung: „Wer weiß, ob dem unruhigsten aller Modernen die Ruhe des Alters nicht noch das Reifste beschert“. Und Salzburg dürfte sich freuen, wenn dieses „Reifste“ auf seinem Boden erwüchse.

### **Lyrische Dichtung.**

Sind uns schon auf epischem und dramatischem Gebiete Vertreter begegnet, welche von a u s w ä r t s gekommen, aber hier in unserem Lande heimisch und so auch zu S a l z b u r g e r Dichtern geworden sind, so ist dies auch auf lyrischem Gebiete der Fall. Was aber die Natur des Gesanges betrifft, so stehen die sangeskundigen Salzburger in Form und Inhalt näher den älteren Dichtern der Klassik und Romantik, als den modernen. Auch hier haben wieder ohne Zweifel die glücklicheren sozialen Verhältnisse bestimmend eingewirkt, ganz besonders aber haben zu diesem romantisch-volkstümlichen Sang die Eigenart unseres Volkes, die machtvoll sich entfaltenden Naturschönheiten und vielleicht die literarisch überkommene Vorliebe für klassische und romantische Dichtung beigetragen. So treffen wir denn im Salzburger Dichter-

walde jene altbekannten, aber immer von neuem angeswerten Ideale von Liebe und Lenz, von Gottes- und Vaterlandsliebe und sinniger Naturfreude. Formell aber bauen die Sänger regelmäßige Strophen mit wohl gesetzten Reimen und metrisch glatten Versen.

So treffen wir es schon beim ersten bedeutenderen Lyriker dieses Zeitraumes, bei Michael Josef Schwaiger<sup>32)</sup>. Er ist geboren 1841 zu St. Johann in Tirol, das kirchlich zu Salzburg gehört, und erhielt eine einfache, aber echt religiöse und gute Erziehung. Früh verlor er seinen Vater, einen kernigen Tiroler vom alten Schlag. Diesem nachzustreben, ermahnte die Mutter ihren Sohn, als sie ihn einmal weinend zum Hügel führte, darunter der Vater schlief:

„Hier unter dieser Erde,  
Da liegt der Vater dein,  
Das war ein Mann, ein braver,  
Auch du sollst gleich ihm sein.“ (Widmung im Epos:  
„Ein Edelmann.“)

Und ein „braver Mann“ zu werden, war fortan des Knaben redliches Bemühen. Allerdings ging dies nicht ohne mancherlei Entbehrungen, durch welche der angeborene Zug zur Schwermut noch mag verstärkt worden sein. In der Schule lernte er sehr fleißig, weshalb man daran dachte, den Knaben in das f. e. Knabenseminar Borromäum zu geben. Und so geschah es. 1854 wanderte er nach der „Hauptstadt“ seiner Diözese und ward ein Studentlein. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien trat er in das f. e. Priesterseminar zu Salzburg und wurde 1865 zum Priester geweiht. Als solcher war er später an verschiedenen Orten tätig, von welchen besonders Fuschl am See befruchtend auf seine dichterische Phantasie gewirkt hat. Durch fünf Jahre wirkte er auch als Professor am Borromäum (1870—75). 1884 endlich übertrugen ihm seine Vorgesetzten den verantwortungsvollen Posten eines Spirituals im Priesterhause. Vorzüge seines Herzens und seines Geistes befähigten ihn in hervorragender Weise zu dieser Stellung, aber nur drei Jahre konnte er sie versehen, denn schon 1887 brach sein schwächerer Körper gänzlich zusammen.

<sup>32)</sup> Siehe Salzburger Chronik 1887, Nr. 118 u. 119; Salzb. Kirchenzeitung, 1887 Nr. 21.

Mit ihm stieg ein edler P r i e s t e r ins Grab, denn kindliches Gottvertrauen, leutseliges Wesen und für alles Schöne und Edle begeisterter Sinn waren ihm im hohen Grade eigen.

Aber auch ein liebenswürdiger D i c h t e r. Die Dichtkunst verschönte ihm seine von Kränklichkeit heimgesuchten Tage, sie ward ihm Freundin und Begleiterin. Die Anfänge seines Schaffens reichen noch in die frühere Periode zurück, denn schon als Student arbeitete er am Erstlingswerke: „Ein Edelmann“, das 1871 erschien. Es gehört in die Gattung jener zahlreichen episch-lyrischen Dichtungen, die von Kinkel eingeführt, von Scheffel, Baumbach, Weber u. a. weiter gepflegt und gefördert worden ist und gewöhnlich „Versnovelle“ genannt wird. Um den Hauptstamm, der das leidvolle Geschick zweier junger Ritter trägt, ranken sich Rosen üppigster Romantik und zarteste Blüten eingestreuter Lieder. Entsprechend der Idee seiner Dichtung hat Schwaiger später das Ganze nochmal überarbeitet, die Handlung straffer gezogen, das zu überwuchernde Rankenwerk zurückgeschnitten und es in der „Stadt Gottes“ unter dem Titel: „Das Lied von der Treue“ veröffentlicht.

Aber nicht dem Epiker gebührt der Vorzug, sondern dem Lyriker. In zwei Sammlungen: „Bergrosen“ (1875) und „Am See“ (1880) liegen seine Gedichte vor. Seine Lieder tragen den Stempel der Echtheit an sich, sind mit Herzblut geschrieben. Daher sind sie so ungekünstelt, einfach, schlicht. Auch von ihm könnte man sagen: „Was ich litt und was ich lebte, sind hier Blumen nur im Strauß.“

Leise Schwermut zittert durch die meisten, aber durch inziges Gottvertrauen wird sie in die richtigen Schranken gebannt. So singt er:

„Ich trag' ein Kreuz mein Leben lang,  
Es drückt mich oft so schwer,  
Und wenn ich nach Befreiung rang,  
Dann fühlt' ich's umsomehr.“

Er trägt dieses Kreuz schon von Jugend an, es lag ihm in der Wieg',

„Ob froh die andre Kinderschar,  
Der blasse Knabe schwieg.“

Aber da lenkte er den Blick zum Himmel, von dorther strömt köstliches Licht und deshalb schließt er:

„Und um mein Kreuzlein ward es licht,  
Ich küßte es sogar.“ (Am See, S. 57.)

Das nämliche Gefühl quillt auf im Gedichte: Der kranke Knabe (S. 44). Besonders innig aber wird sein Lied, wenn ihn die Erinnerung bei der Hand nimmt und an jenen Ort führt, wo sein Vaterhaus stand.

„Geht der Mondenschimmer  
Durch das Nachtgefild,  
Flicht sich aus dem Flimmer  
Gern der Heimat Bild.

„Grün die Fensterrahmen,  
Blank das ganze Haus,  
Wohlbekannte Namen  
Klingen mir heraus . . .“ (Mein Heim, pag. 41.)

Was Wunder, wenn da auch seine innige Liebe zum Mütterlein zum Grundakkorde vieler Lieder wird?

„Der Gedanken letzter,  
Den sich das Kind gedacht,  
Er heißt an jedem Abend:  
Lieb' Mutter, gute Nacht!“

Und immer noch steht jener harte Augenblick vor seiner Seele, wo er vom Mütterlein nassen Auges Abschied nahm. Er weiß genau:

„Es stand ein altes Mütterchen  
Am Zaun bei ihrem Sohn,  
Er schied von ihr, sie ging allein  
Mit nassem Aug' davon.

Sie schritt durch Feld und Au dahin  
Zum niedern Schindeldach,  
Das Herz, mit aller Lieb darin,  
Es flog dem Sohne nach.

Ihr Kind muß in die Ferne fort,  
Das Hüttchen ist zu klein,  
Sie waren, ach, so selig dort,  
Und nun ist sie allein.“ (Mutterweh, 47.)

In anderen Gedichten wieder ist seine reiche Erfahrung als Seelsorger niedergelegt, nicht lehrhaft aufdringlich, son-

dern in der Art des Volksliedes mit seiner Bildhaftigkeit und sprunghaften Darstellung. Z. B. Edelweiß (S. 89), Der Deserteur (95).

Doch fehlt es auch nicht an Gedichten, welche zu breit und reflektierend gehalten sind, mehr gedacht als empfunden.

Echte warme Herzenstöne klingen endlich noch aus jenen Liedern, wo er religiöse Stoffe besingt, besonders wenn es die Verherrlichung der Gottesmutter gilt, und er bittet, daß man „noch an seinem Sterbebette ihr Bildnis aufstellen möge“, denn sie ist ihm Leitstern und Trösterin, während er im schwachen Bretterkahn durch des Weltmeers Wüste steuert. Zu ihr schaut er auf, wenn seine Arme das Ruder kraftlos fahren lassen wollen, hebt von neuem die Ruder und rudert weiter ohne Rast. (Trösterin der Betrüben 26.)

Eine eigene Gruppe von Liedern: „Ave Marie am See“ gibt dieser Herzensliebe zur reinsten Jungfrau Ausdruck.

Die wenigen Proben zeigen uns, daß Schwaigers Harfe durchaus einfache, aber aus tiefstem Herzensgrunde geborene Töne hat.

Weniger zufrieden mag man mit der äußeren Form sein, denn Apokopen, Übergreifen des Sinnes von einer Verszeile in die andere u. dgl. geben vielen Liedern etwas Lässiges, mögen sie auch die Leichtigkeit, mit welcher Schwaiger seine Gefühle und Erlebnisse zu Liedern verdichtete, offenbaren.

Unser Dichter ist auch als Erzähler und Dramatiker aufgetreten. Auf jenem Gebiete hat er u. anderem eine gute Volks-erzählung: „Kinder Tannwald Otts“ (1881) geschaffen, in welcher er Bilder und Erlebnisse seines Lebens mit dichterischer Ausschmückung zu einem Ganzen vereinigt. Besonders gut weiß er Seelenzustände mit fester herber Wirklichkeits-treue zu zeichnen. Gegen diese Erzählung fallen andere, z. B. „Was kostet es?“ „Lesen oder nicht lesen?“ insofern bedeutend ab, als sie reine Tendenzschriften sind, obwohl sich auch hier lebhaft Darstellung und gut geschauten Züge aus dem Volks-leben finden. Von seinen dramatischen Versuchen: „Simon Petrus und Simon Magus in Rom“ (1873) und einigen kleineren Stücken ist das dreiaktige Schauspiel: „Aloysius von Gonzaga“, welches die Berufswahl des Heiligen zum Inhalte hat, noch am besten gelungen und hat bereits die vierte Auflage erlebt. (1900.)

Aber Dramatiker war Schwaiger nicht. Dazu ist er eine viel zu weiche, lyrisch gestimmte Natur.

Schwaiger möchte am besten mit einem scheuen Waldvögelein verglichen werden, das tief im Tannenwald seine Lieder singt. Anders geartet ist **Heinrich Dieter**. Seine Lieder gleichen dem hellen und frohen Schlag des Edelfinken. Zu Berleburg in Westfalen stand seine Wiege. Dort erblickte er 1838 das Licht der Welt. Herangewachsen, wandte er sich dem Buchhandel zu, lernte in Eisleben, wurde Gehilfe in Leipzig und Wien und lenkte 1868 seine Schritte nach Salzburg, wo er ein selbständiges Geschäft gründete und sich dauernd niederließ. In wie hohem Grade er die Liebe und Achtung seiner Mitbürger gewonnen, das zeigte die Feier seines 60., 70. und 75. Geburtstages. Aber in Salzburg fand er nicht nur eine neue Heimat, sondern auch wieder Anschluß an die Mutterkirche, indem er, durch eine Inschrift am Salzburger Dom zu ernstem Nachdenken angeregt, der Wahrheit nachforschte und dann zur katholischen Kirche übertrat. Arme und Notleidende wissen von Dieters unermüdlicher charitativer Tätigkeit zu erzählen, die der wackere Mann auch jetzt noch als hochbetagter Greis fortsetzt, wie er auch geistig, trotz des Alters und trotz todbringender Krankheit, fortgesetzt arbeitet.

Große Verdienste erwarb sich Dieter besonders durch die materielle Unterstützung und Förderung des begabten Dichters im Nachbarlande Bayern, Franz Wisbacher, (geb. 1849 in Ainring, gest. 1912), der sich auch sehr oft in Salzburg aufhielt. Daß er leben konnte und Anerkennung fand, das verdankt er zum Großteil unserem Dieter.

Als **Dichter** reiht sich unser Sänger den frohen Musenöhnen zu Geibels Zeit an und auch an Eichendorff erinnert sein poetisches Schaffen. Seine poetischen Kinder lachen uns aus drei Sammlungen entgegen. „Von meinem Lebenswege“ 1884 (3. Aufl. 1900); „Junge Liebe“ 1895 (7. Auflage) und „Reserl Schnadahüpfln“ (1900). Wie Frühlingsblumen nach warmem Regen, so sprossen seine Lieder auf: Frisch, kerngesund und natürlich. Ein stilles Sonnenleuchten liegt über ihnen, weil sein sonnig warmes Gemüt auch sonnig auf den Leser wirkt. Selbst seine Gelegenheitsgedichte, deren die erste Sammlung viele hat, sind so, daß ihm der jeweilige Anlaß gleichsam nur der dürre Stab war, mit welchem er auf den Felsen schlägt,

um augenblicklich eine frische poetische Quelle aufspringen zu lassen. Für sein Familienglück, für Natur und Vaterland, nicht zuletzt für sein Herzensglück, das ihm die gefundene religiöse Wahrheit bereitete, findet er besonders begeisterte Töne. Immer geht sein Streben höherwärts, alles Niedrige und Gemeine verachtet er. Eine so reine und von warmer Menschenliebe durchglutete Seele konnte auch die „Lieder einer Braut“ singen, wie sie die zweite Sammlung enthält, liebeatmende Bekenntnisse einer bräutlich liebenden Seele.

Von Dieters lieblichem Herzen und seiner Stellung zu allen Menschen tut der Stammbuchvers Meldung:

„Kommt auf deinen Lebenswegen  
Dir ein Menschenkind entgegen,  
Dem dein Herz sich schnell erschließt:  
So eröffnet sich in Klarheit  
Dir mit eins die tiefe Wahrheit,  
Die so alt als tröstlich ist:  
Eines Stammes sind wir alle,  
Ob auch, weh, seit Adams Falle,  
Alle Welt im Wirrsal ist.  
Immer, wenn sich zwei erkennen,  
Und vom Herzen Freunde nennen,  
Stirbt ein Teil vom alten Zwist.“

Und packt ihn selbst des Lebens harte Faust derb an, so denkt er an die Brüder auf weitem Erdenrund, die noch viel mehr zu tragen und zu dulden haben und er bekennt:

„Mich belebt ein neuer Mut,  
Fürder meine Last zu tragen,  
Und dem Herrn für seine Huld  
Muß ich danken, statt zu klagen.“

Darum weiß er auch Menschenleid so ergreifend und mit volksliedmäßiger Tragik darzustellen, wie etwa im kurzen Gedicht „Verlassen“:

„Du liebes Mädchenangesicht  
Mit deinen verhärmten Zügen,  
Es kann dies' erzwungene Lächeln nicht  
Ob deinem Kummer mich trügen.

Ich lese darinnen das alte Lied  
Vom treulos Verlassenwerden,  
Dem Leiden, für das kein Kräutlein wächst,  
Auf unserer Mutter Erden.

Betrogene echte Liebe mag  
Nicht Hilfe, noch Trost erwerben,  
Du härmst dich, bis dir das Herze bricht  
Und legst dich dann hin zum Sterben.“

Eine Ballade im Volkston ist das prächtige, von Santner vertonte Gedicht: „Des Königskindes Treue.“ Knapp und sprunghaft schildert es den Verlauf:

„Des Königs von Frankreich Töchterlein,  
Ein Mägdlein wie Milch und Blut,  
Die sollte den Prinzen von England frei'n  
Und war einem Pagen gut.

Ihr Vater, der König, war streng und kalt  
Und taub für der Tochter Flehn,  
Ihr Mütterlein schief den tiefen Schlaf  
Zum seligen Auferstehn.

Und soll ich dich lassen und kann es nicht —  
So helfe mir Gott aus der Not,  
Dein Liebchen, eh es die Treue bricht,  
Erleidet viel lieber den Tod.

Es steht ein Sarg in der Königsgruft  
Drei Lilien schmücken sein Erz;  
Darinnen ruht von schwerer Pein  
Ein gebrochenes treues Herz.“

Ein schlichtes Gebet ist sein „Ave Maria“, ein mehr stürmisches, das von ihm selbst in Musik gesetzte und von J. F. Hummel mit Begleitung versehene „Missions-Herz-Jesu-Lied“.

Österreichs Kaiser Franz Josef I. feiert das schöne, unseren verstorbenen Kaiser trefflich charakterisierende „Kaiser-Jubiläumslied“. Julius Welser hat es vertont.

Dieter hat auch sonst der deutschen Literatur gute Dienste geleistet. So besonders durch seine Liedersammlungen „Soldatenliederbuch für das k. k. Heer“ (1882), das bereits in 11 Auflagen vorliegt, und „Das Soldatenlied der Radetzky-Zeit“ (1908). Diese Sammlung umkränzt das Bild des großen Feldherrn mit lieblichen Blüten aus Volks- und Kunstpoesie.

Weiter verdanken wir ihm Arbeiten über die beiden Salzburger Dialektdichter: Sylvester Wagner und Radnitzky, sowie über Franz Stelzhamer, dessen Beziehungen zu Großpriesenham er darlegt, gestützt auf Engels Stelzhamer-Biographie und eigene Bekanntschaft mit dem Dichter.

Endlich verraten seine Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Französischen tiefes Verständnis für Sprache und Eigenart eines fremden Volkes sowie große Fähigkeit, fremde Produkte im Geiste der deutschen Sprache und Metrik wiederzugeben.

Mit Dieter in vielen Punkten verwandt ist Adolf B e k k<sup>33)</sup>. Auch er kam aus der Ferne wie jener und fand in Salzburg eine neue Heimat.

Auch er ist ein Sänger des Idealismus und begeisterter Kündler religiöser und patriotischer Gesinnung. Beiden ist ein für alles Schöne in Natur und Leben empfänglicher Sinn eigen, wie sich auch beide auf literarischem Gebiete wissenschaftlich betätigt und als Übersetzer aus fremden Sprachen schöne Proben ihrer dichterischen Begabung abgelegt haben. Endlich sind beide für andere Dichter Förderer und Wegweiser, für Salzburg aber wackere Bürger, die ihre Kräfte auch der Allgemeinheit gerne zur Verfügung stellten und darum auch die Achtung a l l e r in hohem Grade erworben haben.

Der Dichter ist 1830 zu Baden bei Wien geboren. Früh verlor er seinen Vater, der Arzt war. Später zog der Knabe mit seiner Mutter nach Osternberg bei Braunau in O.Ö., studierte dann am Piaristengymnasium in Wien und schloß sich 1848 der akadem. Legion an. Von seinem Freunde Ernst Frh. v. Feuchtersleben geleitet, bezog er bald darauf die Universität Leipzig, wo er zuerst Medizin, dann aber Philosophie und Literatur belegte. An den Hochschulen zu Wien, München, Jena, Graz vollendete er seine Studien und hoffte nun, eine Universitätskanzlei besteigen zu können. Sie war ihm in Aussicht gestellt worden, aber er erhielt sie nicht. Darum legte jetzt Bekk die Prüfung für das Lehramt ab, war in der Folgezeit bald hier, bald dort an Mittelschulen tätig und erhielt schließlich eine Lehrstelle an der 1870 neu gegründeten Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg. Hier eröffnete er nun eine überaus segensvolle Tätigkeit, sowohl als Lehrer wie auch als Direktor (1871). Er brachte die junge Pflanzstätte zu hoher Blüte und hat nicht nur tüchtige Lehrer herangezogen, sondern ist auch jungen poetischen Talenten Freund und Förderer ge-

<sup>33)</sup> Vergl. Salz. Chronik 1893, Nr. 287; 1906 Nr. 212; Salz. Zeitung 1894, 4., 5., 6. Sept. Zeitschrift des Salzburger Landeslehrer-Vereines 1897.

wesen. Genannt seien nur die Dichter und Schriftsteller: Frauengruber, Haffner, Seebach, Kildar, Schwarzbach und Achleitner. 1879 wurde er k. k. Schulrat. 1906 ist der pflichttreue und hochsinnige Mann in Badgastein gestorben, nachdem er einige Jahre zuvor in den Ruhestand getreten war. Bekk war ein durchwegs liebenswürdiger und edler Charakter, ein ebenso tief religiöser wie patriotisch gesinnter Mann und diese Eigenschaften leuchten auch aus seinem poetischen Schaffen. Seine katholische Überzeugung war ihm auch Trösterin in dunklen Stunden, wie solche durch den Undank der Menschen oder durch Gottes Fügung manchmal veranlaßt wurden. So traf ihn der Tod seiner Frau und der frühe Hingang eines Sohnes überaus schwer. Seiner Begeisterung für die Literatur verlieh er auch durch mehrere kleine wissenschaftliche Arbeiten Ausdruck. So erschien 1865 eine geistvolle Parallele zwischen den beiden Dichtern: Shakespeare und Homer. 1902 gab er ein Lebensbild Shakespeares heraus. Besonders den Werken des großen Briten wird eine liebevolle und eingehende Würdigung zuteil, der damalige Stand der Shakespeare-Forschung beachtet und auch die Bacon-Theorie genügend gewürdigt. Dergleichen schrieb er über Tanhuser in Salzburg, lieferte literarische Beiträge für das große Werk „Österreich-Ungarn in Wort und Bild“ und ebenso für Nagler-Zeidlers Österreichische Literaturgeschichte. Aber auch auf geschichtlichem Gebiete ist manche Arbeit seiner Feder entfloßen, so das prächtige Büchlein: „Die Verteidiger Wiens in den Türkenkriegen 1529 und 1683“ und der gehaltvolle Vortrag: „Das Priestertum und sein Verhältnis zur Kultur und Wissenschaft“, den er anlässlich des 90. Geburtstages Leos XIII. mit hoher Begeisterung und tiefer Ergriffenheit im Kursalon zu Salzburg gehalten hat.

Sein poetisches Hauptwerk ist die Gedichtsammlung: „Ranken“ (1862). In die dritte Auflage dieses Werkes (1904) sind auch die Gedichte einer anderen Sammlung: „Wohin?“ (1882) größtenteils aufgenommen, nachdem der Dichter selbst die Sammlung: Wohin? aus dem Buchhandel zurückgezogen hatte.

Alle Gedichte zeigen hohe Formvollendung und verraten schon dadurch den Einfluß Geibels.

Bekks poetische Begabung ist aber reich genug, den Liedern den Wert persönlicher Kunst zu sichern. Überall kündigt

sich ein tiefes Gemüt, scharfe Beobachtung und hoher Idealismus an, mag er nun seine Stoffe aus der Natur oder dem Leben nehmen, von Frauenliebe und deutscher Sitte singen oder mit den großen Rätselfragen der Menschheit ringen. Manches erinnert auch in seiner Frische und ungekünstelten Formgebung an das Volkslied, wie z. B. das leicht hinflatternde Liedchen: Glück (27).

„Schlich im Feld und Ähren ließ ich  
Prüfend gleiten durch die Hand,  
Eine blaue, liebe blaue  
Blume da mein Eigen fand.

Ging am Weg, ein Falter hob sich  
Goldig prunkend von dem Sand,  
Schwankte, schwebte, saß und bebte,  
Wo ein Wunderkleblatt stand . . . .

Schritt im Wald, zu lesen dacht' ich  
In dem Buche voll Verstand  
Und ein kleines, süßes kleines  
Liedchen schrieb ich an die Wand.“

Volksliedermäßig ist auch das Gedicht: „Heimweh“ mit dem echten Volksmotiv am Schlusse:

„Schwarzäugiges Vöglein,  
Dank deinem Bericht,  
Doch, daß du mich weinen sahst,  
Plaudere nicht.“

Schön sind auch: Weißt noch, wie ich dich fragte; Waldlieb; Du Schifflin meiner Liebe; Blümlein am Wege; Wie gedenk' ich gern der Stunde. Prächtig gelungen ist ihm die Epopöe „Schön Elsy“, die in den Grenzen der modernen Sprache den Ton mittelalterlicher Dichtung glücklich nachahmt. Mit frischem Humor und warmer Empfindung behandelt es die Werbung eines derben schwäbischen Ritters um die Liebe des „goldflechtigen“ Volkskindes Elsy. Besonders laut klingt des Dichters Harfe, wenn es gilt, sein liebes Vaterland Österreich und dessen Herrscherhaus zu preisen, denn:

„Dies Österreich, es steht auf festem Grund;  
Von Schicksals Hand gezimmert und gemauert,  
Hat es schon manche Stürme überdauert  
Und wird noch dauern bis zur fernsten Stund'.“

Nur der eigenen Völker Zank und Hader könnte es in seinen Grundfesten erschüttern, sonst aber muß es ewig stehn

„Und sank es hin, es müßte neu erstehen  
Aus seinem Schutt, und auf den alten Quadern  
Die alte Fahne würde siegreich wehen.“

In die Lesebücher der österr. Mittelschulen hat sein begeisterter Hymnus: „Das ist mein Österreich“ Aufnahme gefunden mit dem Refrain: „Das ist mein Österreich, mein Vaterland“. In schlichter, unaufdringlicher, aber bekenntnisvoller Weise hat er auch seiner religiösen Überzeugung dichterischen Ausdruck verliehen, wie in den Friedhof-Sonetten oder „Maria im Grünen“ und „Aus meinem Lebensbuch“.

Bekks Dichternatur kommt auch in seinen Übersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen, Englischen meisterhaft zum Ausdruck. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß unser Dichter auch Manzonis berühmtes Gedicht: *Il cinque Maggio* in das Deutsche übertragen hat. Schon Goethe und nach ihm Paul Heyse und Coronini-Cronberg haben dies getan. Die Übertragung Bekks ist schwungvoll und hat den Titel: „Auf den Tod Napoleons“ (der 5. Mai 1821).

An den sangesfrohen Lehrer wollen wir gleich einen seiner Schüler und eine Schülerin anreihen. Jener ist \*Franz Karner (Paul Kildar), diese Erzherzogin Maria Antoinette. Beide sind in der Blüte der Jahre dahingegangen, beide innerlich veranlagte, etwas schwermütige Naturen. Kildar vermochte dieser Schwermut nicht Herr zu werden, Maria Antoinette aber wußte ganz wie ihr Lehrer den Blick nach oben zu richten, von woher tröstendes Licht reichlich fällt.

Franz Karner, Deckname Paul Kildar, ist 1876 zu Salzburg geboren. Er widmete sich dem Lehrerberufe, war aber an den ersten Orten seiner Anstellung nicht glücklich. Eifriges Sprachenstudium, sowie Philosophie und Geschichte, aber auch fleißige Lektüre deutscher Dichter halfen ihm über einsame und unglückliche Stunden hinweg, ohne aber den stets zunehmenden Hang zu schwermütiger Weltbetrachtung bannen zu können, und das um so weniger, als er des Glaubens treue Spur verließ und so keinen Ausweg wußte aus der Nacht körperlicher und seelischer Leiden. Sein zu eifriges Studium trug auch bei, seine ohnehin schwächliche Gesundheit ganz zu

untergraben, so daß er schon 1897 in die kühle Erde gebettet wurde.

1894 hatte er ein Bändchen Gedichte: „Wogen und Wellen“ veröffentlicht und auch die Beilage zum Salzburger Volksblatt hat zahlreiche Gedichte von ihm. Lenau und Heine scheinen stark auf ihn gewirkt zu haben. Vielleicht sind sie ihm auch in religiöser Beziehung teilweise zu Irrsternen geworden.

Über vielen Gedichten lastet nämlich nicht nur die Schwermut Lenaus und löscht jede Lebensfreude aus, sondern auch dessen Zweifelsucht und ruheloses Fragen in religiösen Dingen kehrt wieder. Ganz in Lenaus Art klagt er:

„Und mir gestaltet trüber sich und trüber  
Dies Erdenleben . . . . .  
Es grollt der Wahnsinn schon in meinen Sinnen,  
Dahin der Jugend selig-süßes Minnen,  
Dahin der Glaube, der an Liebe glaubt.“

Und wieder gesteht er: „Ich find' ihn nicht, den ich suche“. Als Kind war er glücklich wie Lenau, jetzt aber ruft er schmerzlich aus:

„O, könnt ich glauben, Mutter, und gewinnen,  
Was ich verlor in ewig düstrem Sinnen.  
Doch ach, du Beste, gingst zu früh von hinnen.“

Dieses herzliche Verhältnis zur Mutter, das ja auch wieder so recht an Lenau erinnert, treffen wir noch in mehreren Gedichten. Desgleichen ist nach Lenaus Manier auch die Natur in ständige Beziehung gesetzt zum eigenen Herzen. So stimmt ihn der kommende Frühling zur Wehmut, weil unter dem schwellenden Grün des Waldes noch des Herbstes kalter Raub ruht. Und er meint:

„So dünkt mich des Lebens Bild:  
Oben deckt's ein flüchtig Glück,  
Unten lauern Schmerzen wild,  
Dunkel ohne Sonnenblick.“ (Frühlingsanblick.)

Außer Lenaus Einfluß ist der Heines deutlich erkennbar, besonders in der Gewohnheit, den Anfang der Lieder zugleich als Titel zu verwenden, und in dem Gebrauch von Symbolen aus der Natur für eigene Seelenvorgänge. Titel wie: „Es träumten die Blüten in Maiennacht“; „Wir saßen, die Hände verschlungen“; „Die Vögel wissen's, die Blumen“; „Ich blick

hinaus in die Sternennacht“; „Mein Liebchen liebt die Vöglein“ u. a. erinnern sofort an Heine. Auch inhaltlich und formell treffen wir Heine als Muster. Oder wer dächte nicht sofort an bekannte Lieder dieses Dichters, wenn er bei Kildar liest:

„Es sank die Sonne nieder,  
Mir ward das Herz so schwer,  
Es fragten die Blumen alle,  
Warum ich so traurig wär.“

\*

oder:

„O Auge, du schönstes der Meere,  
Voll Wonne und süßer Pracht,  
Darin die kostbarste Perle,  
Der Träne ewige Macht.“

\*

Und wieder:

„Da hab' ich dann gesehen  
Die Seele, so hold und rein,  
Und sah, wie du bist, o Mädchen,  
Schön bis ins Herz hinein.“

Auch er liebt wie Heine Blumen, Vögel und Sterne:

„Ich weiß einen Ort zu sagen,  
Da blühen der Blumen viel;  
Ich hab's den Blumen geklaget,  
Die hauchten ihren Duft;  
Mir haben die Blumen geschlungen  
Ins Herz ein tiefes Leid  
Mir haben die Vögel gesungen  
Ins Herz ein tiefes Lied“ u a.

Bei solcher Anlehnung an Vorbilder ist schwer zu entscheiden, was wirklich selbst erlebt und gefühlt und was nur den Vorbildern nach empfunden oder gar nachgedichtet ist. Immerhin hatte Kildar poetisches Talent, das uns, wäre es zur Reife gekommen, schöne Gaben beschert hätte. Wie sein lyrisches, so ist auch sein Erzählertalent nicht ausgereift, wie uns sein großer Roman: „Ante portas“ zeigt, an dem er zuletzt arbeitete.

Ist so Franz Karner, sowohl in religiöser als dichterischer Beziehung andere Wege gegangen als sein Lehrer Bekk, so nähert sich Maria Antoinette mehr diesem, besonders durch ihr für alles Schöne empfängliches Gemüt und ihre

Freude an der Natur. Aber gegenüber den sonnigen Sängen Bekks zittert über ihren Liedern leise Wehmut, geboren aus dem schmerzlichen Ahnen, daß ihres Lebens Wanderung nur kurz bemessen sei. Bekk selbst, der ihr Hauslehrer war, hat ein kurzes, aber klares Bild seiner begabten Schülerin entworfen. Sie ist 1858 als Tochter des in Salzburg wohnenden Großherzogs von Toscana, Ferdinand IV., geboren und schon 1883 gestorben. 1881 erschien unter dem Titel: „Lieder von Arno“ ein schmales Bändchen Gedichte, das aber in nur wenigen Exemplaren als Manuskript gedruckt worden war. Da gibt sie ihrer Sehnsucht nach einem „schönerem Lande drüben“ in ergreifender Weise Ausdruck, wenn sie singt:

„Es taucht ein selig Inselland  
Empor in blauer Ferne.  
Mit stiller Bucht und Blumenstrand,  
Dort ruhen möcht ich gerne.“

Von ihrem liebereichen Herzen, das sich besonders im stillen Wohltun zeigte, gibt auch das zarte Gedicht Zeugnis:

„Wenn eins von uns soll leiden und sterben,  
So sei es nur ich!  
Für dich das Glück, für dich die Liebe  
Und alles für dich.“

Durch starkes religiöses Fühlen mit Antoinette verwandt ist eine andere gleichfalls adelige Dichterin: Frau Prinzessin Sophie Maria von Arenberg, geb. 1811 in Prag, gest. 1901 in Salzburg. Väterlicherseits ist sie verwandt mit dem österr. Dichter Anastasius Grün, da ihr Vater Fürst Karl Auersperg war.

Sie selbst sagt einmal:

„Mit des Kindchens erstem Fühlen  
Wird ein Stimmchen in ihm laut;  
Eh' es sprechen lernt und spielen,  
Horcht's dem Stimmchen ganz vertraut.“

So mag es ihr mit der Poesie ergangen sein, denn die große Zahl ihrer Gedichte sagt deutlich genug, daß ihr alle möglichen Eindrücke und Stimmungen zu Gedichten geworden sind. Ihre Tochter Eleonora hat diese gesammelt und veröffentlicht. Wir lernen in ihnen ein Herz kennen, das viel Leid erfahren hat und schwere Stunden. Aber festes Gottver-

trauen ließ sie immer mutig aufrecht stehn und dem Lebensgrundsatz huldigen:

„Entsagen  
Ohne Klagen,  
Dann die Hände falten,  
Beten ohne Wort!  
Wem die Tränen galten,  
Weiß der Vater dort.

Entsagen  
Und es tragen,  
Wenn die Blüten fallen,  
Mit dem Winde ziehn;  
Wenn von ihnen allen  
M i r nur keine blühn.

Entsagen  
Und es wagen  
Nach dem Glück zu schauen  
Mutig, fromm und fest.  
Und aufs Jenseits bauen,  
Bis der Tod erlöst.“

Manche recht ansprechende Proben ihres Talentes finden sich in dem Bande. Eine sorgfältige Auswahl und Weglassung aller wertlosen Reimereien würden allerdings ein besseres Bild von der Dichterin geben als es so der Fall ist, denn dieses Meer von poetischen Ergüssen wird kein Leser durchschwimmen.

Von adeligen Lyrikern seien noch genannt: Dr. Eduard Prinz A u e r s p e r g (geb. 1863 in Wien, lebt in Weitwörth bei Oberndorf, Salzburg), ein gewandter und feinfühligler Übersetzer kirchlicher Hymnen. Seine übrigen Gedichte harren noch der Sammlung, erwähnt seien nur die Gedichte „Das 14. Korps“, unsern Rainern gewidmet (1915) und „Heimatboden“ (1915):

„Am Pfluge steht sinnend ein Bauersmann,  
Den Klepper vorgespannt.  
„Was ficht den alten Burschen an?  
Was zittert seine Hand?“  
Da klappert und rollt es an ihm vorbei:  
Die Arkelei, die Reiterei;  
Drei Buben hat er auch dabei.  
Gott schütze das Vaterland.

Ich weiß, woran der Alte litt;  
 Hart faßt den Pflug die Faust.  
 „Mein Rößl, zu langsam ist unser Schritt,  
 Wir haben abgehaust.  
 Dort drüben zieht des Kaisers Heer  
 Zu Österreichs Ruhm, zu Österreichs Ehr'.  
 Und ich, ich kann nicht mit.“

Die Sonne steigt, der Erde entquillt  
 Des Bodens reiner Hauch.  
 „Ei wohl, wer seine Pflicht erfüllt,  
 Bekämpft den Gegner auch.  
 Du mahnst mich, treues Ackerland.  
 Hü, Alter, hü, fürs Vaterland  
 Nach altem Bauernbrauch.“

Weiter: Josef Graf E s t e r h á z y mit einem Bändchen Gedichte: „Lebensstunden“ und Mathilde<sup>34</sup>), Fürstin von S c h w a r z b u r g - S o n d e r s h a u s e n, die unter dem bezeichnenden Decknamen „Dornheim“ ihre infolge herber Lebenserfahrungen wehmütigen Gedichte und das Drama „Jadwiga, Königin von Polen“ geschrieben hat. Sie ist 1814 als Tochter des Fürsten Fr. August Karl zu Hohenlohe-Öhringen geboren, lebte in Salzburg und ist hier 1888 gestorben. Im Gegensatz zu den Frauenrechtlerinnen sagt sie in ihren Sprüchen: „Die Frau soll nicht eigenmächtig aus dem ihr von der Natur angewiesenen Kreis strenger Weiblichkeit heraustreten“. Endlich möge noch Emilie Baronin v o n K a l k r e u t h (geb. 1804, gest. 1888 zu Salzburg) erwähnt werden. Sie lebte 25 Jahre hier und war eine geistvolle lyrische Dichterin und Novellistin, aber ihre überaus große Bescheidenheit hielt sie ab, ihre Werke in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Von ihr stammt das schöne, Salzburgs üppiges Wachstum feiernde Gedicht: „Salzburger Grün“.

Ein Blick in die Literatur der einzelnen Kronländer Österreichs zeigt, daß überall auch der kath. Priesterstand Vertreter der edlen Sangeskunst aufzuweisen hat. Auch in Salzburg ist zwei kath. Priestern dieses Geschenk der Muse zuteil geworden: \*\*Johann Schmiderer und Anton Pichler. Schmiderer ist 1868 in der Gegend von Lofer geboren und hatte das Glück, ein sonneumleuchtetes und von Wald um-

<sup>34</sup>) Vgl. Brümmer, Bd. IV u. Salz. Volksblatt, 1888, 4. Juni.

kränzt Vaterhaus zu besitzen. Hier wuchs der Knabe wie weiland jung Parcival in engster Fühlung mit der Natur heran, hatte kindliche Freude am Vogelgezwitscher und dem Summen der Bienen und lauschte dem Raunen und Rauschen des nahen Gebirgsbaches, das nimmer ruhte, nicht im Sommer und nicht im Winter. Ohne Zweifel wob diese herrliche Gebirgsnatur damals schon lichte Bilder in die jugendliche Phantasie, die erst viel später dann Form und Farbe bekamen durch den Dichter. Nach Vollendung der Volksschule kam der Knabe an das f. e. Kollegium Borromäum und trat dann in das Priesterseminar ein. Als Priester wirkte er u. a. in Strobl, Hofgastein und Hallein und bekleidet gegenwärtig die Stelle des ersten Dompredigers in Salzburg.

Der Dichter regte sich schon früh in ihm. Besonders war es Josef Alex. Schwer, der das poetische Talent im Knaben entdeckte und liebevoll förderte. Nach Schwerts Tode ward Heinrich Keiter, der bekannte und bestverdiente Redakteur des deutschen Hausschatzes, ein warmer Freund des Dichters. Wie früher in der Kath. Warte, so erhielten jetzt in der von Keiter geleiteten Zeitschrift die Musenkinder Schmiderers ein stilles, aber ständiges Plätzchen.

1905 erschienen dann die gesammelten Gedichte in Buchform unter dem Titel: „Aus meinen Zwanzigerjahren“. Hier nennt sich der Dichter nach seiner engsten Heimat: Hans v. Bairau. Nach dieser Sammlung sind noch mehrere, bisher in Zeitschriften zerstreute Gedichte entstanden, so z. B. das preisgekrönte „Im Untersberg“ (1906), das prächtige „Des Friedhofgärtners Vision“ u. a.

In Schmiderer haben wir einen Dichter von echter, tiefer Empfindung vor uns, ja durch manche Lieder geht sogar ein etwas schwermütiger Zug. Dabei wirkt die Natur als stimmungsweckender Hintergrund oder Naturgeschehnisse begleiten geradezu die seelischen Vorgänge im Menschen. Bei so tief veranlagten Naturen vermögen dann besonders Zeiten innerer Kämpfe poetische Stimmungen auszulösen. Eine solche Zeit war für unsern Dichter die Zeit der Berufswahl und dahin mögen manch melancholische Lieder gehören, wie:

„In den See, den klaren, hellen,  
Zieht der Schwan aus Rohr und Ried,  
Zu dem Takte träger Wellen  
Stimmt er an sein traurig Lied.

In den See, den hellen, klaren,  
 Treib' auch ich auf schwankem Kahn.  
 Krank und müd komm' ich gefahren —  
 Und ich singe wie der Schwan.“

oder „Am Scheidewege“.

Auch sein Beruf als Priester hat ihn mit vielem Erdenleid bekannt gemacht, ihn mit manchem Menschenkind, das schnöde um sein Glück betrogen worden ist, zusammengeführt. All dies Leid ist auch in seine Dichterseele gesunken und in Form eines Gedichtes oft wieder auferstanden. Als Beispiel, wie sich der Dichter in fremdes Leid hineinzufühlen und es nachzuempfinden weiß, diene das Gedicht: „Begraben“, das nach dem Tode eines braven Kindes in Strobl entstanden ist und den fast wahnsinnigen Schmerz der Eltern schildert:

„Nun haben sie begraben,  
 Mein Kind, mein Angebind,  
 Den Lallemond, den Knaben,  
 O weh, mein einzig Kind!

Nun wend' ich mich und fahre  
 Nach Haus geschwind, geschwind:  
 Vielleicht enthält die Bahre  
 Doch nicht mein süßes Kind!

Vielleicht daß ich das kranke  
 Daheim im Bett noch find'  
 Und — seliger Gedanke —  
 Noch Herzen darf mein Kind.

Ach weh, was sitzt am Herde  
 Mein treues Ingesind,  
 Mit trauriger Gebärde? —  
 Gebt mir mein Kind, mein Kind!

Ich eil' mit wildem Wühlen,  
 Ich öffne jeden Spind,  
 Ich reiße auf die Dielen,  
 Und such' mein Kind, mein Kind!

Wo steckt er nur der Knabe,  
 Sind meine Augen blind?  
 Sagt, ruht es doch im Grabe,  
 Herr Gott, mein liebes Kind?!

Ja doch, sie haben begraben,  
 Mein Kind, mein Angebind,  
 Den Lallemond, den Knaben,  
 O weh, mein einzig Kind!“

Den Gegensatz weiß er gut für poetische Stimmungen auszunützen, wie etwa im Gedichte: „Der österreichische Landsturmmann“<sup>35)</sup>, der nicht weint beim Abschiede von Haus und Hof, Kind und Weib, wohl aber, als der Kommandant beim Schwur:

„Des greisen Kaisers Namen las,  
Da wurde plötzlich das Auge naß  
Dem Österreicher, dem Landsturmmann,  
Ein Tränlein in den Bart ihm rann.“

Die letzte Zeile dieses Gedichtes erinnert an die Vorliebe Schmiderers, manche Gedichte im schlichten Volkston abzufassen. Wieder andere treffen den gemütlichen Plauderton sehr gut, wie die größeren Erzählungen: „Zwei Wappen“ und „Allerseelen“, das allerdings noch besser wirkte, wenn die Umkehr in gleich eingehender Weise psychologisch durchgeführt wäre, wie der vorhergehende Seelenzustand. Von mächtiger Wirkung sind die beiden Ahasvergedichte: „Ahasver auf dem Golgatha“ und „Ahasver in den Alpen“.

Für Humor hat unser Dichter wenig übrig, doch fehlt er nicht ganz (Rose; Guckguck — Kuckuck; Ruck, ruck). Manches Stück würde besser aus der Sammlung weggeblieben sein und auch die äußere Form bedarf bei mehreren der feilenden Hand.

Mehr Glück als mit den Gedichten hatte Schmiderer mit seinen Erzählungen „Am Tische des Herrn“ (1899). Es sind frisch geschriebene, fürs Kindesherz berechnete Erzählungen, wo sich ein gesunder Kern mit einer fesselnden Form verbindet, so daß sie ohne jede aufdringliche lehrhafte Absicht durch sich selbst eine große Wirkung ausüben können. Schmiderer hat mit diesem schlichten Büchlein geradezu eine neue Art von Jugenderzählungen eingeführt und auf andere Dichter wegweisend gewirkt, denn jetzt erst entstanden zahlreiche Erzählungen ähnlichen Inhaltes. Auch andere Erzählungen hat Schmiderer geschrieben, so in der Salzburger Chronik, im Ruperti-Kalender u. a. Sie sind nicht gesammelt, zeigen aber, daß Schmiderer auch für einen Volkserzähler gute Gaben hat. Schmiderers Bruder in Apoll ist:

<sup>35)</sup> Salzburger Volksbote, 28. April 1915.

**\*\*Anton Pichler.** Er ist ein Kind unserer Hauptstadt und hier 1874 geboren. Seine Ausbildung erhielt er in der städtischen Volksschule, später am f. e. Borromäum und am k. k. Staatsgymnasium. Nach der Matura widmete er sich dem Studium der Theologie, ward Priester und war als solcher in Gnigl von 1898—1903 tätig. Seither wirkt er als Religionslehrer in Salzburg.

Auch bei Pichler sprudelte die kastalische Quelle schon in den Studentenjahren. Doch ward er in der Folgezeit zunächst nicht als Dichter weit über die Grenzen unseres Landes bekannt, sondern als religiöser Schriftsteller und seine Gebet- und Erbauungsbücher: „Das wahre Marienkind“; „Wir ziehen zur Mutter der Gnaden“; „Katholisch ist gut leben und sterben“; „Geistlicher Pilgerzug nach Lourdes“ haben zusammen eine Auflage von ungefähr 181.000 Exemplaren erlebt. Auch im Weltkrieg hat er ein Büchlein für heimkehrende Krieger geschrieben: „Im Kampf ums Vaterland“ (1916). Doch nicht der Erbauungsschriftsteller geht uns hier näher an, sondern der Dichter. Als solcher ist er besonders dadurch bekannt geworden, daß mehrere seiner Dichtungen in kurzer Zeit nacheinander preisgekrönt wurden und zwar: Bei den Blumenspielen in Köln („Gottsuchers Christnacht“, 1905 und „Die neue Kunst“, 1911), während das Kinderlied „Siebenschläferchen“ ebendasselbst 1908 lobend erwähnt wurde. Weiter bei den Blumenspielen in Zaragossa („Apotheose“, 1905, „Georg von Frundsberg“ 1907). Endlich in Preßburg „Das Glück von Runedal“, 1908).

Außer diesen preisgekrönten Dichtungen finden sich noch zahlreiche Gedichte in in- und ausländischen sehr angesehenen Zeitschriften, aber sowohl diese Gedichte wie auch die zahlreichen Kalendererzählungen harren der Sammlung. Poetische Stimmung durchweht alle seine Gedichte mit Ausnahme einiger Gelegenheitsdichtungen, die etwas rasch „geliefert“ werden mußten.

Bald spricht diese Stimmung unmittelbar aus den Versen, bald steigt sie ungezwungen aus einer mehr episch gehaltenen Schilderung auf. Auch bei ihm ist die Natur innig mit der Stimmung verwoben und wenn Schmiderer die Poesie seine „Braut“ nennt, die mit ihm lacht und weint, so ist für Pichler die Poesie „ein stilles trautes Kind mit wunderbaren tiefen Augen und einer spiegelklaren reinen Seele“, das dem Men-

schen „ew'gen Lenz und ewig-lichte Jugend“ bringt. Wie Schmiderer weiß auch er seiner Harfe besonders zarte und auch wieder kräftige Töne zu entlocken, wenn er sie für Religion und Vaterland anstimmt und einige seiner Lieder sind auch bereits vertont. Von literarischen Anregungen ausgehend, strebte er nach immer größerer Selbständigkeit und pflegt jetzt mit Vorliebe die sehr lyrisch gehaltene poetische Erzählung in Reimpaaren. Aber nicht die Erzählung als solche ist die Hauptsache, sondern vielmehr der lyrische Stimmungsgehalt. Einige Beispiele der neuesten Zeit mögen dies veranschaulichen:

### Der Krieger.

„Nun schlafen die zürnenden Donner der Schlacht.  
Kühl atmet herein die silberne Nacht.  
Schwester, legt eure weiße Hand  
Auf die Stirne dem Kämpfer fürs Vaterland.  
Mit reinen Händen trug er das Schwert,  
Er ist reiner Hände Segen wert.  
Durch seine Träume gleitet ein Tal,  
Das Dorf seiner Kindheit im Morgenstrahl.  
Liebe Gestalten hat er erkannt,  
Hat sie Vater und Mutter und Schwester genannt.  
Reichen ihm dankbar die warme Hand:  
Hast wacker gestritten fürs Vaterland!  
Er fühlt nicht den Schmerz, wo die Wunde quoll,  
Sein Herz ist im Traume des Jubels voll.  
Bald wird es Morgen, schon schwindet die Nacht:  
Auf, Kameraden! Auf in die Schlacht .....  
Durchs Fenster bricht erstes Morgenlicht,  
Verklärt eines Toten Angesicht!“

### Der Helm.

„Von Sonnen gesegnet, von Nächten betaut,  
Ein einsamer Hügel im Heidekraut.  
Es glüht keine Ampel, es prunkt kein Stein:  
Wer mag dieser Scholle Schläfer sein?  
Und doch ragt ein Denkmal, das besser trifft,  
Als köstlichster Marmel und goldene Schrift.  
Zum letzten Gedenken dem Toten man gab  
Seinen schimmernden Helm auf das Heldengrab.  
Heideröslein winden mit treuer Hand  
Ein Kränzlein, als schief er im Heimatland.  
Und der Wanderer schreitet, wer immer er sei,  
In stiller Andacht am Hügel vorbei.“

Auch als Erzähler ist Pichler in Stadt und Land bekannt, vor allem durch seine Mitarbeit an Salzburger Kalendern. Doch hat auch seine Prosa starken lyrischen Einschlag. Die Darstellung ist oft volkstümlich, indem die Erzählung der Geschehnisse die Hauptsache ist, weniger aber auf eingehende Motivierung Rücksicht genommen wird. In anderen Novellen versteht er jedoch auch wieder, gut zu motivieren, und besitzt besonders die Gabe, mit wenigen Strichen ein anheimelndes Bild längst vergangener Zeiten zu entwerfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gesammelten Gedichte, Skizzen und Erzählungen dieses Dichters für Salzburgs Volk eine wertvolle Gabe bedeuten würden.

Weniger bekannt als die beiden genannten Dichter ist P. Gislar Egerer O. S. B. (geb. 1844 zu Tepl, Böhmen, gest. 1911 zu Salzburg). Er hat durch lange Jahre an den Warnsdorfer Hausblättern mitgearbeitet und seine einfachen, volkstümlichen Gedichte haben so gefallen, daß sie der Verlag in einem Bändchen vereinigte. Das Weihnachtslied: „O selige Nacht, in himmlischer Pracht“ ist durch die liebe Melodie sogar in weitere Kreise gedrungen.

Ein trefflicher Sänger, obwohl dem Schaffen nach mehr Gelegenheitsdichter, muß **Richard Ritter v. Strele-Bärwangen** genannt werden. Zwar ist sein engeres Vaterland Tirol, denn Kaltern ist sein Geburtsort, wo er 1849 zur Welt kam. Auch seinen Hochschulstudien oblag er in seinem Vaterlande, aber Salzburg ist das „Studierstädtlein“ für den Gymnasiasten und auch als Beamter wirkte er seit 1880 in unserer Stadt. Da lebt er auch jetzt noch im Ruhestand, obwohl der Ausdruck für den arbeitsfrohen Mann nicht ganz richtig ist. Seine Verdienste als Kustos und Direktor der k. k. Studienbibliothek, seine Pflichttreue und seine Mühe, die er in uneigennütziger Weise für Salzburgs Bibliographie aufgewendet, sichern ihm für alle Zeit Salzburgs Dank und Hochschätzung. Von kleineren Arbeiten auf germanistischem Gebiete abgesehen, verdient v. Strele auch als Dichter Erwähnung. Wie gesagt, ist er Gelegenheitsdichter, aber einer, für den die Gelegenheit nur Anlaß ist, um augenblicklich die Herzensharfe in wundersamen Tönen erklingen zu lassen. So hat er denn auch viele Festlichkeiten durch seine Gabe verschönt oder seinen Sang zugunsten Unglücklicher ertönen lassen und sich

einen geachteten Namen ersungen. Mit Leichtigkeit versetzt er sich durch seine nachschaffende Phantasie in fremde Lagen und weiß diese mit großer Sprachgewalt anschaulich zu schildern. So läßt er mit wuchtigen Worten den Brand von Tamsweg (1893) vor unserer Phantasie aufleben. Das Steigen der Lohe, die Not der Leute und ihr vertrauensvolles Beten, auf das hin Gott seinen Segen gibt, ist mit großer Kraft geschildert. Und „Schwächer wird der Flammenschein, die Lohe sinkt, zuckt auf, verschwindet“.

Mit einem Hinweis auf des Heilands Sterbestunde klingt das Lied unter einem warmen Aufruf zu rascher Linderung der Not aus. Trefflich weiß der Dichter durch einen flotten Eingang den Gedichten die richtigen Lichter aufzusetzen, welche den folgenden Inhalt bedeutsam überstrahlen. Wie köstlich geht er z. B. in seinem Trinkspruch zur Fuggerfeier (28. Dezember 1911) vom historischen Reichtum der „Fugger“ aus, um dann den geistigen Reichtum des Gefeierten zu preisen. Oder leuchtet uns im Gedichte „Halbjahrhundertgruß an die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ (1910) nicht schon im Eingang Salzburgs schöne Natur entgegen, wenn der Dichter beginnt:

„Da bin ich jüngst durchs Land gefahren,  
Die Sonne schien gar gleißend hell  
Und in die Lüfte, in die klaren,  
Droht mancher weiße Bergrebell.  
Die Lärchen brannten an den Hängen  
Die Buchen flammten purpurrot  
Und oben an den Gensengängen,  
Viel Wölklein flogen, glutdurchloht.“

Auch manch frohes Burschenlied entfloß seiner Feder („An der Salzach grünem Strande“; „Erbrause laut du Burschensang“ u. a. und unserm Hausregiment hat er das schneidige „Lied vom Edelweißkorps“ gewidmet.

Wie für die Leute an der Front, hat seine Muse auch fürs Hinterland aufmunternde Worte zu sagen, wie im Gedichte: „Ernterevue“.

„Auf den Hainzen steil geschichtet,  
Wie von Adjutanten gerichtet,  
Steht der Garben rauschendes Heer.  
Fahlgelb flimmernde, starrende Wände,  
Stolze Kolonnen im weiten Gelände,  
Eine trutzige Hungerwehr.

Zwischen den Stoppeln glühn die roten  
Tropfen des Mohnes wie Todesboten,  
Rote Vergißmeinnichte der Schlacht.  
Und des Wegsaums knorrige Ulmen  
Grüßen die Eichen auf grünenden Kulmen,  
Eine stämmige Hünenwacht.

Ferner Donner, dann Lerchensingen,  
Finkenschmettern und Waldhornklingen,  
Tanzfroher Schnitter Jodeln und Schrei'n —  
Unser Herrgott hält die Parade,  
Drückt das Zeichen durchhaltender Gnade  
Jedem schwellenden Korne ein.“

Wie prächtig vereinigen sich hier Anschauung und Gefühl und wie einfach und doch so nachhaltig ist die frohe Zuversicht, daß wir durchhalten werden, ausgedrückt.

Auch sonst hat der Weltkrieg manches Lied seinem Herzen entquellen lassen.

So einige Dialektgedichte: „Ja, die Rainer“; „Blumenteufel“ u. a. und das schneidige „Zwei Kameraden“ mit dem Bekenntnis am Schlusse:

„Ich hatt' einen Kameraden,  
Dies „hatt“ — das mag ich nit. —  
Wenn wir im Blute baden,  
Kling's sensenscharf beim Schnitt:  
Ich hab' einen Kameraden,  
Voll Kraft und Herrlichkeit,  
Gesellt durch Gottes Gnaden  
Für alle Ewigkeit.“

Obwohl v. Strele gewiß zu den „Salzburgern“ gehört, ist er seinem Heimatlande doch noch immer treu ergeben, wie das begeisterte Studentenlied „Hurrah Heimatland!“ klar beweist, wo er Tirols Ruhm an Land und Leuten singt und schließt:

„Drum herbei, ihr Burschenscharen,  
Die ihr Donau preist und Rhein,  
Schaut Tirol mit neidlos klaren  
Augen an und stimmt mit ein:  
Herrlich ist's am Donaustrande,  
Herrlich ist's am Rheine wohl,  
Perlen sind die deutschen Lande,  
Doch den Lorbeer heischt Tirol.“

Den Schluß dieser Dichterreihe, die nach guter alter Weise ihre Lieder singen, möge eine Dichterin bilden: Schwester

**T h e r e s i a**, O. S. Fr., geb. 1854 zu Hallein, daselbst als tüchtige Schulschwester jetzt noch tätig. Zu wiederholten Malen hat sie ihre Leier erklingen lassen und ist in katholischen Kreisen als Dichterin gut bekannt.

Auch sie hat so manches Ereignis des Weltkrieges in Gedichten festgehalten, u. a. das große Lawinenunglück am Mitterberg, 19. Februar 1916, durch das Gedicht: „Talfahrt der Helden“.

Spät und nur vereinzelt klingen in Salzburg auch **m o d e r n e T ö n e** in der Lyrik an. Mehrere solcher Sänger finden sich in einem Sammelwerk: „Salzburg“, das von den jungen Mitgliedern der Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ 1913 herausgegeben wurde und Beiträge sehr verschiedenen Wertes in Poesie und Prosa aufweist. Auch ist das Werk eine Mischung von Altem und Neuem, denn neben Beiträgen älterer Dichter stehen solche ganz junger, im Geschmack der Moderne aufgewachsener Poeten. Die zwei wichtigsten von ihnen sind: **G e o r g T r a k l** und **K a r l S c h o ß - l e i t n e r**.

Beide haben in **W i e n** an der Hochschule studiert und sind mit den dortigen modernen Literaturkreisen in Berührung gekommen. Es braucht daher keines langen Nachweises, wo denn etwa die beiden Sänger ihre Melodie gelernt haben. Diese ist freilich grundverschieden von jener, die sonst im lyrischen Salzburger Dichterwalde in heimatlicher Weise erklingt und läßt so ziemlich alle Klänge jener Sänger vermissen. Auch das Kleid dieser Musenkinder ist ein anderes, in Salzburg nicht heimisches. Wenn man bedenkt, daß die modernen Dichter Gesichts- und Gehörseindrücke in der Darstellung oft absichtlich verwechseln und bestrebt sind, jede, auch die kleinste Sinneswahrnehmung in Worten wiederzugeben und bei dieser Wiedergabe vertieftes Anschauen und Auflösung der verschiedenen Eindrücke in ihre kleinsten Einheiten eine wichtige Rolle spielt: so werden wir dem Inhalte solcher Gedichte zwar leichter beikommen, aber immer gelingt es selbst so nicht.

**G e o r g T r a k l** ist in Salzburg 1887 geboren, studierte hier das Gymnasium, bezog hierauf die Universität Wien und ist 1915 gestorben.

In **T r a k l** haben wir einen jener Dichter vor uns, dessen künstlerisches Schauen ungemein tief, die Darstellung des Ge-

schauten aber derart vom Gefühl durchtränkt ist, daß die Teile sich lösen, die Bilder nur für sich allein hingestellt werden und das Ganze nicht selten unverständlich wird. Nun besteht aber die Schönheit und der Wert eines lyrischen Produktes gerade darin, daß uns ein bestimmtes Gefühl ohne weiters packt, uns gleichsam mit gefangen nimmt und in uns augenblicklich die Stimmung auslöst, welche den Dichter beseelt hat. Muß man hingegen bei einem Gedichte lange nachdenken, was denn etwa gemeint sein könnte, so kommt eine einheitliche Gesamtwirkung wohl nicht zustande. Das ist nun bei unserem Dichter öfter der Fall. Gewiß nicht immer. Manchmal fließen gesättigte Bildkraft und tiefes Gefühl harmonisch zusammen, wie im Gedichte: „Andacht“:

„Das Unverlorne meiner Kinderjahre  
Ist stille Andacht an ein Glockenläuten,  
An aller Kirchen dämmernde Altäre  
Und ihrer blauen Kuppeln Himmelweiten.  
An einer Orgel abendliche Weise,  
An weiter Plätze dunkelndes Verhallen  
Und an ein Brunnenplätschern, sanft und leise  
Und süß, wie unverständnes Kinderlallen.  
Ich seh' mich, träumend still die Hände falten  
Und längst vergessene Gebete flüstern  
Und frühe Schwermut meinen Blick umdüstern.  
Da schimmert aus verworrenen Gestalten  
Ein Frauenbild, umflort von finstrer Trauer  
Und gießt in mich den Kelch verruchter Schauer.“

Auch bei folgendem Gedichte ist trotz der Fülle des Geschauten eine einheitliche Gefühlslinie möglich:

#### V e r f a l l

„Am Abend, wenn die Glocken Frieden läuten,  
Folg' ich der Vögel wundervollen Flügen,  
Die lang geschart, gleich frommen Pilgerzügen,  
Entschwinden in den herbstlich klaren Weiten.  
Hinwandelnd durch den dämmervollen Garten,  
Träum' ich nach ihren helleren Geschicken  
Und fühl' der Stunden Weiser kaum mehr rücken.  
So folg' ich über Wolken ihren Fahrten.  
Da macht ein Hauch mich von Verfall erzittern,  
Die Amsel klagt in den entlaubten Zweigen,  
Es schwankt der rote Wein an rostigen Gittern.  
Indes wie blasser Kindestodesreigen  
Um dunkle Brunnenränder, die verwittern,  
Im Wind sich fröstelnd blaue Astern neigen.“

Trakls tiefes Gefühl und vertiefte Anschauung kommen hier schön zum Ausdruck, aber auch schon seine Schwermut, die wie Frosthauch über seinen Liedern lagert.

Andere Gedichte des schmalen Bändchens: „Lieder“ zeigen ihn aber vollständig im Banne der sogenannten Artisten, welchen der Sinneseindruck als solcher wichtiger ist als die durch ihn erzeugte Vorstellung. Daher jene höchst sonderbaren schmückenden Beiwörter und jene Bevorzugung substantivisch gebrauchter Eigenschafts- und Mittelwörter, gewöhnlich im sächlichen Geschlecht, um den feierlichen Eindruck noch zu erhöhen. Jetzt lesen wir: Verfallenes, Goldnes, Einsames, Herbstgebräuntes, Verwestes . . . gleitet durch die Stube; schmales Lachen, mondne Stimme, schwarzes Geäst, schwarze Wipfel, schwarzer Schnee, schwarzer Tau, schwarze Tränen, schwarze Wundmale, blaues Tier, blaue Lieder, weiße Nacht, braungoldene Klänge, eisiges Gold, braunes Grün, weiße Traurigkeit, Blutgebell usw. Zu diesen Einzelwörtern kommen dann ebenso eigenartige Wortverbindungen und Sätze: Zerbrochene Augen in schwarzen Mündern; Die Vögel ziehen wirre Zeichen; Das Blau fließt voll Reseden; Augenlider weit vor Gottheit; Ein Wild verendet weich; Die Hände tasten silbern; Ein Hund tritt hinter sich zurück; Ein Enkelkind, das Milch und Sterne trinkt, Schritte ergrünen, die zerbrochene Stirne der Nacht beugt sich.

Es ist eben die Zeit der „neuesten Kunst“, das Stimmungsreich der tiefen Träume, wo die Dichtung nur „hervorrufen und einflüstern will mit Hilfe wesentlicher Worte“. Die Saiten dieser Künstlerphantasie bewegt nur mehr „das Spiel unendlich zarterer Abschattungen des Geschehens“. Sie erlauschen Naturtöne, die den Alten fremd waren, ihnen reden Mienenspiele und so wird die Dichtung eine „Auswahl von Maß und Klang“. Solche und ähnliche Grundsätze werden im Organ: „Blätter für die Kunst“ entwickelt und galten für einen Kreis von Künstlern, in deren Mittelpunkt Stefan George stand, dem auch der Wiener Hofmannstal angehörte. Eine oft ins Abgeschmackte gehende Bildersucht und eine ständige Leidenschaft für schmückende Beiwörter ist ihnen eigen. Man glaubt Dichter dieses Kreises vor sich zu haben, wenn man bei Trakl liest:

## N a c h t l i e d

Des Unbewegten Odem. Ein Tiergesicht.  
 Erstarrt von Bläue, ihrer Heiligkeit.  
 Gewaltig ist das Schweigen im Stein.  
 Die Maske eines nächtlichen Vogels. Sanfter Dreiklang  
 Verklingt in einem. Elai! Dein Antlitz  
 Beugt sich sprachlos über bläuliche Wasser.  
 O, Ihr stillen Spiegel der Wahrheit;  
 An des Einsamen elfenbeinerer Schläfe  
 Erscheint der Abglanz gefallener Engel.

Ist schon hier der Sinn schwer zu enträtseln, so ist dies bei mehreren Gedichten u n m ö g l i c h. Schon die Ausdrücke als solche verhüllen den Sinn, ebenso die Satz- und Wortverbindungen. „Es schweigt die Seele den blauen Frühling“. Oder:

„Mond, als träte ein Totes  
 Aus blauer Höhle,  
 Und es fallen der Blüten  
 Viele über den Felsenpfad.  
 Silbern weint ein Krankes  
 Am Abendweiher,  
 Auf schwarzem Kahn  
 Hinüberstarben Liebende“ . . . . .

Und wieder:

Jener aber ging die steinernen Stufen . . . . hinab,  
 Ein blaues Lächeln im Antlitz und seltsam verpuppt  
 In seine stillere Kindheit und starb;  
 Und im Garten blieb das silberne Antlitz des Freundes zurück,  
 Lauschend im Laub oder im alten Gestein.

Auch in seiner Prosa kehren die seltsamsten, besonders in Bezug auf Farben höchst sonderbaren Ausdrücke wieder. Z. B. W i n t e r n a c h t<sup>36)</sup>:

„Es ist Schnee gefallen. Nach Mitternacht verläßt du betrunken von purpurnem Wein den dunklen Bezirk der Menschen, die rote Flamme ihres Herdes. O, die Finsternis!

Schwarzer Frost. Die Erde ist hart, nach Bitterm schmeckt die Luft. Deine Sterne schließen sich zu bösen Zeichen.

Mit versteinerten Schritten stampfst du am Bahndamm hin, mit runden Augen, wie ein Soldat, der eine schwarze Schanze stürmt.

Bitterer Schnee und Mond!

36) Sebastian im Traum. Seite 59.

Ein roter Wolf, der einen Engel würgt. Deine Beine klirren schreitend wie blaues Eis und ein Lächeln voll Trauer und Hochmut hat dein Antlitz versteinert und die Stirne erbleicht vor der Wollust des Frostes;

oder sie neigt sich schweigend über den Schlaf eines Wächters, der in seiner hölzernen Hütte hinsank.

Frost und Rauch. Ein weißes Sternenhemd verbrennt die tragenden Schultern und Gottes Geier zerfleischen dein metallenes Herz.

O der steinerne Hügel. Stille schmilzt und vergessen der kühle Leib im silbernen Schnee hin.

Schwarz ist der Schlaf. Das Ohr folgt lange den Pfaden der Sterne im Eis.

Beim Erwachen klangen die Glocken im Dorf.

Aus dem östlichen Tor trat silbern der rosige Tag.“

Sein letztes Werk: „Sebastian im Traum“ (1915) ist fast durchwegs von dunklen, schwer oder gar nicht verständlichen Gedichten angefüllt. Auch ihr Zusammenhang untereinander ist dunkel und lose.

Was aus Trakl geworden wäre, wenn ihm Zeit zur Entwicklung gegönnt gewesen, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls ist er so schon ein Lyriker, der ganz aus dem Banne alpenländischer Überlieferung tritt, und das ist auch die Hauptsache, warum wir ihn doch wieder keinen Heimatdichter im herkömmlichen Sinn nennen können, obwohl bei ihm Salzburgs Landschaft und Stadt sehr stark als stimmungsgewaltiger Hintergrund aufragen. Schoßleitner nennt ihn „im Leben schon von Todesgraun umwittert“, was sich wohl auf die tiefe Melancholie beziehen dürfte, die ihre Schattenhände über sein Schaffen breitet.

Allerdings deutet seine Sehnsucht nach einem schöneren Ziele darauf hin, daß außer Todesahnen auch religiöse Unklarheit zu dieser Schwermut mag beigetragen haben. Ein Freund von ihm ist **Karl Schoßleitner**, ein Moderner wie Trakl, aber doch wieder in anderer Weise. Da ist volles, stürmendes Leben, zu stürmisch, um in bestimmte Form gepreßt zu werden, frei und leicht ist der Gang. Dabei liebt er größere Klarheit und baut sich für seine Gefühle auch seine eigene Form. Aber er ähnelt im Inhalte teilweise sehr jenen neuesten Romantikern, die auch vor dem wildesten Grausen nicht zurückscheuen und mit solch erotischer Glut nach dem

Taumelbecher langen, daß man augenblicklich gewahr wird:  
Für diese Dichter ist die Erde alles. Greif zu! Was  
du an Glück und Lust ergattern kannst, das ergattere hier, nur  
hier! Schoßleitner singt:

„Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt,  
Nichts in der Welt  
Ist mir zur Stund'  
Ein Untergrund,  
Ein Ruheziel und Pol.  
Nur leere Luft ist um und um.  
Ich fahre in der Luft herum  
Und denke: mir ist wohl.  
Ich stürze fort im raschen Lauf,  
Hinab, hinauf,  
Ich brauch nicht Sattelzeug und Knauf,  
Auf jede Wolke steig' ich auf  
Und freue mich darüber —  
Doch kommt die nächste in die Quer  
Dann wird das Sitzenbleiben schwer:  
Ich schwinge mich hinüber!  
Die Wolke ist das Reitertier  
Für meine wilde Wandergier  
Und meine Taumeltänze:  
Sie kennet keine Grenze.  
Leb' wohl beschränktes Schneckenhaus!  
Zurückzubleiben wär ein Graus!  
Mich treibt mein Sinn mit Wind und Braus  
Ins Uferlose weit hinaus,  
Und selbst der allerletzte Stern  
Ist nicht zu fern,  
Zu langsam jede Schnelle,  
Bis ich zuletzt zerschelle.“

Mit diesem Lebensdrang ist dann auch der Freiheitsdrang  
in jeder Beziehung, also auch auf sittlichem Gebiete, verbun-  
den, wie ja überhaupt eine Gruppe modernster Dichter die  
Rücksichtnahme auf das christliche Sittengesetz als Tyrannei  
empfendet.

„Die Schattenbilder meiner Geistigkeit,  
Oft wunderbar verlockend, sind verblaßt.  
Wer löst mir noch beschriebenes Papier  
Und Wechselscheine für die Zukunft ein?  
Die Gegenwart allein ist lautres Gold  
Und lechzend greif ich nach der Wirklichkeit  
Des Körperlichen . . . . .“

Aber gerade dieses Greifen nach der Gegenwart und nach dem Körperlichen ist ein Grundirrtum der modernen Poesie, weil sie so zur Verkünderin einer Scheinwirklichkeit wird. Wenn man das Leben schon schildern will, wie es ist, so darf man es eben nicht nach der rein körperlichen Seite schildern, darf es nicht darstellen, als ob jedes Erdgeschehen für sich allein schon Bedeutung hätte und Wirklichkeit wäre. Das ist eben nicht der Fall. Volle Wirklichkeit oder Wahrheit ist erst dann vorhanden, wenn jedes Erdengeschehen hineingestellt wird in den großen Zusammenhang des Lebens, in den Zusammenhang zwischen der rein körperlichen Welt und der geistigen einer übernatürlichen Ordnung. Erst in diesem Zusammenhang erhält das Menschenleben Bedeutung und ist wahr, erst so erhält man eine Totalansicht des wirklichen Lebens gegenüber einer Teilansicht eines höher entwickelten Tieres.

Und daß bei Schoßleitner immer nur das Körperliche betont wird und der bloße Erd-Standpunkt maßgebend ist, das ist es, was ihn hindert, ein ganzer Künstler zu sein. Diesen Umstand vermessen wir besonders auch in seinen „Kriegsgedichten“ und zwar umsomehr, als es sich gezeigt hat, daß in diesem Kriege die rein materielle Kultur versagt hat und die Zentralmächte längst überwunden wären, wenn nicht gerade geistige Potenzen, vor allem wahre Religiosität, das Volk stark gemacht hätten.

Sonst hat Schoßleitner ganz sicher künstlerische Qualitäten. Seine glutvolle Sprache, seine reiche, stark gestaltende Phantasie, die auch in der Form jede Alltagsmünze haßt, die Leichtigkeit, mit welcher er für seine Empfindungen die entsprechenden Wörter prägt — zeigen ihn als echten Dichter.

Wohl finden sich auch bei ihm ab und zu den Sinn verdunkelnde Bilder und Vergleiche, aber viel seltener als bei Trakl, dagegen unterläuft in den freien Rhythmen auch manche prosaische Stelle, mag sie auch in Versform geschrieben sein. Dafür entschädigen freilich wieder viele echt poetische Bilder, durch die er auch trockene Stoffe meistert, wie das z. B. das Gedicht: „An die 30 und  $\frac{5}{10}$  cm Mörser“ zeigt. Auch sonst kommt ihm gerade als Soldaten-Dichter seine Bildkraft wohl zu statten:

„Scheinwerfer tasten geisterhaft  
 Mit langen Fingern  
 Von Hang zu Hang,  
 Und hohe Leuchtraketten flattern in den Himmel,  
 Weithin die Nacht erhellend.  
 Mit leisem Knall entsenden Leuchtpistolen  
 Blitzschnell die flinken Späher da und dorthin,  
 Um jede feindliche  
 Bewegung zu erkunden.“

Schoßleitner ist 1888 zu Cavalese (Südtirol) geboren, studierte aber nach baldiger Übersiedlung seiner Eltern nach Salzburg daselbst das Gymnasium und ging dann auf die Hochschule nach Wien. Hier wurde er besonders durch literarische Vorleseabende bekannt, wo er nebst anderm auch aus seinen eigenen Werken Stellen las. Besonders seine Balladen, sowie Teile aus einem Drama: „Prinz und König Blaubart“ erzielten starken Beifall. Gerade in diesen bisher ungedruckten Werken hat es den Anschein, als ob unsern Dichter ein Tropfen Artistenblut vergiftet hätte.

Ein endgiltiges Urteil über den begabten Dichter wird sich freilich erst fällen lassen, wenn die schwellende Jugendkraft einmal in ruhigere Bahnen geleitet sein wird. Aber soviel dürfte jetzt schon gesagt werden können, daß Schoßleitner seine überquellende Phantasie wird zügeln müssen, wenn er ganze Kunstwerke schaffen will. Möge ihm dabei auch ein getreuer Mentor erstehen, der ihn abzieht von der vielfach gekünstelten Großstadtpoesie und ihm die Kraftwurzeln der engeren Heimat aufdeckt, ihn einführt in den Geist unseres Alpenvolkes und ihm die Speicher öffnet, wo das Gut edelsten Volkstums in Religion, Sitte und Leben aufgespeichert liegt.

Denn gerade für Salzburg wird eine Poesie, wie sie Schoßleitner bisher gepflegt, immer mehr oder weniger fremd bleiben, was bei seinem bedeutenden Können zu bedauern wäre.

Mit Schoßleitner befreundet und ein häufiger Gast in Salzburg ist der 1871 in Linz geborene Arnold Hagenauer. Auch er ist vom reinen Ästhetentum ausgegangen und eine starke Neigung zu phantastisch-erotischen Seltenheiten ist in den früheren Werken zu bemerken. Aber wie es scheint, hat er bereits den Weg ins „engere“ Heimatland gefunden, zum mindesten ist sein Roman: „Gottfried Sommer“ ein sehr verheißender, wenn auch noch nicht ganz befriedigender Anfang.

Seine Weltanschauung ist wenig sonnig. Seit längerer Zeit hat er nichts mehr veröffentlicht.

Wollten wir von diesen Dichtern weg einen Blick werfen auf verschiedene Gelegenheitsdichter, so wäre deren Zahl nicht gering. Unterberger Jakob, Steinhauser Adolf, Reiß Ernst, v. Lasser Albert, Scharnberger Karl, Zeller Heinrich, Schuster Dr. Richard, Mauhart Josef, Signitzer Mathias, Vorderegger Franz, Schmuck Erich, Kostenzer Josef, Pirchl Hans u. a. haben manch ein Liedlein gesungen und sind in kleineren Kreisen als Gelegenheitsdichter bekannt.

Auch unsere eigentlichen Dialektdichter, soweit man von einem Salzburger Dialekt überhaupt sprechen kann, haben manche Gabe in hochdeutscher Sprache beige-steuert.

Sehr bekannt waren Josef Kollmann (gest. 1912), der bei festlichen Anlässen gern seine poetische Gabe zur Verfügung stellte, weiter Josef Steger<sup>37)</sup> (geb. 1827 zu Taufers, Tirol, gest. 1887 als Gymnasialdirektor i. R. zu Salzburg). Seine von Humor übersprudelnden Gelegenheitsgedichte verschafften seinem großen Freundeskreis genußreiche Stunden und sein „Erster Versuch einer Übersetzung des jüngst aufgefundenen Fragmentes aus Homers Odyssee XXV“ machte ihn im In- und Ausland bekannt. Auch Dr. Alexander Petter (geb. 1832 zu Agram, gest. 1905 zu Salzburg) war als Gelegenheitsdichter geschätzt und hat durch diese freundliche Begabung manches Fest verschönt. Auch wissenschaftlich war er auf literarischem Gebiete tätig, indem er für die Salzburger Zeitungen wiederholt Artikel beisteuerte<sup>38)</sup>.

\*

Eine Rückschau über die bisherigen Leistungen auf poetischem Gebiete zeigt uns, wie bereits erwähnt, zuerst romantische und klassische Einflüsse, aber die Leistungen erreichen in künstlerischer Hinsicht, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht einmal eine mittlere Höhe.

In der nächsten Periode treffen wir Dichter von starkem Können, wenn auch keine ausgeprägte Eigenpersönlichkeit darunter ist, sondern fremde, und zwar moderne Einflüsse

<sup>37)</sup> Vgl. Schöpf: Schulrat und Gymnasialdirektor Jos. Steger.

<sup>38)</sup> Vgl. z. B. Salz. Zeitung 1892, Nr. 257—259; 1895, Nr. 285. Salz. Volksblatt, 1896, Nr. 284 u. a.

zu beobachten sind. Nur H o h l f e l d darf hier ausgenommen werden. Einzelne Werke dieser Dichter steigen aber bis zu beträchtlicher K u n s t h ö h e an.

Die Moderne zeigt sich in Salzburg überall abgeklärter, ruhiger in Inhalt und Form und schließt romantische Unterströmungen nicht aus, ein Zeichen, daß e c h t e Romantik mit ihrer Gottes- und Menschenliebe, ihrer Tiefe und Weite in der Lebensauffassung und Lebensbejahung, ihrem Humor und ihrer Naturfreude mehr oder weniger Salzburgs Wesen bedingt.

An Zahl und Bedeutung der Schriftsteller kann sich zwar Salzburg mit anderen Ländern n i c h t messen, verdient aber entschieden eine größere Beachtung, als dies bisher der Fall war. Vielleicht mag zu dieser Nichtbeachtung nebst anderem auch der Umstand beigetragen haben, daß fast alle Salzburger Schriftsteller D e c k n a m e n angenommen haben, worüber in früherer Zeit schon Zauner klagt in seiner Broschüre: „Über anonyme Schriften“. (1798.) Er nennt diese Vorliebe für Pseudonyme eine „Gesetzwidrigkeit“.

### **Salzburg als Stoffgebiet.**

Salzburg ist weitem bekannt und hat vor allem zwei Anziehungspunkte, die alljährlich von vielen Tausenden besucht werden: Die Landeshauptstadt und Badgastein. Während jene erst in neuester Zeit Weltruf erlangt hat und zu einer internationalen Fremdenstadt geworden ist, war dieses schon früher bekannt und viel besucht und die r e i c h e Literatur, welche dieses Bad hervorgerufen hat, sagt allein schon, welche hohe Bedeutung ihm zuerkannt wurde.

Aber seit der Fremdenverkehr in Blüte steht, beherbergen auch zahlreiche andere Orte Salzburgs, besonders schön gelegene Märkte und Dörfer, zahlreiche Fremde.

Da ist wohl die Voraussetzung nicht allzu gewagt, daß dieses Land auch für a u s w ä r t i g e Dichter oftmals anregend gewirkt haben mag. In der Tat ist es so. Als Beweis mögen e i n z e l n e Tatsachen angeführt werden, indem wir verschiedene Dichter nennen, welchen Salzburg als Stoffgebiet gedient hat. Von älteren Dichtern wären, von Hans Sachs abgesehen, etwa Grillparzer, Lenau, Mörike und Storm zu nennen.

Aber auch in neuerer Zeit ist Salzburg wiederholt als Stoffgebiet bevorzugt worden. Eine kleine Auslese möge dies zeigen.

Von Personen steht Mozart oben an. Nicht nur zahlreiche Gedichte feiern ihn, auch Novellen und Romane beschäftigen sich mit ihm. Unter diesen Schriftstellern seien nur genannt: Söhle Karl, Groag-Belmonte, Grosse Julius, Gustav Höcker, Smolle Leo.

Nach Mozart folgt Theophrastus Parazelsus, den unter anderen Hepp Karl und Schnitzler als Helden gewählt haben.

Ein sehr verlockendes Gebiet für Dichter ist ferner Salzburgs Geschichte, sei es, daß einzelne Fürsten, sei es, daß historische Tatsachen als Vorwurf dienen. So hat die Auswanderung der Protestanten wiederholt als Stoff für poetische Arbeiten gedient. Als abschreckendes Beispiel eines Machwerkes sei das Schauspiel „Die Salzburger“ von Paschwitz erwähnt, als Vorbild dagegen des protestantischen Pfarrers Max Vorberg sehr interessante Erzählung: „Der Lutherhof von Gastein“. (1884.) Merkwürdig aber ist, daß derselbe Verfasser in seinem Werke: „Die Reformation und die klassische Literatur“ (1892) den Ansprüchen an ein solches Werk keineswegs gerecht wird und große Unkenntnis in bezug auf den Stoff zeigt.

Aus der Zahl der „Bischofromane“ seien herausgehoben: Achleitners drei Romane: „Der Stier von Salzburg“ (1892), „Der Jagdbischof“ (1898) und „Celsissimus“ (1901).

Wenn wir vom historischen Romanschreiber mit Hans Widmann verlangen, daß er hinabsteige in den Schacht der Geschichte und des echtsten Volkstums und da sammle, dann aber diesen gesammelten toten Stoff beseele, sodaß er Form und Farbe annimmt und ein leuchtendes, lebendiges Bild jener Zeit erstet: so können wir Achleitners Romane nicht durchwegs als gelungen bezeichnen. Zwar seine starke Seite, natur- und kulturhistorische Schilderungen, kommt auch hier prächtig zum Ausdruck, aber die Handlung und Charakteristik kann durchaus nicht befriedigen.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß auch die Entstehung von: Stille Nacht, Heilige Nacht wiederholt Gegenstand dichterischer Darstellung gewesen ist.

Peterlechner hat die meisten Werke in seinem Büchlein verzeichnet. Hinzugefügt sei nur noch die Arbeit von M. G u n d r i n g e r, dessen Darstellung besonders vom Heimatsstandpunkt aus interessant ist.

Ungleich größer als die Zahl solcher Dichter, welche geschichtliche Personen oder Perioden zu dichterischen Vorwürfen benützt haben, ist jene, welche Salzburgs landschaftliche Reize besungen oder unser Ländchen als Schauplatz der Handlung in ihren Romanen gewählt haben. Auch von diesen möge eine Auswahl folgen. In erster Linie wären hier die sog. „Ehrungsbücher von Gastein“<sup>39)</sup> zu nennen, deren poetische Ergüsse bereits viele Bände füllen.

Von Schriftstellern aber seien genannt: Der bereits erwähnte Dichter Franz W i s b a c h e r, dann Marie Eugenie D e l l e G r a z i e, ganz besonders aber der gewandte Alpenwanderer und Reiseschriftsteller Heinrich N o ë (Der Zauberer des Hochgebirges, Robinson in den Hohen Tauern, Gasteiner Novellen). Weiter erscheint auch bei Felix D a h n, W i l d e n r a d t, G i n s k e y, Jos. Aug. L u x, Zdenko v. K r a f t, Theodor N i ß l e u. a. Salzburg teilweise oder ganz als Schauplatz in ihren Dichtungen.

### **Sonstiges literarisches Leben und Streben.**

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß das reiche wissenschaftliche Streben das rein poetische etwas beeinträchtigt haben mag.

Wollten wir auch nur eine kleine Auslese jener Männer geben, die wissenschaftlich für Salzburg von Bedeutung sind, es würde doch über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Daher beschränken wir uns auf solche, die auf g e r m a n i s t i s c h e m Gebiete gearbeitet haben und machen im weitem auf einige Erscheinungen, welche zur schönen Literatur in Beziehung stehen, aufmerksam.

Da mögen die Erneuerer alter Spiele den Vortritt haben. Vor allem Dr. Hans W i d m a n n (geb. 1847 in Bozen, langjähriger Professor in Salzburg, lebt daselbst), der nicht nur als S a l z b u r g s G e s c h i c h t s c h r e i b e r, sondern auch als Literaturkenner und Kritiker von Bedeutung ist. Er hat

<sup>39)</sup> Vgl. auch: „Gasteiner Chronik“ von Dr. Aug. Freiherrn v. Hårdtl. Salzburg 1876.

über die Moderne und moderne Dichter in Salzburg zuerst geschrieben, hat wiederholt zur Beurteilung salzburgischer Literaturerzeugnisse zur Feder gegriffen, selbst kleine Novellen geschrieben und das „Brucker St. Nikolausspiel“ herausgegeben.

Wie Widmann für Geschichte und Literatur, so ist Karl **A d r i a n** (geb. 1861 in Salzburg) von großer Bedeutung für Heimatkunde und Literatur. Er ist ebenso tüchtig in seinem engeren Wirkungskreise als Fachlehrer, wie rastlos tätig auf dem Gebiete des Salzburger Volkstums.

Seine Arbeiten sind von hohem Werte, mögen wir nun sein „Halleiner Weihnachtsspiel“, das er herausgegeben und das gerade in germanistischen Kreisen Beachtung gefunden hat, betrachten, oder seine Arbeit über „Salzburgs Volksschauspiele“ in Erwägung ziehen. Geradezu vorbildlich aber ist sein Buch: „Unser Salzburg“, denn wir glauben, daß wohl kein Kronland ein ähnliches Heimatbuch besitzt, wo in so kurzer und doch hinreichender Weise ein leuchtendes Bild entworfen wird von Land und Leuten, Werden und Wachsen, Leben und Streben eines Landes, wie dies in diesem Buche mit reicher Kenntnis und großer Liebe geschehen ist. 1916, anlässlich der hundertjährigen Zugehörigkeit Salzburgs zu Österreich, ist dieses schöne Denkmal heimatlicher Begeisterung erstanden.

Auch **M a t t h i a s J ä g e r** (geb. 1846 zu Altenmarkt, gest. 1901 als Professor am Borromäum), ein fleißiger Volksliedersammler, hat ein altes Spiel nach der einzigen Handschrift herausgegeben: „Die Comedy vom Jüngsten Gericht“, Schauspiel aus Altenmarkt; der erste Teil wurde als Programm des Privatgymnasiums gedruckt, später wurde das ganze Spiel selbständig herausgegeben und von Prof. Jäger mit Anmerkungen, Inhaltsübersicht und Wörterbuch versehen.

Ein anderer Professor desselben Gymnasiums, Dr. **Gregor H e t t e g g e r** (geb. 1869 zu St. Veit, dzt. in Krumau), hat ein „Tamsweger Charfreitagsspiel“ der Vergessenheit entrissen und gleichfalls viele Volkslieder gesammelt.

Sehr verdient um Salzburgs Literatur ist dann **Hermann W a g n e r** (geb. 1844 zu Ernstbrunn, N.-Ö., gest. 1916 in Klosterneuburg)<sup>40)</sup>. Er hat viel gearbeitet auf dem Gebiete der

40) Vgl. den Nekrolog von Karl Wagner in Landeskunde 1916.

Salzburger Dialektforschung<sup>41)</sup> und wertvoll sind seine Beiträge über mittelalterliche Hofpoesie<sup>42)</sup>, Anonymes und Pseudonymes, sowie seine Fortführung und Ergänzung der Sammlung Nikolaus Hubers: „Literatur der Salzburger Mundarten“<sup>43)</sup>. In sprachlicher Hinsicht ist auch seine Biographie: „Der Pädagoge Josef Wiesmayr in Salzburg“ sehr gut gelungen.

Weiter hat **K a r l W a g n e r** trefflich die Bedeutung der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ gewürdigt (Landeskunde 1908), sowie über „Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen in Salzburg“ (1905) geschrieben. Für Salzburgs früheres Theater ist eine Arbeit desselben Verfassers von großer Wichtigkeit: „Das Salzburger Hoftheater von 1775—1805“. (Landeskunde 1910, Seite 285 ff.)

Wenn von literarisch verdienstvollen Männern die Rede ist, dürfen auch einige Beamte der k. k. Studienbibliothek nicht übergangen werden. **G e o r g S c h m i d** (geb. 1844 in Eger, gest. daselbst 1885) ist durch seine bibliographischen Beiträge, z. B. die Wallenstein-Literatur v. 1619—1884, und durch seine historischen und kulturhistorischen Studien von Bedeutung.

**N i k o l a u s H u b e r** (geb. 1833 in Flachau, gest. 1887 zu Salzburg) hinwiederum hat überaus schätzenswertes Material in seiner „Literatur der Salzburger Mundarten“ zusammengetragen, ebenso in seiner „Bibliographie Salzburgs 1870 bis 1880“. Weiter hat er noch den Grund gelegt zu einer Sammlung von Salzburger Sagen, auf der dann spätere Sammler weiter gebaut haben.

Als Dritter im Bunde mag **A l o i s H a m m e r l e** (geb. in Mils, Tirol, 1820, gest. 1907 in Salzburg) genannt werden, der seine literarischen Früchte in Zeitungen und kleinen Broschüren aufspeicherte, und als letztes Glied dieser Reihe sei Doktor **A n t o n H i t t m a i r** (geb. 1858 zu Mattighofen, gest. 1911 in Innsbruck) erwähnt. Er hat während seiner Tätigkeit an der k. k. Studienbibliothek (1890—97) eine sehr fruchtbare Tätigkeit entwickelt und sich Salzburgs Dank besonders durch seine Zusammenstellung Anonymer Salzburgensien verdient.

Suchen wir weiter nach verdienten Männern auf dem Gebiete der deutschen Literatur, so tritt uns **J o h a n n E v. E n g l**

41) Salz. Bauernkalender 1908, Salzburger Tagblatt 1908, Nr. 203 ff.

42) Vgl. Landeskunde 1898 u. 1900 u. 1911.

43) Vgl. Salz. Zeitung 1907, Nr. 78.

(geb. 1835 in Salzburg) entgegen. Seine Hauptbedeutung hat er zwar als Mozartforscher und gehört hier unstreitig zu den gründlichsten Kennern. Lebte er doch nebst seinem Berufe als Erzieher hauptsächlich der Erhaltung und Fortentwicklung der internationalen Musikschule Mozarteum und der Erforschung alles dessen, was sich irgendwie auf das Leben und Schaffen Mozarts bezieht<sup>44)</sup>. Doch hat der tätige Mann auch auf germanistischem Gebiete gearbeitet. So verdanken wir ihm mehrere Biographien, darunter die Stelzhamers. Sie ist anspruchslos, aber mit einer liebevollen Würdigung des Dichters geschrieben. Desgleichen stammen wertvolle Beiträge für eine Biographie des Dichters Weißenbach<sup>45)</sup> (geb. 1766 zu Telfs, Tirol, gest. 1821 als Professor der Chirurgie an der Universität Salzburg) von ihm und auch über unsern Sylvester Wagner<sup>46)</sup> und Märzroth<sup>47)</sup>, hat er geschrieben.

Für Salzburgs Lokalgeschichte ist auch Rudolf v. Freisauff (geb. 1848 zu Wien, gest. als langjähriger Chefredakteur des Salzburger Volksblattes 1915) von Bedeutung, aber ebenso für Salzburgs Literatur. Abgesehen von einzelnen Dialektgedichten (z. B. „n'Hanns sei Bericht über d'Salzbürger Bischofswahl“), hat er auch in verschiedenen Organen sehr stimmungsvolle Novellen geschrieben und vor allem Salzburgs Sagenschatz der weitesten Verbreitung zugänglich gemacht. Denn von ihm stammt die große Ausgabe der „Salzburger Sagen“, welche durch Reichhaltigkeit und anheimelnden Erzählerton ausgezeichnet ist. Wohl fußt die Sammlung auf früheren Arbeiten, besonders der Nik. Hubers, ist aber das erste Unternehmen, Salzburgs Sagen in ihrer Gesamtheit und ihrem Wesen übersichtlich darzustellen. 1914 erschien ein Auszug unter dem Titel: „Aus Salzburgs Sagenschatz“. Aber infolge der zu großen Kürzung ist manchem Stücke der sagenhafte Charakter verloren gegangen, weil der historische Kern etwas gar zu sehr herauschaut.

Gelegenheitsdichter, besonders aber Forscher war auch der tüchtige, langjährige Religionsprofessor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt Franz Anthaller (1821—1905), ein

44) Vgl. Salz. Volksblatt 1894, Nr. 10. Salz. Zeitung 1898, Nr. 264.

45) Salz. Zeitung 1876, Nr. 6—14.

46) Salz. Zeitung 1875, Nr. 261.

47) Salz. Zeitung 1875, Nr. 1.

echter Salzburger, voll Liebe zu seiner Vaterstadt. Er hat mehrere Biographien verfaßt (über Freisinger, Schöpf, Dr. Val. Zillner, Rosenegger) und hat es verstanden, dem Leser ein Stück Alt-Salzburg und altes bürgerliches Leben darzustellen. Für Volkskalender hat er manches beigesteuert, viel auf pädagogischem Gebiete geschrieben<sup>48)</sup> und sich besonders für die Rupertus-Frage interessiert.

Vom literarischen Standpunkt aus sind dann die Arbeiten von Seidl: „Der Schwan an der Salzach“ und von Walz: „Gârel vom blühenden Tal“ (1892) interessant, weil beide den Pleier, jenen bekannten Nachzügler mittelhochdeutscher Ependichter (1250—1280) für Salzburg in Anspruch nehmen, ohne freilich überzeugende Gründe beibringen zu können. Andere lassen nämlich das S a l z k a m m e r g u t des behaglichen Erzählers Heimat sein, und Tarneller<sup>49)</sup> will ihn als einen T i r o l e r erweisen.

Als meisterhafte Calderon-Übersetzer nennen wir dann P. Th i e m o N u s s b a u m e r O. S. B. (geb. 1825 in Neukirchen, gest. 1900 in Salzburg) und Konrad P a s c h (geb. 1831 zu St. Pantaleon, O.-Ö., gest. 1900 in Salzburg). Während die Übersetzungen des ersten nur in Handschrift vorliegen, hat der zweite seine: Ausgewählten Schauspiele des Calderon de la Barca unter großem Beifall von fachmännischer Seite in die Leserwelt eingeführt.

Zum Schlusse sei noch dreier Männer gedacht, deren populäre und doch zugleich glänzende Schreibweise berechtigt, sie hieher zu setzen. Es sind dies zunächst zwei begeisterte Freunde unserer Alpenwelt und unermüdliche Schilderer ihrer Reize: Ludwig P u r t s c h e l l e r (1850—1900) und P. V i t a l J ä g e r, O. S. B. (geb. 1858 in Hall i. Tirol, dzt. Professor am Borromäum). Jener ist zwar auf verschiedenen Gebieten tätig gewesen, wurde aber doch besonders durch seine a l p i n e n Werke weitem, in und außer Salzburg, bekannt. Er war auch bei der ersten Besteigung des Kilimandscharo dabei und erkletterte sogar den höchsten Gipfel des Kaukasus.

<sup>48)</sup> Programme der k. k. Lehrerbildungsanstalt in den Jahren 1873, 1876, 1880, 1886, 1890, 1895.

<sup>49)</sup> Tarneller, „Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol“. Programm des Gymnasiums in Meran 1898. Für seine Ansicht über Pleier kann er uns nicht ganz überzeugen, weil zwar die Sammlung der Namen ausgezeichnet ist, nicht aber deren Deutung.

P. Vital Jäger aber ist als Naturforscher und Kenner der Alpenwelt rastlos bemüht, deren Schönheiten und geologischen Aufbau in Wort und Schrift zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. In schwungvoller Darstellung legt er seine reichen Kenntnisse nieder und seine Schriften („Die Gebirgswelt Tirols“; „Eine Perle der Alpenländer“; „Mit dem Flugrad durch Nordtirol“) sind auch vom sprachlichen Standpunkt aus sehr hoch anzuschlagen.

Der dritte endlich ist Salzburgs Weltwanderer: P. Petrus Klotz, O. S. B. (geb. 1878 zu Kaltern in Tirol, lebt in Salzburg), der wohl von allen Salzburger Schriftstellern weitaus der bekannteste ist. Wenn Wanderlust und Wanderfreude jemals einem Mann die Feder in die Hand gedrückt haben, so unserm P. Petrus.

Früher durchstreifte er halb Europa, ganz Palästina und zum Teil Ägypten, zuletzt dachte er gar daran, eine Weltreise anzutreten. Und Salzburgs berühmter Historiker, der jetzige hochsinnige Abt von St. Peter, P. Willibald Hauthaler, ließ ihn wirklich ziehen. So kam jene dreijährige Weltreise zustande, die durch den Ausbruch des Weltkrieges zuerst in etwas aufregender, zuletzt aber doch ergötzlicher Weise abgeschlossen worden ist. In seinen Büchern („Was ich unter Palmen fand“; „Mit Stab und Stift“) ist Klotz oft mehr Dichter als Reiseschriftsteller, indem es ihm nicht so sehr darauf ankommt, ein geographisch getreues Bild zu entwerfen, als vielmehr in blühender Sprache eine allgemeine Charakteristik von Land und Leuten zu geben. Mit Spannung warten wir auf den Zeitpunkt, wo P. Petrus seine reichen Erfahrungen in einem Buche niederlegen wird, was gegenwärtig unmöglich ist, da alle seine Tagebücher in Amerika zurückbleiben mußten.

Wollten wir noch eine kleine Umschau halten auf dem Gebiete literarischer Organe, so ist dies, der kleinen Zahl halber, bald geschehen.

Von den Tageszeitungen<sup>50)</sup> mit ihren literarischen Beilagen abgesehen, kommen, besonders für Volksliteratur, die verschiedenen Kalender in Betracht. Von älteren wäre der bei Oberer erschienene Kalender zu nennen: „Neuer Salzburgerischer Haus-, Wirtschafts- und Schreibkalender“. Wert-

<sup>50)</sup> Vgl. „Beitrag zur Geschichte des Salzburger Buchdruckes und Zeitungswesens“. Salzburg 1909. (Von Josef Dumler.)

voll für unser Volk waren die Beiträge des Theologieprofessors Dr. Josef Schöpf<sup>51)</sup> (geb. 1822 in Umhausen, Ötztal, gest. 1899 in Guggental bei Salzburg). Er war so recht ein Volksmann und hat durch seinen Kalender gewiß viel Segen gestiftet. Von seinen zahlreichen Werken haben die meisten theologischen Inhalt, doch hat er auch nebst den Kalendern manch Volkstümliches geschrieben, z. B.: „Wie ein Schuhmacher-geselle Dekan von Berchtesgaden wurde“.

Weiter dürfen von Kalendern noch genannt werden: „Der illustrierte Schreibkalender“ und der „Rupertikalender“ mit seinen wertvollen Abhandlungen auf geschichtlichem und seit 1911 auch auf heimatkundlichem Gebiete. Ebenso der „Salzburger Bauernkalender“, für den unter anderm H. Wagner wertvolle Beiträge über Salzburgs Dialektdichter, besonders über unsern wackeren und an Humor unerschöpflichen Otto Pflanzl und die begabte Dichterin Käthi Hölzl, lieferte. Von den jüngsten Kalendern sei der „Salzburger Bauernbund-Kalender“ herausgehoben, der von seinem Redakteur Prof. Dr. Franz Forstner zu einem Volksbuch im echten Sinne des Wortes ausgestaltet worden ist. Der Redakteur selbst zeigt sich darin mit seinen fürs Volk recht gut passenden „Geschichten“ als guter Volksschriftsteller.

Nebst Kalendern suchte man durch Zeitschriften auf weitere Kreise zu wirken.

Hier verdient die „Katholische Warte“ in erster Linie Erwähnung. 1885 wurde sie gegründet und anfangs von dem in politischen und landwirtschaftlichen Kreisen weit bekannten Josef Schwer (geb. 1845, gest. 1893) geleitet. Der treffliche Priester war bereits als Student ein hervorragender Deklamator und Theaterspieler gewesen und brachte daher bei seiner Liebe für schöne Literatur dem Unternehmen großes Interesse entgegen. Und in der Tat die neue Zeitschrift zeichnete sich aus durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes, Abwechslung und technische Feinheit der Bilder. Aber trotzdem konnte sie sich nicht halten und mußte aufgelassen werden.

Das gleiche Schicksal teilten zwei andere Zeitschriften: „Alpenrosen“ (gegr. 1874) und „Alpenheim“ (gegr. 1896).

<sup>51)</sup> Vgl. Kath. Kirchenzeitung 1900, Nr. 41—45. (Von Franz Anthaller.)

Auch die Zeitschrift „Über den Wassern“, von dem durch mehrere literarisch bedeutsame Schriften bekannten Dr. Johannes Eckhardt geleitet, hat während des Krieges ihr Erscheinen eingestellt. So leben gegenwärtig nur das „Universitätsblatt“, geleitet von Dr. Martin Salvenmoser, die von P. Josef Straßer, O. S. B. wissenschaftlich gehaltene und trefflich redigierte Zeitschrift „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige“ und das Organ der rastlos tätigen „Landeskunde“<sup>52)</sup>. Welche umfangreiche, tief schürfende Arbeit dieser Verein geleistet, zeigen die stattlichen Bände der „Salzburger Landeskunde“ und es gibt wohl keine Seite in unserem Volkstum, keine Epoche unserer Geschichte und kein Fleckchen in unserem herrlich schönen Alpenländchen mehr, die nicht schon Gegenstand der Forschung unserer Landeskunde gewesen wären oder gegenwärtig sind. Sorgfältig geleitet wird sie jetzt von Dr. Franz Martin.

Von eigentlich literarischen Vereinen kommt die Gesellschaft „Pan“, gegr. 1898 in Salzburg, insoferne in Betracht, als sie anfangs eine lebhaftige Tätigkeit für die Verbreitung des „Naturalismus“ entfaltete. Außer den bedeutenderen Salzburger Schriftstellern waren aber auch fremde Dichter, besonders Jung-Tiroler, Mitglieder des Vereines.

Der „Pan“ von heute ist wesentlich anders und mehr eine kleine Gesellschaft von Kunstfreunden als schaffenden Dichtern.

Daß im „Pan“ nicht ausschließlich Salzburger vereinigt waren, zeigt sich auch im Sammelwerke: „Salzburg“. Wir treffen z. B. Tiroler, wie Schullern, und Oberösterreicher, wie Hauer. Von bereits genannten Dichtern wie Bahr, Pichler, Scherer, Schoßleitner, Schullern, Trakl, Troll-Borostyani, Wrede abgesehen, steuerten noch einige andere Dichter Beiträge bei. So bringt Aigner-Sieghardt Karl drei schöne Gedichte, von welchen nur: „Letzter Wunsch“ die lebengenießende Art vieler jüngstmoderner Dichter verrät, während die beiden andern herzliche Liebe einerseits, rasches Verwelken so mancher Liebesblume andererseits zum Inhalt haben.

Arlt Wilhelm, Fallnhauser Josef, Hangel Trude, Knauer Otto, Steinpatz Josef, Treu Hilde und Wald-

<sup>52)</sup> Vgl. besonders: Landeskunde Bd. 50 (Festschrift) 1910.

ried-Moser Karl sind mit je einem Gedichte vertreten. Es sind meist zarte Naturlieder oder Gedichte, wo Gefühle der Liebe und Sehnsucht mehr oder weniger trefflichen Ausdruck finden. Den unbedeutendsten Beitrag von diesen liefert wohl Hangel Trude.

Je zwei Gedichte scheinen auf von Czastka Anton, Rausch Konrad und Scheiblbrandner Alexander. Die Gedichte des ersten bringen in etwas unebener Form tief empfundene Klänge eines schwermütigen Herzens zum Ausdruck; ähnlich sind die Beiträge des zweiten, während Scheiblbrandners Musenkinder mehr gewöhnliche Reimerei sind. Gute Leistungen dagegen sind Mia Elberts schwungvolle Ergüsse. Überstiegene Ausdrücke finden sich bei mehreren obgenannten Dichtern.

Von den Beiträgen in Prosa und dramatischer Form ist Erhard Buschbeks „Herbststation“, die Goethes zweiten Besuch in Sesenheim zum Inhalt hat, eine liebliche, aber nicht in allen Einzelheiten glaubliche Szene. Die Rührung ist manchmal gar zu groß!

Eine wirkliche Grotteske ist Roman Albert Mells Beitrag: „Eine Premiere“, zu deren Charakteristik der zweimalige Ausdruck Pfaffe gar nicht mehr notwendig wäre. Mit liebevoller Hingebung und großer Begeisterung ist der Aufsatz Egon Wertheimers über unsern heimischen Dichter-Komponisten Brunetti-Pisano geschrieben. Nicht zufrieden aber kann man mit den Beiträgen Karl Hauer's sein, denn sein Aufsatz: „Recht und Macht“ hält keiner vernünftigen Kritik stand und unter den Aphorismen bilden einige das höchste Ausmaß von Geschmacklosigkeit. Hauer, 1875 in Gmunden geboren, hat auch zwei Bücher veröffentlicht: „Entgleis“ (1897), Novellen, die ganz auf das Dirnengebiet eingestellt sind, und eine Sammlung von Essays: „Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen“ (1911). Den Inhalt bildet halb verdaute Nietzsche Weisheit, gesehen durch den Hohlspiegel einer nur im Triebhaften verankerten Phantasie, aber vorgetragen mit der kecken Unverfrorenheit junger Leute.

Auffallend ist, daß einige von Salzburgs hervorragenden Dichtern nicht wertvollere Beiträge geliefert haben. Denn sowohl Wrede wie Trakl sind viel Besseres zu leisten imstande und auch Schoßleitners „Der König liebt sein Töchterlein“ löst,

grausiger Motive halber, trotz der glutfarbigen Bilderpracht ganz und gar kein halbwegs befriedigendes Empfinden aus.

In Salzburgs Literaturleben ist außer der bereits erwähnten Gesellschaft „Pan“ auch der Zweigverein der Leogesellschaft zu nennen, dem Dr. Ignaz Seipel, der bekannte theologische Gelehrte, ins Leben gerufen und in verhältnismäßig kurzer Zeit zu hoher Blüte gebracht hat. Dichterabende und Vorträge literarischen Charakters wechseln mit solchen aus allen möglichen wissenswerten Gebieten.

Über Salzburgs Theater haben bereits Rudolf v. Freisauff<sup>53)</sup> und Hans Seebach<sup>54)</sup> eingehender gehandelt. Beide klagen darüber, daß ernstere Stücke, Schauspiele und Trauerspiele, von Seite des Publikums zu wenig gewürdigt und daher auch von Seite der Theaterleitung den Lustspielen und besonders den Operetten nachgesetzt wurden. Das Publikum „geht lieber in die blödesten Operetten, weil es sich in diesen wenigstens unterhalten und auslachen kann“, meint Freisauff und Seebach klagt: „Mit der Kunst spießt es sich in der Provinz nun überhaupt einmal, besonders mit der dramatischen Kunst.“

Manches ist ja im abgelaufenen Jahrzehnt, dank der gemeinsamen Arbeit unserer Tagespresse<sup>55)</sup>, besser geworden und hiezu hat auch der feinfühlig und gut bewanderte verstorbene Chefredakteur der Salzburger Chronik, Franz Eckhardt, durch seine warme Begeisterung für ein hochstehendes Theater und seine verständnisvolle Kritik viel beigetragen.

Daß unser Volk für Bühnenspiele sehr großes Interesse hat, das beweisen die verschiedenen Vereinsbühnen, die immer überfüllt sind und wo die Stücke nicht oft genug gegeben werden können, beweisen wandernde SchauspielerTruppen<sup>56)</sup>

---

53) Salzb. Volksblatt 1909, Nr. 24. Früher: Zur hundertjährigen Jubelfeier des k. k. Theaters in Salzburg 1875. Siehe auch: Burger, Ernst Raupach, Salzb. Volksblatt 1907, Nr. 248.

54) Salzburger Volksblatt 1909, Nr. 17.

55) Vgl. z. B. Salzb. Chronik 1908, Nr. 215, 240, 243 u. a. Salzb. Volksblatt 1909, Nr. 63 u. a. Salzb. Volksblatt 1872, 15. Okt. u. 9. Nov.

56) Vgl. Waldstein: Wandernde Theater im bayerischen Hochgebirge. Fremdenzeitung 1892, Nr. 37.

und zahlreiche Volksspiele dramatischer Natur, die in die ältesten Zeiten zurückreichen.

Und weil sich, wie in Süddeutschland überhaupt, so auch in Salzburg eben gerade das Königskind: Volkskunst immer heimisch gefühlt hat, daher hat auch unser Volk umsomehr Gefallen an dramatischer Kunst, je mehr sie Elemente des Volksschauspieles aufweist. Und diese Edelsteine soll jeder Dichter mehr oder weniger verwerten, nur soll er sie künstlerisch zuschleifen und sie vom Schmutze etwaiger Derbheit reinigen, da unser Empfinden gegenüber dem vergangener Zeiten feiner, wenn auch nicht immer reiner geworden ist. Die Vorliebe für Volkstümliches mag der Grund gewesen sein, warum z. B. in den fünfziger Jahren Goethe so gut wie gar nicht vertreten ist, während Schiller aufscheint. Den Spielplan aber beherrschen 1848—1851 (Periode Bielczizky) Nestroy und Benedix, Gutzkow, Elmar, Kaiser und die Birch-Pfeiffer. Schiller, Holm und Laube kommen gleichfalls einigemale zu Wort. In der Oper regiert Donizetti, hinterher marschieren Flotow und Ferdinand Fuchs, wieder in Abständen Auber, Balsé, Rossini, Bellini, Lortzing, Wallace und zuletzt Verdi, Kreuzer, Weber, Mozart; den Zug beschließt der junge Meyerbeer.

Dieser übernimmt im kommenden Zeitraum im Verein mit Flotow die Führung in der Oper. Es ist Salzburgs Glanzzeit des Theaters unter den Direktoren Denemy-Clement (1851 bis 1853) und Denemy (1853—1857). Da gab es vorzügliche, mit namhaften Opfern erworbene Spielkräfte, glänzende Dekorationen, ein bis ins kleinste fertiges Zusammenspiel. Jetzt wird auch Mozart wieder heimischer in seiner Vaterstadt, während Donizetti bedeutend zurücktritt.

Im Drama bleiben die alten Lieblinge, aber schon erheben Raimund, Raupach ihre Stimme und der Große von Marbach gewinnt an Ansehen.

So bleibt es auch im allgemeinen in der Ära A. Zöllner (1857—1860), nur gewinnt die Birch-Pfeiffer allen übrigen den Vorsprung ab und zuweilen begegnen wir Shakespeare.

In der Oper tritt Verdi in den Vordergrund und schon steigt ein neues Gestirn auf: Offenbach.

Und der Folgezeit (1860—1872) drückt unter Direktor J. M. Kotzky das Reich der Operette die Signatur auf. Auch

Maskenbälle werden jetzt im Stadttheater gehalten. Daneben hält sich die Oper, wo wieder Donizetti, Verdi, Flotow, Meyerbeer, Mozart, in großem Abstand Bellini, Gounod und Weber auftreten. Offenbach aber erlebt weitaus die meisten Aufführungen.

Im Drama stehen Nestroy, Birch-Pfeiffer und Kaiser obenan. Jetzt erscheint auch Goethe in acht Aufführungen, während Schiller 33 erlebt.

Das Bedürfnis, ins Theater zu gehen, steigerte sich immer mehr. Während für die Zeit Bielczizkys noch 162 Aufführungen genügten, weist schon die nächste Periode 187 auf und Direktor Kotzky lockt das Publikum jährlich zweihundertdreimal ins Theater<sup>57</sup>).

In der Folgezeit ist die Abwechslung zwischen Oper, Operette, Schau- und Lustspiel und Trauerspiel zur ständigen Einrichtung geworden. Unseren Klassikern wird ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt, wenn auch fast immer mit den gleichen Stücken. Im allgemeinen rentiert sich aber nur die Operette, mag sie auch den unsinnigsten Quatsch zum Inhalt haben. Wer an solchen Zuständen, die nicht nur in Salzburg, sondern auch anderswo vorhanden sind, schuld ist, soll hier nicht untersucht werden!

Hingewiesen sei nur auf zwei Tatsachen. Fürs erste haben viele moderne Dichter mit ihren Stücken jeden ernststen Liebhaber dramatischer Kunst kopfscheu gemacht. Der Inhalt mit seiner frechen Verletzung guter Sitte und religiösen Empfindens war oft mehr ärgerlich als geistig anregend oder erhebend. Und um sich zu ärgern, geht man nicht ins Theater, lieber lacht man sich gründlich aus!

Wenn man sagt, es müßten doch auch jetzt lebende Dichter unterstützt werden, so gilt dem gegenüber der Grundsatz: Sie sollen zuerst etwas leisten, was der Unterstützung wert ist! Und wiederholte Aufführungen an gewissen Großstadtbühnen sind noch kein verlässlicher Gradmesser für dramatische Güte!

57) Diese Zusammenstellung beruht auf dem dreibändigen Handschriftenwerk von Kaufmann Ignaz Glänzer (1834—1904). Sie bildet die Grundlage für jede Theatergeschichte Salzburgs. Den P. T. Erben sei an dieser Stelle der herzlichste Dank für den Einblick in die Quellen abgestattet.

Fürs zweite hat den Direktoren der Provinztheater wiederholte Erfahrung gezeigt, daß für ernste, gute Stücke, wie sie frühere Dichter geschaffen, wo Inhalt und Form künstlerisch verschmolzen sind, noch immer Leute zu haben sind und vor allem auch tüchtige Volksstücke, besonders auch solche religiösen Charakters, stets dankbare Aufnahme finden.

So haben z. B. Stücke von Calderon bei guter Aufführung großen Erfolg. Daß die Theater unter der Nebenbuhlerschaft der Kino schwer leiden, soll nicht geleugnet werden. Und auch das wird man zugeben müssen, daß in vielen Gesellschaftskreisen der Sinn für echte Kunst schon durch die Erziehung zugrunde gerichtet wird, nicht zum wenigsten auch durch Schundlektüre.

## ANHANG.

### Geborne Salzburger im Ausland.

Nachdem wir Salzburgs literarisches Leben im schöngeistigen Schrifttum kennen gelernt haben, wollen wir kurz einen Blick werfen auf Salzburger Landeskinder, die im Ausland schriftstellerisch tätig sind. Lassen wir den Frauen den Vortritt.

Da begegnet uns zuerst \*\*Sophie Barazetti, geb. von Le Monnier. Sie ist in Morzg bei Salzburg 1858 geboren, kam aber schon als Kind nach Brünn und später nach Wien. 1880 vermählte sie sich mit Rechtsanwalt Dr. Cäsar Barazetti in Mannheim und folgte diesem auch nach Freiburg i. Schweiz, wo er als ordentlicher Professor an der dortigen Universität angestellt wurde. Verschiedene Werke, besonders über internationales Recht, machten ihn als Gelehrten bekannt. Die Ehe war sehr glücklich und Barazetti nahm regen Anteil am poetischen Schaffen seiner Gemahlin.

Diese wurde zunächst durch die archäologischen und historischen Romane Ebers, besonders aber Taylors (Adolf Hansrath), angeregt. Ihren ersten, noch sehr unbeholfenen Schritt auf diesem Gebiet machte sie mit dem Roman: „Im Banne des Untersberges“ (1887). Der Roman ist nach allen Richtungen hin verfehlt. Bedeutend besser sind ihre folgenden Werke: „Aspara“, „Zwischen Lipp und Kelchesrand“ (1890), zwei Novellen, mit seltsamem Stoff und eigenartigen

Motiven, aber mit fortstürmender Handlung und leidenschaftlichen Charakteren. Weiter „Mammon“ (1897), ein großer Roman mit sozialem Problem. Ähnlichkeiten mit den früheren Werken fallen sofort auf, besonders ihre Lieblingsfiguren: Schöne, aber höchst leidenschaftliche und in ihrer Liebe enttäuschte Mädchen. Früher Franziska, Vittoria, Julia, hier Mirjam-Ines. Der Fluch des Goldes, dieses alte Motiv in der deutschen Literatur, ist geschickt in das Gesellschaftsleben des 18. Jahrhunderts übertragen. Auch hier sind wieder Mängel an psychologischer Führung, ebenso spielt der Selbstmord aus Liebe eine bedenkliche Rolle, aber der epische Fluß rauscht machtvoll dahin und Barazettis Stärke in glanzvollen Beschreibungen kommt prächtig zum Ausdruck. Auch die sittlich-religiöse Seite der Gestaltung des Problems kommt hier an besten und richtigsten zur Geltung. Ihr letzter Roman: „Gaudeamus igitur“ (1900) ist dem Studentenleben in Heidelberg entnommen und bringt das Schicksal eines Gelehrten, der in seiner Herzensgüte und Bescheidenheit anderen hilft und selbst zu kurz kommt.

Eine andere Salzburgerin, die gleichfalls schon als Kind fortgekommen, ist Irma Bulat-Königs-klee. Sie ist 1876 in Salzburg geboren als Tochter des Großherzoglich Toscanischen Hausinspektors Wilhelm Clessin Edlen v. Königs-klee. Wie Barazetti erhielt auch sie eine sehr gute Ausbildung, war einige Jahre als Erzieherin tätig und heiratete später den Arzt Dr. Franz Bulat, mit dem sie nach Muc in Dalmatien zog<sup>58)</sup>.

Sie schrieb zwei Bändchen Novellen: „Signora Ischariot<sup>59)</sup>“ und „Konglomerat“, 1908 und 1909. Die zweite Sammlung konnte ich nicht erhalten, die erste zeigt sie als gute Erzählerin, die sich in der Welt des Salons auskennt, ohne daß aber über ihren Novellen jene Schwüle lastete, die wir sonst bei derartigen Erzeugnissen ertragen müssen. Die schwächste Erzählung ist die Titelnovelle. Einer solchen Giulia halber wird sich kein deutscher Mann das Leben nehmen, selbst wenn er nicht religiös ist. Auch die Verteilung von Licht und Schatten zwischen Katholiken und Protestanten ist nicht gerecht. Wertvoll dagegen und recht lieb sind „Das Ampelweibchen“, „Die Unzertrennlichen“ und „Margarita“.

58) Brümmer, Bd. 8, Seite 101.

59) Verlag Rob. Bardtenschläger, Reutlingen.

Von männlichen Erzählern seien genannt \*\*Rudolf Liebisch, geb. 1861 zu St. Johann in Pongau als Kind wandernder Schauspieler. Später erlernte er in Breslau das Bürstenmacher-Handwerk, machte weite Wanderungen („Auf der Walz als Handwerksbursche“) durch ganz Deutschland, kehrte nach überstandener Krankheit wieder nach Breslau zurück und ging dann nach Leobschütz, wo er die erste glückliche Zeit erlebte. Hier sind die meisten der Lieder entstanden, welche in dem Buche: „Kreuz und Quer“, Lieder eines Handwerksburschen, vereinigt sind.

Später vertauschte er das Handwerkszeug mit dem Redaktionsstab und ist gegenwärtig Chefredakteur des „Anhaltischen Staatsanzeigers“. Liebisch ist ein leuchtendes Beispiel, wie weit man es durch Gottvertrauen und eigene zähe Ausdauer bringen kann. Als Dichter ist er hoch einzuschätzen.

Seine Lieder sind frisch wie Bergjodler, und wie er sich mit Mut sein Lebensglück erstritten, ebenso kühn schreitet er den Parnaß hinan und steigt hoch hinauf. Was er gesehen, gefühlt und erlebt, hat hier herrlichen Ausdruck gefunden.

Aber auch der Erzähler braucht sich nicht zu verstecken. Die Novellen: „Der zerbrochene Krug<sup>60)</sup> u. a. sind meisterhaft umrissene Bilder aus dem Leben, meist allerdings von einem Trauerflor umdüstert. Und sind auch nicht alle gleich, zusammen bekunden sie ein nicht gewöhnliches Erzählertalent.

Mit Liebisch in äußeren Schicksalen etwas verwandt, ist \*\*Franz Micheu (Deckname: Franz v. Salzburg). Arm wie jener, konnte auch er seinem Drange nach Bildung erst später genügen, rang aber auch tapfer mit widerwärtigen Verhältnissen und landete gleichfalls in der Redaktionsstube, wo er gegenwärtig noch sitzt als Herausgeber der „Wiener Rathauskorrespondenz“.

Das Schanzl in Salzburg ist seine Geburtsstätte, wo er 1877 als Sohn eines Schmiedemeisters geboren wurde.

Aber seine literarische Entwicklung ist ganz anders vor sich gegangen als bei Liebisch, denn er ist gerade zu jener Zeit an der Dichterquelle angekommen, wo die Modernen mit den Füßen drin herumstrampelten und nicht eher ruhten, als bis das Wasser ordentlich trüb war.

Seine Erstlingsnovellen sind Momentaufnahmen aus dem Salon, haarscharf aufgenommen, aber unerquicklich wie die Wirklichkeit selbst. Allerdings versteht es der Autor zur

60) Verlag: C. Dünhaupt, Dessau.

rechten Zeit zuzuklappen, um nicht direkt häßliche Bilder auf die Platte zu bekommen.

Dieses Auskosten des Augenblickes mit seinem starken Stimmungsgehalt, seinem geistreichen Dialog haben wir auch in der Sammlung: „Was die Lagune erzählt“. Zwar lastet auch über ihnen die Glut südlicher Leidenschaften, aber im allgemeinen sind sie erfreulicher. Nur zwei Stücke erinnern stark an literarische Mobarbeit und stechen von den Arbeiten des sonst in dieser Beziehung durchwegs vornehmen Schriftstellers grell ab. Aber wunderbar schön flimmern und flirren die Lichter der südlichen Natur in diese Erzählungen hinein. Diese Kunst lebensvoller Beschreibung kommt besonders seiner Reiseschilderung: „Sommerreise nach Nordafrika“ zugute. (1911.) Hier versteht er auch meisterhaft, durch Zitate aus Homer die Orte seiner Rückkehr gleichsam in ihrer Vergangenheit wieder vor uns erstehen zu lassen, und viele Bemerkungen historischer, ethnographischer und kultureller Natur machen das Buch wertvoll und angenehm.

Beim Lesen des letzten Buches: „Verklungene Töne“ (1913) haben wir uns an ein Wort Bleibtreus erinnert, der einmal sagt, daß es außer der Liebe doch auch andere Leidenschaften gebe und es daher „evident unrealistisch sei, immer auf der einen Saite herumzuharfen“, und schon Manzoni begründet seine Änderungen im Roman: „Die Verlobten“ damit, daß die Welt die Liebe zwar nötig habe, daß aber ihrer genug und wohl 600 mal mehr vorhanden sei, als nötig wäre.

Deshalb hätte Micheu mit seiner meisterhaften Gabe, epische Stimmungsbilder zu zeichnen, seine Mappe doch woanders bereichern sollen, als wieder im moralisch durchmoderten Salon. Man mag ja, wie der Autor selbst, angewidert sein von diesem Treiben, aber es lohnt sich doch nicht, nun diese Unsauberkeiten literarisch festzuhalten, denn vom Inhalt abgesehen, entsteht durch einseitige Zeichnung gewisser Kreise doch kein wahres Gesellschaftsbild. Auch der Großstadt nicht! Formell teilt auch dieses Buch wieder die Vorzüge der früheren, und die Kunst, die Stimmung bis ins kleinste zu zerfasern und in die Tiefen der Menschenseele zu blicken, offenbart sich bedeutend. Auch inhaltlich ist manches erfreulicher als früher, aber doch ist das Buch ungesund. Vielleicht wird Micheu, da er jetzt in glücklicheren Verhältnissen leben kann, höher steigen und dann sehen, daß sich das Leben doch anders ausnimmt, weil die Nichtigkeit der einen wieder durch die Tüchtigkeit anderer aufgewogen und die ausgebrannten Krater sinnlicher Leidenschaft wieder durch blütenüberstreute Höhen echter, reiner Herzensliebe ausgeglichen werden.

Auf diese möge er sein Auge lenken und seine so geschaffenen Bilder werden Herz und Gemüt erfreuen.

Von Lyrikern wollen wir hiehersetzen den in Wien allgemein bekannten Cappilleri Wilhelm<sup>61</sup>). Sein Vater war Geometer in Salzburg und hier ist Wilhelm 1834 geboren. Später ging er zur Bühne und war unter dem Namen: Roman an verschiedenen großen Bühnen tätig. Nachdem er dem Schauspielerleben entsagt, wanderte er als eine Art Rhapsode in verschiedenen Städten herum, hielt Vorträge über Klassiker und brachte seine eigenen Dichtungen zum Vortrag.

Er war ein sehr fruchtbarer Dichter, schrieb zahlreiche Bühnenspiele und auch mehrere Bändchen Gedichte. Tiefes Gemüt, reiche Phantasie, anmutende Natürlichkeit sind ihm eigen. Aber die Überfülle seiner Gedichte ist doch bedenklich. Öfter treffen wir Anlehnung an andere Gedichte und besonders als Dialektdichter können wir ihn nicht loben. Aber sein frischer Griff ins Leben vermochte doch seine Zuhörer und Leser zu fesseln und so ist seinen Musenkindern immer ein freundlicher Empfang bereitet worden. 1905 ist er in St. Stillfried gestorben.

Liedfroh und fruchtbar ist auch Emil Czedik (Deckname: Hugo Schalk), der 1853 in Mattsee geboren wurde und als Postbeamter in Wien gestorben ist. Zahlreiche Gedichtsammlungen künden seine Sangeslust. Er singt sich sehr leicht, ist um die nötige Anzahl Versfüße im Drange des Dichtens nicht verlegen und arbeitet in vielen Liebesliedern, wie weiland die Anakreontiker, mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen. Aber es gelingen ihm auch Töne, die tief ergreifen, die durch Kürze und kräftigen Stimmungsgehalt wirklich künstlerisch wertvoll sind.

Eine sehr ernste Lebensauffassung legt \*Chambaud-Charrier<sup>62</sup>), Ernst v., an den Tag. 1835 erblickte er in Salzburg das Licht der Welt, widmete sich nach Vollendung seiner Gymnasialstudien der militärischen Laufbahn und focht tapfer bei Solferino und Königgrätz. Mit Orden geschmückt, aber infolge schwerer Verwundung dienstuntauglich, schied er 1872 aus dem aktiven Dienste und war bis 1882 Kammervorsteher S. k. u. k. Hoheit weiland Erzherzog Heinrich. Dann zog er

61) Vgl. Salz. Volksblatt, 1880, Nr. 52. Salz. Zeitung 1880, Nr. 91 ff. Nagler-Zeidler, Österr. Literaturgeschichte II, S. 580 und 587.

62) Frä. Ropelato Paula in Bozen sei an dieser Stelle für die freundlichen Auskünfte und Übersendung der Gedichte von Chambaud-Charrier herzlicher Dank gesagt.

sich in Bozen ins Privatleben zurück und ist als Oberst daselbst 1913 gestorben. Seine Umgebung ehrte ihn als vornehmen, ritterlich denkenden Mann und tapferen Offizier.

Auch als Dichter ist er eine lebenswürdige Erscheinung. Sein Lebensschifflein ist zwar im Jenseits verankert, aber deshalb hat er für das Diesseits doch helles Auge und warm fühlendes Herz. Aber seine Dichtungen sind ideal veranlagt. Gottvertrauen, Mannesmut, Abscheu vor allem Gemeinen und treue Pflichterfüllung schmückten den Mann und charakterisieren den Dichter. Seine erste Sammlung: „Gedichte“ (1883) enthält prächtige Stücke, mehr ernst, aber voll tiefer Menschenkenntnis und idealer Lebensauffassung. Reine Naturgedichte hat er wenig, obgleich er ein liebevoller Betrachter ihrer Schönheiten ist. Aber es zieht ihn immer wieder zur Gedankenlyrik oder zum scharf zugespitzten Sinngedicht. Humor und zuweilen Satire fehlen nicht.

Mehr tritt diese in einer anderen Sammlung hervor: „Reiseskizzen“ (1884). Hier ist er feinfühligere Beobachter der Schönheit Italiens in Kunst und Natur und geißelschwingender Satiriker zugleich. Es ist köstlich zu lesen, wie er das moderne Italien an verschiedenen Stellen charakterisiert, indem er an Plätze, Standbilder und Gebäude in den verschiedenen Städten seine Betrachtungen anknüpft.

Unsere Wanderung durch Salzburgs Dichterwald ist zu Ende. Viel Schönes sahen wir, Herzerfreuendes und Gutes. Die frische, reine Luft unserer Bergwälder umwehte uns und nur verhältnismäßig wenig und kurz drang es wie modrige, verpestete Großstadtluft entgegen.

Alle Stände, vom Handwerker angefangen bis zu den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, sind vertreten.

Auch a n d e r w ä r t s geborene Dichter haben an Salzburgs poetischer Entwicklung einen großen Anteil, wie umgekehrt Salzburgs Kinder im Ausland Schönes geleistet haben.

Zu wünschen bleibt, daß sich unsere einheimischen Dichter noch viel mehr als bisher die e n g e r e Heimat als Stoffgebiet und Kraftquelle erwählen, zumal sowohl in Charakteristik wie Rohstoffen eine reiche Ausbeute möglich ist.

Der Salzburger liebt ein trautes Familienleben, ist gemüts-tief und für Reize v o n a u ß e n sehr empfänglich. Obwohl für gewöhnlich mehr stiller Natur, kann er doch zu den lebhaftesten Gefühlsergüssen a n g e r e g t werden.

Im allgemeinen ist ihm weiter eine tief religiöse und im Zusammenhang mit seiner schweren Arbeit eine mehr e r n s t e Lebensauffassung eigen, sowie er auch mit großer Rechtschaf-

fenheit feurige Heimat- und Vaterlandsliebe verbindet, was gerade der Weltkrieg wieder gezeigt hat.

Und mag auch manches von diesen herrlichen Charaktereigenschaften durch fremde Einflüsse verwischt, ja sogar verloren gegangen sein, im großen und ganzen bestehen sie doch zu Recht und sind daher schöne Modelle für einen Dichter.

Wunder der Heimat, — hört man oft sagen, machten auf jeden empfänglichen Sinn einen so bleibenden Eindruck, daß sie fast heilkräftig zu wirken vermögen. Und in der Tat, welcher glänzende Vertreter hat doch die Heimatkunst z. B. in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark und Schlesien, auch zum Teil in Böhmen! Wie wissen diese Sänger ihrer Heimat Reize zu preisen und ihres Volkes Sinnen und Minnen in Friedenszeit und sturmdurchzitterten Tagen darzustellen! So soll es auch in Salzburg werden. Schon Salzburgs berühmter Topograph Johann Ernst Ritter von Koch-Sternfeld (geb. zu Mittersill 1788, gest. in Salzburg 1869) schreibt in der Einleitung zu seinen Rhapsodien (1843): „Einzelne Lieder wurden auch in andere Sammlungen und Almanache entnommen. Und so hat sich wieder erprobt, daß dem Heimathlichen, dem diese Dichtungen wesentlich angehören, für das Gemüth ein eigenthümlicher Reiz inwohnt: Das Heimathliche übt seine Kraft unter allen Zonen, bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedern. Die Dichtung darf dieser Stimmung auch nur auf halbem entgegen kommen, um willkommen zu sein“<sup>63</sup>).

So möge denn auch Salzburgs Poesie in Zukunft aus dem Heimatboden ihre besten Kräfte ziehen und dann werden aus diesem Erdreich Blütenbäume wachsen, deren köstlicher Anblick dem Lande ebenso zur Ehre wie dem Volke zum Wohle, zur Veredlung und Freude gereichen wird.

---

<sup>63</sup>) Die Rechtschreibung ist nach dem Original beibehalten.

## PERSONEN-VERZEICHNIS.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten. Namen in Klammern bedeuten die Decknamen der betreffenden Schriftsteller.)

### A.

Abfalter Alexander 72  
Achleitner Artur 212  
Adrian Karl 214  
Aigner Gottlieb 170  
Aigner-Sieghardt Karl 220  
Anderle Zdenko 123  
Anthaller Franz 216 ff  
Arenberg Maria, Prinzessin 191  
Arlt Wilhelm 220  
Auersperg Prinz Eduard 192  
Außerer Alois 164 ff

### B.

Bahr Hermann 170 ff  
Barach Moritz (Dr. Märzroth) 81,  
216  
Barazetti Sophie 225 ff  
Bekk Adolf 185 ff  
Bielczizky 223  
Blittersdorf Philipp Freiherr v.  
123  
Blum Tony 103  
Breitner Anton 99 ff  
Breitner Dr. Burghard (Bruno  
Sturm) 162 ff  
Brunetti-Pisano August 167 ff, 221  
Bulat-Königsklee Irma 226  
Buschbeck Erhard 221

### C.

Cappilleri Wilhelm 229  
Chambaud-Charrier Ernst v. 230  
Czaska Anton 221  
Czedik Emil 229

### D.

Demel Hans (Seebach) 154 ff, 222  
Denemy 223  
Diernacher Ludwig (X. Y. Z.) 72  
Dieter Heinrich 182 ff  
Doblhoff Josef Freiherr v. 104 ff

### E.

Eckhardt Franz 222  
Eckhardt Johannes Dr. 220  
Egerer, P. Gislar, O. S. B. 199  
Eisenstein Artur Freiherr v. 122  
Elbert Mia 221  
Engl Joh. Ev. 215 ff  
Esterházy Graf Josef 193

### F.

Fallnhauser Josef 220  
Fasching Anna 153

Forstner Franz Dr. 219  
Freisauff Rudolf v. 216, 222  
Fritsch Franziska 103 ff

### G.

Glänzer Ignaz 224  
Gotter Johann 76  
Gruber Franz 89  
Gundringer Michael 170, 213

### H.

Hagenauer Arnold 209  
Hammerle Alois 215  
Hangel Trude 220, 221  
Hauer Karl 221  
Hauthaler P. Willibald, Abt 149,  
218  
Helle Friedrich Wilhelm 103  
Helmreich Wenzel v. 168  
Hettegger Dr. Gregor 214  
Hinterhuber Rudolf 73  
Hittmair Dr. Anton 215  
Hohfeld Dora 125 ff  
Hölzl Käthi 123, 219  
Huber Josef (Degenhart) 149 ff  
Huber Nikolaus 215  
Hübl Friedrich (Hildebrand) 164  
Huemer Camillo Dr. 166

### J.

Jäger Matthias 214  
Jäger P. Vital, O. S. B. 217

### K.

Kalkreuth Emilie v. 193  
Kalser Leo (Maasfeld) 167  
Karner Franz (Paul Kildar) 188 ff  
Kirchsteiger Hans 145  
Klotz P. Petrus, O. S. B. 218  
Knauer Otto 220  
Koch-Breuberg Friedrich 123  
Koek P. Aemilian 72  
Kollmann Josef 210  
Kotzky J. M. 223  
Kuenburg-Stolberg Berta, Gräfin  
146 ff

### L.

Lasser Albert v. 210  
Ledochowska Theresia (Alexan-  
der Halka, Afrikanus) 169  
Leitenberger Johanna (Lita-  
horsky) 87  
Liebisch Rudolf 227

**M.**

Maasfeld Leo (siehe Kalser)  
 Marek Josef 80  
 Maria Antoinette, Erzherzogin  
 188, 190  
 Martin Dr. Franz 220  
 Märzroth (siehe Barach)  
 Mauhart Josef 210  
 Mell Roman Albert 221  
 Mertens Ludwig 84  
 Micheu Franz (Franz v. Salzburg)  
 227  
 Mielichhofer Ludwig 90  
 Mohr Josef 89  
 Müller v. Waldeck 101

**N.**

Naumann Josefine 87

**O.**

Ortner Matthias (Hidigegei) 151

**P.**

Paschwitz 212  
 Petter Dr. Alexander 210  
 Pfest Ladislaus 69, 153  
 Pichler Anton 193, 197 ff  
 Pichler G. A. 71  
 Pirchl Hans 210  
 Pflanzl Otto 123, 219  
 Pollak Dr. Josef (Jos. Riedl) 150  
 Purtscheller Ludwig 217

**R.**

Radnitzky August (Fink v. Matt-  
 see) 72, 184  
 Rausch Konrad 221  
 Reitzenbeck Heinrich 77  
 Riß Ernst 210.

**S.**

Salvenmoser Dr. Martin 220  
 Santner Karl 184  
 Sauter Ferdinand 69  
 Scharnberger Karl 210  
 Scheiblbrandner Alexander 221  
 Scherer Franz (Wolfram) 134 ff  
 Schilling Julius 90  
 Schindler Julius Alex. (Julius von  
 der Traun) 69, 91  
 Schleifer Betty 87  
 Schleifer Dora (Makarius) 87  
 Schleifer Emilie 87  
 Schleifer Moritz 85  
 Schmid Franz Xav. (Tertullian  
 Faber) 83  
 Schmid Georg 215  
 Schmiderer Johann 193 ff  
 Schmuck Erich 210  
 Schnehen Rudolf Freiherr v. 133 ff  
 Schöpf Dr. Josef 153, 219  
 Schoßleitner Karl 206 ff, 221  
 Schullern Heinrich 112

Schuster Dr. Richard 210  
 Schwaiger Michael 178 ff  
 Schwarz P. Heinrich, O. S. B. 78,  
 153  
 Schwarzbach Josef 152  
 Schwarzburg-Sondershausen, Ma-  
 thilde v. (Dornheim) 193  
 Schwer Josef Alex. 219  
 Sedelmayer Johanna 69.  
 Seebach Hans (siehe Demel)  
 Seeber Josef 103  
 Seidl Otto 217  
 Seipel Dr. Ignaz 222  
 Signitzer Matthias 210  
 Silberstein August 154  
 Sohn Alois 84  
 Steger Josef 210  
 Steinhauser Adolf 71, 210  
 Steinpatz Josef 220  
 Storch Franz 74  
 Straßer P. Josef, O. S. B. 220  
 Straube Emanuel 91  
 Strele-Bärwangen Ritter v. 199  
 Süß Vinzenz 91

**T.**

Theresia, Schwester 202  
 Thiemo P., O. S. B. 217  
 Trakl Georg 202 ff, 221  
 Treu Hilde 220  
 Treu Valerian 101  
 Troll-Borostyani Irma v. 107 ff

**U.**

Unterberger Jakob 210

**V.**

Volderauer Friedrich 80  
 Vorberg Max 212  
 Vorderegger Franz 210

**W.**

Wagner Hermann 214, 219  
 Wagner Karl 215  
 Wagner Sylvester 184, 216  
 Waldried-Moser Karl 220  
 Wallen Baldur von 103  
 Wallmann Heinrich (Heinrich von  
 der Mattig) 75  
 Walz 217  
 Weichs Gabriele 88  
 Welser Julius 184  
 Wertheimer Egon 221  
 Widmann Dr. Hans 107, 212, 213  
 Wisbacher Franz 182  
 Wrede Fürst Friedrich (Friedrich  
 vom Stein) 112 ff 221

**Z.**

Zeller Heinrich 210  
 Ziegler Karl (Carlopag) 91  
 Zöllner A. 223  
 Zwanziger Ignaz 72